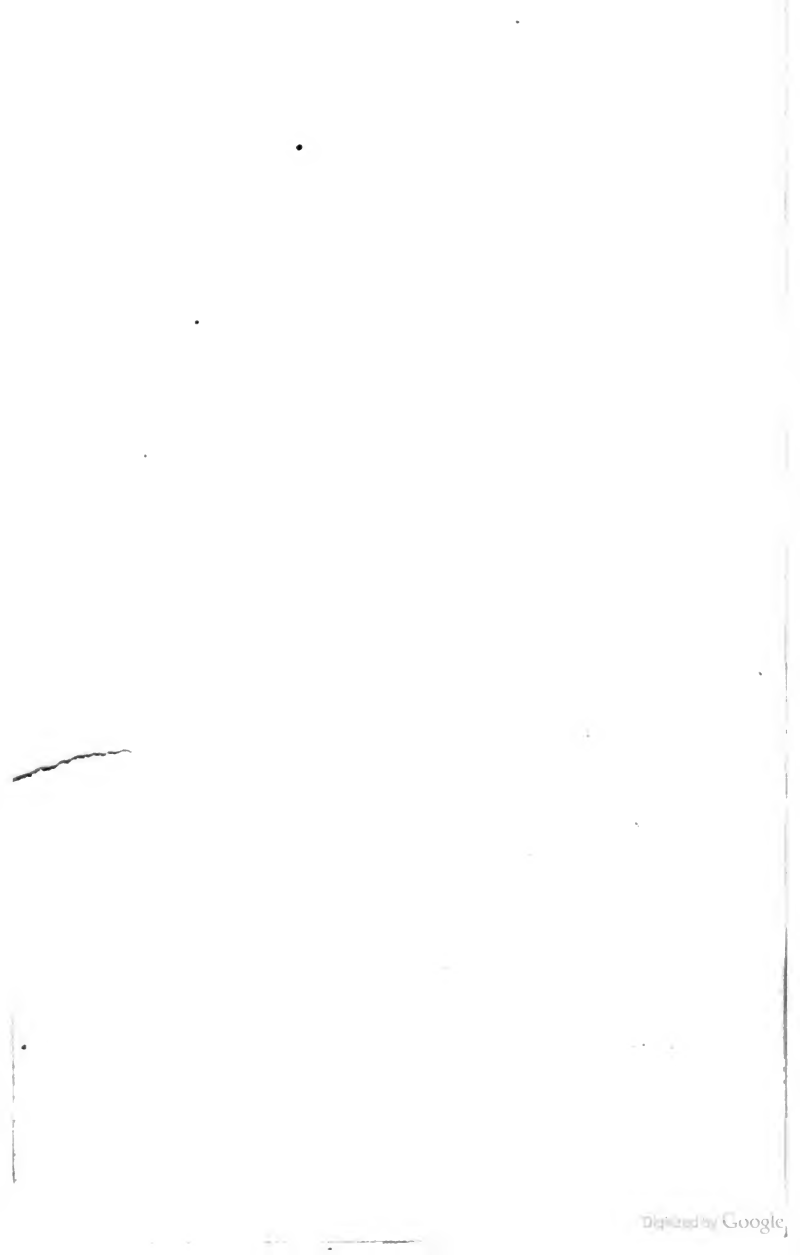
Erzählungen aus der Geschichte

Heinrich Wilhelm Stoll





Erzählungen aus der Geschichte.

Für Schule und Haus.

Von

H. W. Stoll,

Professor am Gymnasium zu Weilburg.

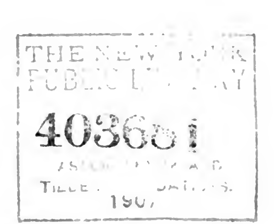
Drittes Bändchen:

Geschichte des Mittelalters.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1873.



Vorwort.

Das vorliegende Bändchen ist der dritte Theil eines Buches, das in fünf Abtheilungen das ganze Gebiet der Geschichte, soweit es der Jugend in dem ersten Unterricht eröffnet werden kann, behandeln soll. Das erste Bändchen enthält eine historisch-geographische Uebersicht von Vorderasien und die Geschichte von Griechenland, das zweite die römische Geschichte, dies dritte die Geschichte des Mittelalters; der vierte Theil wird den Zeitraum von der Reformation bis zur französischen Revolution excl., der fünfte die französische Revolution und die folgende Zeit bis auf unsere Tage enthalten.

Der zur Mittheilung ausgehobene Stoff ist in einer gemäßigten Ausführlichkeit erzählt, so daß dem Schüler ein möglichst anschauliches Bild der jedesmaligen Ereignisse und für die häusliche Repetition eine genügende Unterlage geboten wird, während dem Lehrer bei dem Unterrichte noch hinlängliche Gelegenheit zu weiterer Ausführung gelassen ist. Die Geschichte des deutschen Volkes, das ja ohnedies in dem Mittelalter die Haupt-

rolle spielt, ist in ziemlicher Vollständigkeit gegeben und nimmt selbstverständlich bei weitem den größten Raum ein; aus der Geschichte der andern Völker ist nur Weniges, das auch unserer Jugend nicht wohl darf vorenthalten werden, hereingezogen. In derjenigen Zeit des Mittelalters, in welcher unsere deutschen Kaiser mit der päpstlichen Macht im Streite liegen, stehen wir aus guten Gründen auf der nationalen Seite; das Buch ist, ohne jedoch einen einseitigen und unberechtigten Standpunkt festzuhalten, gibelinisch.

Germanien und die Germanen.

Germanien, das alte Deutschland, war zur Zeit von Christi Geburt im Westen vom Rhein, im Süden von der Donau, im Norden von Nord- und Ostsee begrenzt. Nach Osten ist eine genaue Begrenzung nicht möglich; hier wohnten die deutschen Stämme bis in das südliche Rußland hinein. Die Römer, denen wir die erste Kunde über unser Vaterland verdanken, beschreiben Deutschland als ein wüstes, unwirthbares Land voll großer Wälder und Sümpfe und sprechen von seinen Wildnissen mit einem Schauer, wie wir heute von den Wüsteneien Sibiriens. Sämmtliche Gebirge Mitteldeutschlands waren fast von einem einzigen zusammenhängenden Walde bedeckt; es war dies der s. g. hercynische Wald, der nach Cäsars Angabe 9 Tagereisen in der Breite hatte und sich vom Rhein nach Osten bis zu den Karpathen erstreckte, ohne daß jem and sagen konnte, wo er endete. In Folge der Wildniß und des feuchten Bodens war denn auch das Klima viel kälter und rauher als heut zu Tage. Die edleren Früchte und Getreidearten gediehen noch nicht im Lande; man pflanzte auf den Feldern Hafer und Gerste. In den Wäldern hausten die Thiere des höheren Nordens, das Rennthier und Elenthier, der Auerochs und der Bär. Die zahlreichen Heerden, die vorzugsweise den Reichthum der Deutschen ausmachten, bestanden mehr aus Kleinvieh als aus Rindern; und diesen fehlten die Hörner. Die Pferde waren klein und unansehnlich, aber durch Zucht und Uebung ausdauernd und der größten Anstrengung fähig.

Die Germanen, die alten Deutschen, werden beschrieben als ein starkes Geschlecht von hohem und schönem Wuchs; die

Männer wurden gemeiniglich 7 Fuß hoch, und die Frauen gaben ihnen an Größe und Kraft wenig nach. Sie waren vor andern Völkern ausgezeichnet durch langes goldgelbes Haar und durch ein blaues, feurig blitzendes Auge. Der Germane war rauh wie sein Land, kriegslustig und tapfer, wie kein anderes Volk. Feinere Cultur war ihm fremd; aber sein einfaches Gemüth war mit schönen Vorzügen reich begabt. Man rühmte außer seinem Muth und seiner Todesverachtung seine Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Treue, weshalb die mißtrauischen römischen Kaiser sich mit deutschen Schutzwachen umgaben, seine unbegrenzte Gastfreundschaft, Freiheitsliebe, seine Züchtigkeit und Keuschheit der Sitten. Die Frauen standen in hohen Ehren, und die Ehe war unverbrüchlich heilig. „Bei den Germanen", sagt der römische Geschichtschreiber Tacitus, „herrschten gute Sitten, und diese waren wirksamer als anderwärts gute Gesetze." Neben diesen sittlichen Vorzügen des Germanen heben die Römer auch die Anlage zu Scharfsinn und zu tieferem Nachdenken hervor. Auch die Gabe des Gesanges und der Dichtkunst, wodurch der Deutsche heute sich auszeichnet, war schon in ältester Zeit bei unserem Volke vorhanden. Die Barden oder Dichter, welche ihre Gesänge mit der Leier begleiteten und die Ruhmesthaten ihres Stammes priesen, standen in hohem Ansehen. Es wird erzählt, daß oft, wann in der Feldschlacht die Heere sich näherten, die Schwerter geschwungen und die Speere geworfen wurden, die Barden dazwischen traten und augenblicklich zwischen den Kämpfenden die tiefste Ruhe herstellten, gleichsam als wäre ein wildes Thier mit einem Zauberstab berührt worden.

Andrerseits dürfen wir auch die Fehler der Germanen nicht verschweigen, Fehler, welche bei Menschen von großem Selbstgefühl und niederem Bildungsgrade häufig vorkommen. Dahin gehört unter anderen eine stolze Ueberhebung und Geringschätzung Anderer, Hab- und Raubsucht, harte und rauhe Grausamkeit gegen Untergebene und Besiegte. Der Krieg und die dem Krieg verwandte Jagd waren die Lieblingsbeschäftigung des freien Germanen. Die übrige Zeit verbrachten sie gerne mit ihres Gleichen bei Spiel und Gelagen,

oder sie ergaben sich dem trägen Nichtsthun, sie lagen auf der Bärenhaut; denn die Arbeit des Hauses und die Bebauung des Ackers überließen sie den Frauen und Sclaven. Eine solche Beschäftigung war des freien Mannes unwürdig. Uebrigens nahm das Ackerfeld nur einen kleinen Raum ein; denn die Hauptnahrung war das Vieh und das Wild. Große Fehler der Germanen waren Spiel- und Trunksucht. Bei ihren Gastmählern und Gelagen, die oft Tag und Nacht hindurch dauerten, berauschten sie sich an dem Meth, den sie aus der Gerste brauten, oder auch an Wein, der ihnen von fremden Handelsleuten zugeführt ward. Oft kam es dabei zu blutigem Streit; sie forderten sich zum Zweikampf, der dann sogleich stattfand. Aber häufig wurden bei den Gastmählern auch die wichtigsten Angelegenheiten der Gemeinde berathen. Die Spielsucht war bei dem Germanen so groß, daß er nicht selten Hab und Gut im Würfelspiel verlor und zuletzt sogar Leben und Freiheit auf den Wurf setzte. War das Glück wider ihn, so ließ er sich geduldig und ohne Klage binden und zum Verkaufe führen.

Die Religion der Germanen war wie alle vorchristlichen Religionen mit Ausnahme der jüdischen eine heidnische; sie verehrten die Mächte und Erscheinungen der Natur, die sie sich zu persönlichen Göttern ausgebildet hatten. An der Spitze der gesammten Götterwelt stand Wuotan oder Odin, der Schöpfer und Erhalter der Welt. Während er auf seinem Himmelssitze thront, sitzen auf seinen Schultern zwei Raben, Hugin (Geist) und Munin (Erinnerung), und melden ihm, was sie auf ihrem täglichen Flug über die Erde gesehen. Die Sonne ist sein Auge, die Sturmwolke sein Roß. Noch heute lebt er als wilder Jäger in der deutschen Sage. Seine Gemahlin war Frigga (Fria, Hulda), die Beschützerin der Ehe und der Familie, sein Sohn der Donnergott Thor, der, einen gewaltigen Streithammer in der Hand, auf einem mit Böcken bespannten Wagen durch den Himmel fährt und aus seinem rothen Barte die Blitze bläst. Ein anderer Sohn des Wuotan war Baldur, der Gott des Lichts und der Wahrheit. Loki war Gott der Finsterniß, der Falschheit und des Trugs, Ziu (Tyr) Gott des Kriegs. Wer auf der Wahlstatt

den Heldentod starb, gieng zu einem ewigen Freudenleben in Walhalla ein, die andern fuhren hinab zur Unterwelt, in das Reich der Hela, der Tochter Lokis. Die Götter wurden verehrt nicht in geschlossenen Tempeln, sondern in Wäldern und Hainen, auf Bergen und an Quellen. Die Priester, die jedoch keinen besonderen Stand bildeten, waren gleich den Barden von großem Ansehen und Einfluß.

Städte und selbst größere Dörfer gab es in Germanien nicht. Man wohnte in einzelnen Gehöften, die in den Thälern und in den Lichtungen der Wälder zerstreut lagen; der freie Mann in seinem Streben nach Unabhängigkeit mied die zu nahe Nachbarschaft eines Andern, um nicht durch diesen in seinem Treiben und Thun beengt und beschränkt zu sein. Eine größere Zahl von Gehöften bildete einen Bezirk, eine Hundertschaft, die sich aus ihrer Mitte einen Centgrafen (Hundertgrafen) wählte; mehrere Hundertschaften wieder bildeten einen Gau mit einem Grafen an der Spitze. Die älteste Verfassung der Deutschen war demokratisch, sie beruhte auf der Herrschaft der Volksgemeinde. Die Volksversammlung, an welcher jeder freie Mann Antheil hatte, übte die Gesetzgebung und die richterliche Gewalt über Frevel, welche, wie Landesverrath, das ganze Volk betrafen, und hatte die Entscheidung über Krieg und Frieden und sonstige wichtige Angelegenheiten.

Jedem freien Mann diente eine größere Zahl von Sclaven, die ihm das Haus und das Feld bestellten, und außerdem war ihm eine Anzahl von Hörigen (Clienten) unterthan, denen er gegen einen bestimmten Zins Theile von seinem Besitzthum zur Bebauung übergeben hatte. Der Hörige und der Knecht waren kenntlich am geschorenen Haar und hatten nicht das Recht Waffen zu tragen; doch folgten sie dem Herrn als Waffenknechte in die Schlacht, halbwild und elend gekleidet, während der Freie in prächtigen Waffen prunkte. Unter den Freien ragten wieder einzelne Geschlechter durch größeres Besitzthum und höheres Ansehen hervor und bildeten den Adel des Volks. Aus diesem Adel erhoben sich bei einigen Stämmen die königlichen Familien; bei den übrigen

Stämmen, die keine Könige hatten, wurden für den Krieg als Oberanführer Herzöge gewählt. Die Kriegslust trieb viele freie Männer, sich einem durch Adel und Tapferkeit ausgezeichneten Manne anzuschließen und sein Gefolge zu bilden, um unter seiner Führung Kriegs- und Beutezüge zu unternehmen. Durch eine solche Gefolgschaft gelangte mancher tapfere Heerführer zu einer königlichen Macht.

Seit durch Cäsar und unter Augustus Rhein und Donau die Grenzen zwischen dem Römerreich und den Deutschen geworden waren, wurde an diesen Grenzen, welche die Römer mit starken Bollwerken befestigt hatten, manch blutiges Treffen geschlagen. Anfangs gelang es den Römern, auf dem rechten Rheinufer einen zusammenhängenden Strich Landes, der südlich vom Main eine ziemliche Breite hatte und das Zehntland hieß, an sich zu bringen und durch Castelle und Straßen zu sichern; aber in dem 2. Jahrhundert n. Chr. schon zerbrachen die Germanen hier und da die römischen Wehren, und in dem 3. Jahrhundert trieben sie die Römer über den Rhein zurück. Um diese Zeit hatten die Deutschen ihre Kräfte dadurch verstärkt, daß mehrere Stämme sich zu größeren Völkerbündnissen zusammenschlossen. So entstand am oberen Rhein der Bund der Alemannen, nördlich vom Main bis hinab zum Niederrhein bildete sich der Bund der Franken, dessen Kern die Chatten und die Sigambrer ausmachten. In Norddeutschland von der Elbe bis fast zum Rhein saßen die Sachsen, zu denen die Cherusker gehörten, und im äußersten Osten bis zum schwarzen Meer der Völkerverein der Gothen. Franken und Alemannen stoßen mit immer größerer Energie gegen die römischen Grenzen, sie dringen in einzelnen Schaaren über den Rhein und durchziehen plündernd das gallische Land sogar bis zu den Pyrenäen. Die Sachsen machen kühne Raubzüge zur See nach den Küsten von Gallien und Britannien. Die Gothen erobern das römische Dacien und machen nicht blos über die Donau, sondern auch vom schwarzen Meere aus zur See verheerende Einfälle in die östlichen Länder des römischen Reichs. Nach der Mitte des 4. Jahrhunderts endlich, als die große Völkerwanderung begann, flutheten unauf-

hörlich die deutschen Völker überall über ihre Grenzen und zertrümmerten wenigstens im westlichen Europa die römische Weltherrschaft, um den Grund zu neuen Reichen und zu einem neuen Zeitalter zu legen.

Erster Zeitraum.

Von der Völkerwanderung bis zum Ende der Karolinger in Deutschland.

375 — 911 n. Chr.

I. Die Völkerwanderung.

375—568 n. Chr.

1. Die Hunnen. Die Westgothen unter Alarich.

Im J. 375 erschien an der östlichen Grenze Europas nördlich vom caspischen See ein umherschweifendes Volk, die Hunnen, aus dem innern Hochasien durch Ereignisse, die uns unbekannt sind, vertrieben, und gab den Anstoß zu einer allgemeinen Bewegung der Völker Europas. Aus der Beschreibung ihres Körperbaues und ihrer Lebensweise erkennt man, daß sie der mongolischen Menschenrace angehörten. Sie werden als ein Volk geschildert von fürchterlicher Wildheit und Häßlichkeit. Sie hatten gedrungene Glieder, kurzen Nacken und einen dicken Kopf mit starken Backenknochen und sehr kleinen tiefliegenden Augen. Bart hatten sie wenig oder gar nicht; denn sie durchfurchten ihren Kindern bald nach der Geburt das Gesicht mit dichten und tiefen Schnitten, damit durch die Narben der Bartwuchs verhindert werde. Ihre Gestalt war so wunderlich, daß man sie für zweifüßige Bestien oder für roh behauene Brückenpfähle halten mochte. Den Gebrauch des Feuers zum Kochen kannten sie nicht; sie aßen

Wurzeln von Kräutern und halbrohes Fleisch, das sie vorher unter ihren Sattel auf das Pferd legten und mürbe ritten. Ohne Haus oder Hütte, schweiften sie wild in Wald und Feld umher und gewöhnten sich von Kindheit auf an Ertragung von Frost und Hunger und Durst. Ihre Kleider bestanden aus Leinen und aus zusammengenähten Fellen von Waldthieren und sie trugen sie, bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fielen. Sie hatten runde Mützen aus Zottelfellen, ihre struppigen Beine umkleideten sie mit Ziegenfellen, ihre Schuhe waren formlos und gestatteten keinen freien Schritt. Deshalb waren sie auch zu einem Kampfe zu Fuß nicht geeignet. Fast beständig hingen sie auf ihren zwar ausdauernden, aber häßlichen Pferden; zu Pferde sitzend, essen und trinken und schlafen sie, kaufen und verkaufen, auch bei gemeinsamen Berathungen sitzt Alles zu Pferde. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führen sie auf Karren mit sich. Im Kampfe sind sie furchtbar auf ihren schnellen Rossen. Mit schrecklichem Geheul stürzen sich ihre ungeordneten Schwärme auf den Feind und bewerfen ihn mit ihren Lanzen und ihren mit spitzen Knochen versehenen Pfeilen; sie umschweifen ihn, bald sich zerstreuend bald sich sammelnd; jetzt ziehen sie sich zurück, dann wieder werfen sie sich mit Ungestüm auf den Gegner und beginnen einen Nahekampf mit dem Schwert, oder sie werfen ihm Schlingen über den Kopf und schleppen ihn mit sich fort. Ackerbau kennen sie nicht; ohne feste Wohnsitze ziehen sie gleich Flüchtlingen mit ihren Pferden und Wagen beständig umher, keiner kann sagen, wo er geboren ist. Sie leben ohne Gesetz und beständige Sitte; fast wie wilde Thiere scheinen sie kaum zu wissen, was ehrenhaft und unehrenhaft ist; sie sind treulos und doppelzüngig und lassen sich durch keinen Eid und keine Gottesfurcht binden. Sie folgen den Trieben und Leidenschaften ihrer unbändigen Natur, am meisten aber beherrscht sie die Begier nach Gold, und deshalb unternehmen sie häufige Raubzüge.

Dieses schreckliche Volk also erschien im J. 375 plötzlich an der Ostgrenze Europas und warf sich auf die Alanen, welche in den grasreichen Ebenen östlich vom Don ein nomadisirendes Leben führten. Die besiegten Alanen schlossen sich

den Hunnen an und drangen nun mit diesen gen Westen, wo sie auf die Gothen stießen. Diese, von dem Don bis zur Donau hin wohnend, zerfielen damals in die Ost- und die Westgothen. Ueber die Ostgothen herrschte der 110jährige Hermanerich aus dem Geschlechte der Amaler (Amelungen), der sich ein viele Völker umfassendes Reich gestiftet hatte. Damals war er krank an einer schweren Wunde, und da er sich deshalb nicht selbst dem Einbruch der Hunnen entgegen stellen konnte, so stürzte er sich in sein Schwert. Die Ostgothen wurden hierauf von den Hunnen besiegt und wurden ihnen unterthan; ein Theil derselben aber zog über den Dnieper in die Wohnsitze der Westgothen.

Die Westgothen konnten dem Andrang, der von Osten kam, nicht widerstehen und wandten sich zum Theil nach den Karpathen; der größere Theil aber setzte mit der Erlaubniß des römischen Kaisers Valens über die Donau und kam in das römische Gebiet. Unter ihnen war auch der ehrwürdige Bischof Ulphilas oder Wulfilas, ein Gothe, der unter seinem Volke zuerst das Christenthum verbreitet und für dasselbe die Bibel ins Gothische übersetzt hatte.*) Die Westgothen, 200,000 streitbare Männer mit Weibern und Kindern, wohnten eine kurze Zeit friedlich in dem Lande südlich von der Donau; da aber die römischen Statthalter sich allerlei Mißhandlungen und Treulosigkeiten erlaubten und ihnen namentlich schlechte Nahrungsmittel gegen ungeheure Preise verkauften, so daß eine Hungersnoth entstand, so griffen die Gothen unter ihrem Führer Fridigern zuletzt verzweifelt zu den Waffen, schlugen die römischen Truppen aus dem Feld und durchzogen raubend und verheerend ganz Thrakien.

---

*) Eine Handschrift dieser Bibelübersetzung wurde vor etwa 300 Jahren in dem Kloster Werden aufgefunden; sie kam nach Prag und wurde 1648 nach der Einnahme von Prag durch die Schweden nach Upsala gebracht, wo sie sich noch befindet. Sie heißt der silberne Codex, weil sie in massives Silber eingebunden ist. Diese Bibelübersetzung ist als das älteste Denkmal der deutschen Sprache von außerordentlicher Wichtigkeit.

Als der Kaiser Valens mit einem starken Heere zur Abwehr herbeikam, entspann sich eine furchtbare Schlacht bei Adrianopel, in welcher unter der heißen Augustsonne, von wirbelndem Staub umhüllt, in schrecklichem Getümmel die Völker sich mordeten, bis gegen Abend die Römer sich zur Flucht wandten. Der Kaiser selbst wurde in der ersten Dunkelheit des Abends verwundet und begab sich mit einigen Begleitern in eine Hütte, um sich verbinden zu lassen. Die nachdringenden Gothen umlagerten die verschlossene Hütte, und da sie die Thüre nicht erbrechen konnten, schleppten sie Reisig vor dieselbe und zündeten die Hütte an. Sie verbrannte mit allen, die darin waren; nur Einer rettete sich durch einen Sprung durchs Fenster. Durch ihn erst erfuhren die Gothen, daß sie den Kaiser verbrannt hatten. In der Schlacht bei Adrianopel (378) waren zwei Drittheile des römischen Heeres gefallen, es war eine größere Niederlage als die bei Cannä.

Theodosius der Große, der zuerst Beherrscher des östlichen, später Kaiser des ganzen Reiches ward, beschwichtigte durch Klugheit und mildes Entgegenkommen die das Land durchtobenden Gothen und schloß einen Vertrag mit ihnen ab, wodurch ihnen Thrakien und andre benachbarte Theile des Reiches zum Wohnsitz überlassen wurden. Sie erkannten die Oberhoheit des Kaisers an, erhielten Lebensmittel und Jahrgelder und versprachen Truppen zu stellen zum Schutze des Reichs. Theodosius nahm 40,000 Mann sogleich in sein Heer auf.

Vor seinem Tode (395) theilte Theodosius das römische Reich unter seine beiden Söhne, so daß der 18jährige Arcadius die östliche Hälfte mit der Hauptstadt Constantinopel, der 11jährige Honorius das westliche Reich mit der Hauptstadt Rom erhielt. Von da an blieben die beiden Reiche für immer getrennt. Für Honorius war erster Minister und Verwalter des Reichs der tapfere Stilicho, ein Gothe oder Vandale von Geburt, für Arcadius der Gallier Rufinus, ein stolzer und ränkevoller Mann. Da dieser den Westgothen die bisher bezogenen Jahrgelder vorenthielt, so stellten sie den Alarich, einen Heldenjüngling aus dem edlen Geschlechte

der Balten (Baltungen), an ihre Spitze und zogen unter schrecklichen Verwüstungen durch die ganze griechische Halbinsel. In Arkadien schloß Stilicho, der von Italien aus zu Hülfe gekommen, in einer wasserarmen Gegend den Alarich durch geschickte Umschanzungen dermaßen ein, daß das ganze Heer Gefahr lief verwüstet zu werden; aber Alarich brach glücklich durch die Umwallung durch und setzte sich in Illyrien fest, wo sein Volk ihn auf den Schild erhob und zum König machte. Eutropius, der an die Stelle des ermordeten Rufinus getreten war, schloß hierauf mit Alarich Frieden; er ernannte ihn zum Oberfeldherrn des östlichen Illyriens, das zum oströmischen Reiche gehörte, mit der heimtückischen Absicht, ihn von hier aus als Werkzeug gegen das angrenzende Westreich und gegen Stilicho zu gebrauchen.

Wirklich brach auch Alarich mit seinen Gothen im J. 402 in Oberitalien ein und verbreitete Angst und Schrecken durch die ganze Halbinsel. Der schwache Honorius, dessen Hauptvergnügen war, seine lieben Hühner zu füttern, floh von Mailand, wo er gewöhnlich wohnte, in das feste Ravenna, das durch Sümpfe und Canäle ringsum geschützt war; Stilicho aber eilte mitten im Winter über die Alpen und zog die Truppen, welche am Rhein und in Britannien standen, an sich, um sie zur Vertheidigung Italiens zu verwenden. Als er im Frühjahr 403 in Italien erschien, überfiel er die Gothen, während sie das Osterfest feierten, bei Pollentia (in Piemont); aber er fand rasche und tapfere Gegenwehr, so daß der Sieg unentschieden blieb. Nach einer zweiten Schlacht bei Verona — wenn sie überhaupt vorgekommen — zog Alarich nach Illyrien zurück; aber Stilicho fürchtete denn doch den Gothenkönig so sehr, daß er um des Friedens willen ihm einen Jahrgehalt von 4000 Pfund Goldes versprach und ihn zum Oberfeldherrn auch des westlichen, zu Westrom gehörigen Illyriens ernannte. Als Stilicho, neben seinem Schützling Honorius sitzend, seinen Einzug in Rom hielt, wurde er von dem jubelnden Volke als der Retter Italiens begrüßt.

Aber Honorius war schwach und thöricht genug, seinem schmeichelnden und verleumderischen Hofgesinde mehr zu

trauen, als dem tapfern und thätigen Stilicho, der die Stütze seines Reiches war. Er ließ sich einreden, Stilicho wollte ihn mit Hülfe der Barbaren vom Throne stürzen und seinen eigenen Sohn zum Kaiser machen, und gebot ihn zu tödten (408). Nach Stilichos Ermordung fielen die Römer sofort über die Weiber und Kinder der im römischen Solde stehenden deutschen Krieger her und machten sie nieder. Auch verweigerten sie dem Gothenkönig den von Stilicho versprochenen Jahrgehalt. Das war für Alarich Grund genug, wieder in Italien einzufallen. Während Honorius hinter den Mauern Ravennas Schutz suchte, marschirte Alarich, verstärkt durch die 30,000 Mann deutscher Truppen, deren Angehörige von den Römern gemordet worden waren, gegen das zitternde Rom los, das seit Hannibal keinen Feind mehr vor seinen Thoren gesehen hatte. Der Stadt wurde alle Zufuhr abgeschnitten, so daß Hunger und Pest in furchtbarster Gestalt zu wüthen begannen. Rom hatte immer noch mehr als eine Million Einwohner; aber die alte Mannhaftigkeit war den Römern längst entschwunden. Sie bestanden aus einer Anzahl von reichen Familien, die in Ueppigkeit und Schwelgerei versunken waren, und einer Masse elenden, genußsüchtigen Pöbels. Zu tapferer Gegenwehr war weder bei Hohen noch bei Niederen Kraft und Muth. Nachdem Tausende in den Häusern, Tausende auf den Straßen gestorben waren, schickte man Abgesandte an Alarich, um zu unterhandeln. Als diese mit ihrer unzählbaren Menge Volkes prahlten und drohten, sah Alarich sie höhnisch an und sprach: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen.“ Da Alarich als Bedingung des Friedens alles Gold und Silber der Stadt und die Auslieferung sämmtlicher Sclaven deutscher Abkunft forderte und sie fragten: „Was willst du uns dann noch übrig lassen?“ antwortete er verächtlich: „Das Leben.“ Eine zweite Gesandtschaft der Römer trat bescheidener auf, und deshalb begnügte sich Alarich jetzt mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidenen Gewändern, 3000 Gewändern von feinem Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer. Um das Gold liefern zu können, mußten damals die Römer die goldene Bildsäule

der Virtus, der Mannhaftigkeit, einschmelzen. Ihre eigene Mannhaftigkeit war ja schon längst dahin. Als Alarich nach Hetrurien in die Winterquartiere zog, folgten ihm nicht weniger als 40,000 deutsche Sclaven, die aus Rom entliefen.

Da Honorius, der immer noch in Ravenna saß, die Friedensbedingungen nicht erfüllte, so zog Alarich im J. 409 wieder gegen Rom. Die Stadt öffnete ihm ohne Widerstand die Thore; Honorius wurde abgesetzt, und Alarich wählte an seine Stelle einen vornehmen Römer, Namens Attalus. Da dieser sich aber als unfähig und unwürdig erwies, so nahm ihm Alarich die kaiserlichen Zeichen wieder ab und schickte sie dem Honorius als Zeichen seiner Freundschaft. Doch auch jetzt verübte Honorius in seinem Hochmuth und seiner Thorheit wieder Feindseligkeiten gegen die Gothen, so daß diese Rache forderten und Alarich im J. 410 zum dritten Mal gegen Rom marschirte. Diesmal wurde die Stadt mit Sturm genommen. Alarich hatte zwar vor der Einnahme seine Krieger ermahnt, das Leben der Unschuldigen zu schonen und die Kirchen zu achten; allein die unglückliche Stadt litt doch Unsägliches durch Raub und Mord und Gewaltthat jeder Art. Die Kirchen und alles, was sich in dieselben geflüchtet, wurden geschont; denn Alarich sagte: „ich führe Krieg mit den Römern und nicht mit den Aposteln." Ein Gothe fand in der Wohnung einer alten geistlichen Jungfrau einen großen Schatz goldener und silbener Gefäße. Sie sagte ihm: „Diese heiligen Gefäße gehören dem Apostel Petrus. Willst du sie anrühren, so nimm die kirchenschänderische That auf dein Gewissen; ich werde dir nicht wehren." Als der Soldat die Sache dem König meldete, befahl dieser, die heiligen Geräthe sogleich in die Kirche des Apostels zu bringen. Eine zahlreiche Schaar von Gothen begleitete mit blanker Waffe die Männer, welche den Schatz zu der Kirche trugen, durch die Straßen. Als dies die Römer sahen, schloßen sie sich, begeistert durch solche Großmuth, ohne Unterschied des Ranges, des Alters und Geschlechtes dem Zuge an und sangen feierliche Gesänge, und die gothischen Krieger, erstaunt über dies Schauspiel, ließen ab vom Plündern.

Dem Honorius in Ravenna überbrachte ein Bote die

traurige Nachricht von Roms Eroberung mit den Worten: „Ach Herr, die Gothen haben Roma genommen.“ Da schlug der Kaiser erschreckt die Hände zusammen und sprach: „Aber wie ist das möglich, Roma war ja noch vor kurzem hier.“ Er meinte nämlich seine Lieblingshenne Roma und beruhigte sich leicht, als der Bote sagte: „Herr, ich rede nicht von einem Vogel, sondern von der Weltstadt Rom.“

Sechs Tage nach der Eroberung Roms zog Alarichs Heer, mit ungeheurer Beute beladen, nach Süden ab; er wollte weiter nach Sicilien und Afrika. Aber in Unteritalien bei Consentia (jetzt Cosenza) ereilte den Heldenkönig plötzlich der Tod, in einem Alter von 34 Jahren. Die Gothen begruben ihren großen Führer in großartiger Weise. Sie lenkten den Fluß Busento in ein neues Bett, gruben in dem alten Bett ein tiefes Grab und senkten dann die Leiche in voller Rüstung mit seinem Streitroß und vielen Schätzen in die Tiefe, worauf sie den Fluß wieder darüber hin leiteten. Die Gefangenen, welche das Grab gegraben, wurden getödtet, damit niemand erführe, wo der Held bestattet liege, und die Ruhe seines Grabes störe.

Die Gothen wählten sich jetzt den jugendlichen Schwager des Alarich, Athaulf, den schönsten Mann unter den Gothen, zum König. Dieser zwang den Honorius, ihm seine Schwester Placidia zu vermählen, und zog dann als römischer Befehlshaber nach Gallien, um es dem Honorius wieder zu unterwerfen. Da er aber mit Honorius zerfiel, nahm er das südliche Gallien für sich und eroberte auch einen Theil von Spanien. Nach seiner Ermordung setzte der kriegerische Wallia die Eroberungen fort und vollendete die Gründung des westgothischen Reiches, das sich von der Loire und Rhone bis tief nach Spanien hin ausdehnte (419). Die Hauptstadt des Reiches war Toulouse.

---

2. Deutsche Volksstämme in dem weströmischen Reiche.

Bei dem ersten Einfalle des Alarich in Italien hatte Stilicho, um Italien zu schützen, die römischen Legionen von der Donau und von dem Rheine an sich gezogen und dadurch die Grenzen des Reiches in jenen Gegenden der Wache beraubt, so daß jetzt die deutschen Völker ungehindert aus ihrem Lande hervorbrechen konnten. So drang denn im J. 406 ein ungeheurer Völkerschwarm, bestehend aus Alanen, Vandalen, Burgundern, Sueven und andern germanischen Stämmen, mehr als 200,000 Mann, unter Führung des Rhadagais, eines wilden und unbändigen Mannes, gegen die Alpen vor und stieg zum größten Theil hinüber nach Italien, um dort zu plündern und das römische Wesen und das Christenthum auszurotten. Denn Rhadagais war, wie die meisten in seinem Heere, noch Heide und hatte gelobt, alles römische Blut dem Wuotan zu opfern. Aber Stilicho schlug ihn in der Nähe von Florenz, nahm ihn gefangen und ließ ihn tödten. Was von seinen Völkern sich über die Alpen zurückrettete, warf sich mit den dort zurückgebliebenen Völkern auf das schutzlose Gallien. Die Burgunder setzten sich im östlichen Gallien am oberen Rhein und im Rhonegebiet fest, Vandalen, Alanen und Sueven überstiegen die Pyrenäen und nahmen ihre Wohnsitze in Spanien, und zwar die Vandalen im Süden in dem nach ihnen benannten Andalusien, die Sueven im Nordwesten, in Gallizien, und die Alanen südlich von ihnen in Portugal (Lusitanien).

Als die Westgothen unter Athaulf im J. 414 nach Spanien kamen, fanden sie also dort schon die genannten drei Völker. Die Alanen wurden in den folgenden Jahren von ihnen größtentheils unterworfen und verschmolzen allmählich mit ihnen. Catalonien, d. i. Gothalanien, hat von dieser Verschmelzung den Namen. Die Sueven wurden im Nordwesten zurückgedrängt, und die Vandalen gingen im J. 429, durch Alanen verstärkt, unter ihrem König Geiserich oder Genserich nach Afrika hinüber. Geiserich war ein Mann von

mittlerer Größe und an einem Fuße lahm, weil er einmal vom Pferde gefallen war; er war entschlossen und von scharfem Verstand, aber jähzornig, hab- und herrschsüchtig, ränkevoll und grausam; Luxus und Ueppigkeit verschmähte er. Der römische Statthalter in Afrika, Bonifacius, hatte ihn hinübergerufen aus Rache gegen seine Kaiserin Placidia, die uns schon bekannte Schwester des 423 gestorbenen Honorius und Wittwe des Gothenkönigs Athaulf, welche für ihren unmündigen Sohn Valentinian III. die Regierung führte und, verleitet durch die Ränke des Aëtius, ihn aus Afrika zurückrufen wollte. Denn Aëtius und Bonifacius, die beiden tüchtigsten Feldherrn des Reichs, arbeiteten einander aus Eifersucht entgegen. Geiserich setzte mit 80,000 Mann Vandalen über die Meerenge von Gibraltar und hauste mit seinem rohen und grausamen Volke durch das Land hin auf entsetzliche Weise, so daß Bonifacius reuevoll nach Rom floh. Die Kaiserin, welche jetzt über die Täuschungen des Aëtius aufgeklärt war, schenkte dem Bonifacius wieder ihre volle Gunst und schickte ihn nach Afrika zurück, um die Vandalen zu bekämpfen. Aber Geiserich schlug ihn in zwei Schlachten und gründete in Afrika das vandalische Reich mit der Hauptstadt Karthago.

Die christlichen Völker waren in jener Zeit in zwei Confessionen geschieden, die Arianer und die Athanasianer oder Katholiken. Sie leiteten ihre Namen her von den Bischöfen Arius und Athanasius, von denen jener lehrte, daß Christus nicht gleiches Wesens mit Gott sei, sondern ein Geschöpf des Vaters, während Athanasius behauptete, daß Christus von Ewigkeit her mit dem Vater gleich gewesen. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325) wurde unter dem Vorsitz des Kaisers Constantin des Großen die athanasische Lehre für die rechtgläubige erklärt und die arianische als ketzerisch verdammt. Aber fast alle deutschen Stämme waren Arianer, während die römischen Bevölkerungen katholisch waren. Beide Religionsparteien haßten und verfolgten sich mit großer Erbitterung, wie denn die Christen leider so viele Jahrhunderte sich wegen nichts so schrecklich gehaßt und

verfolgt haben als wegen der Verschiedenheit ihrer religiösen Meinungen. Diese Religionsverschiedenheit war auch ein Hauptgrund, warum die Vandalen gegen die römische Bevölkerung in Afrika so grausam verfuhren. Indeß vermuthet man denn doch, daß die römischen Schriftsteller, die der katholischen Lehre anhingen, in ihren Schilderungen die Wildheit und Grausamkeit der Vandalen übertrieben haben, daß diese im Ganzen nicht viel schlimmer waren, als die übrigen Deutschen der damaligen Zeit. Kaum glaublich ist, daß die Vandalen an den Thoren der Städte, die sie nicht erobern konnten, Leichen aufgethürmt und durch den Geruch der Verwesung und die dadurch entstehenden Krankheiten die Einwohner zur Uebergabe gezwungen hätten.

Seit die Römer beim Einfall Alarichs in Italien ihre Truppen aus Britannien gezogen hatten, wurden die keltischen Britannier, welche der Waffen und des Krieges entwöhnt waren, von den im Norden der Insel wohnenden Pikten und Skoten durch häufige Einfälle heimgesucht. Da sie sich nicht selbst helfen konnten, rief ihr König Vortigern die Angeln, Sachsen und Jüten von der norddeutschen Küste zur Hülfe herbei. Diese kamen unter ihren Führern Hengist und Horsa, zwei Brüdern, und trieben die Pikten und Skoten zurück, machten sich aber, nachdem stets neue Schaaren ihnen nachgekommen, zu Herren des Landes (445—449). Sie stifteten im Laufe von 130 Jahren sieben angelsächsische Reiche: Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia, Nordhumberland. Im J. 827 wurden sie zu einem einzigen Reiche vereinigt und so der Grund zu dem heutigen England (Angelland) gelegt. Die alten Britannier waren zum Theil unterworfen worden, zum Theil hatten sie sich in die Gebirge von Wales zurückgezogen, zum Theil waren sie nach der nordwestlichen Halbinsel Galliens, Armorica, ausgewandert, das nach ihnen den Namen Britannia, Bretagne, erhielt (Kleinbritannien im Gegensatz zu Großbritannien).

---

3. Attila, der Hunnenkönig.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts waren die meisten Länder des weströmischen Reiches von deutschen Stämmen besetzt und diese schienen sich in ihren neuen Wohnsitzen beruhigen zu wollen. Da führten die Hunnen, dasselbe Volk, welches den Anstoß zu den ersten Wanderungen gegeben, neue Erschütterungen und Gefahren herbei. Die Hunnen trieben sich, nachdem sie die Ostgothen und viele andere Völker sich unterworfen, unter verschiedenen Häuptlingen längere Zeit nomadisirend im südlichen Rußland, Polen und Ungarn umher, bis Attila, der Anfangs mit seinem Bruder Bleda zusammen, dann, nachdem er diesen ermordet (444), allein an ihrer Spitze stand, sie zu neuen Unternehmungen vereinigte und zum Schrecken Europas machte. Gottesgeisel (Godegisel) nannten ihn die Menschen seiner Zeit; denn er fühlte sich berufen, die Völker zu züchtigen und alle Welt unter seine Füße zu treten. Kein Gras, so sagte man, wuchs mehr an der Stelle, die der Huf seines Rosses betrat.

Attila, Etzel in der deutschen Sage genannt, unterschied sich in seinem Aeußern nicht von den übrigen Hunnen. Er war klein von Wuchs, untersetzt und von breiter Brust, hatte einen großen Kopf, spärliches Barthaar, eine aufgeworfene Nase und dunkele Hautfarbe. Aber in dieser kleinen, häßlichen Gestalt wohnte ein gewaltiger Herrschergeist. Seine kleinen, tiefliegenden Augen, die er rasch nach allen Seiten warf, blitzten feurig und kühn, und in Gang und Haltung zeigte er den stolzen, majestätischen Gebieter. Er hielt sich bestimmt zum Herrn der ganzen Welt; das Schwert des Kriegsgottes, das ein Hirte aus der Erde gegraben und ihm überbracht, war die Gewähr, daß er im Kriege alle Völker überwinden werde. Man sagte, wenn er dies Schwert in die Erde stieße, so erbebten alle Völker, und Rom und Constantinopel erzitterten in ihren Grundfesten. Der Krieg war sein Element, und sein raubsüchtiges Volk, das ihn abgöttisch verehrte, folgte ihm gern, wohin er es führte. Seine Herrschaft erstreckte sich über eine Menge von Völkern bis tief in Deutschland hinein;

Könige und Fürsten umgaben ihn wie seine Diener, und vor seinem Worte zitterten die Kaiser in Constantinopel und Rom.

In Ungarn zwischen Donau und Theiß hatte Attila seine Residenz. Es war ein großes Dorf, das nur aus hölzernen Häusern bestand. Die Wohnungen der vornehmeren Hunnen waren mit roher Pracht erbaut und ausgeschmückt, und sie wurden größer und ansehnlicher, je näher sie der Wohnung des Königs selbst standen. Diese war ein großer, gewaltiger Palast, ebenfalls ganz aus Holz gebaut und umgeben mit einer Pallisadenumzäunung, die hier und da zur Zierde von einem hohen Thurm unterbrochen war. Innerhalb dieser Umzäunung standen auch die Häuser seiner zahlreichen Frauen. Wenn er vornehme Gäste hatte, Gesandte aus Constantinopel oder Rom, so wurden diese an großartigen Gastmählern bewirthet. Die mannigfaltigsten und ausgesuchtesten Speisen und Getränke wurden ihnen in goldenen und silbernen Gefäßen vorgesetzt; er selbst aber aß aus hölzerner Schüssel und trank aus hölzernem Becher; er aß nur etwas Fleisch, selbst das Brot verschmähte er als einen Luxus. Ebenso einfach war er in seiner Kleidung.

Als Attila und Bleda die Regierung antraten (433), zwangen sie den oströmischen Kaiser sogleich, den Tribut, welcher bisher den Hunnen gezahlt ward, zu verdoppeln, und in der Folge steigerte Attila den Tribut noch mehrmals. Wurde er verweigert, so folgten verheerende Einfälle in das römische Gebiet. So wurden namentlich im J. 447 Thrakien und die angrenzenden Länder aufs furchtbarste verwüstet und ausgeplündert; Constantinopel rettete nur seine große Festigkeit. Diesmal wurde der Tribut von 700 Pfund Gold auf 2000 erhöht, und weite Landstriche südlich von der Donau mußten den Hunnen abgetreten werden.

Im J. 451 unternahm Attila einen großen Kriegszug, um sich den Westen Europas zu unterwerfen und das weströmische Reich zu zertrümmern. Man erzählt, daß Geiserich, der Vandalenkönig, ihn zu dem Zuge angereizt habe. Dieser hatte seiner Schwiegertochter, einer Tochter des Westgothenkönigs

Theoderich, Nase und Ohren abgeschnitten und so ihrem Vater zurückgeschickt, weil er sie in dem falschen Verdacht hatte, sie wolle ihn vergiften. Da er die Rache des Theoderich fürchtete, soll er den Attila gegen ihn zum Kriege angehetzt haben. Auch noch eine andere Veranlassung wird berichtet. Honoria, die schöne Schwester des Kaisers Valentinian III., war wegen ihres schlechten Lebenswandels nach Constantinopel in ein Kloster geschickt worden. Des einsamen Lebens überdrüssig, soll sie dem Hunnenkönig ihre Hand angeboten haben und die Hälfte des römischen Reiches als Mitgift. Valentinian aber wies die Bewerbung des Attila ab.

Mit einem ungeheuren Heere, das sich auf 5—700,000 Mann belief und außer den Hunnen aus Ostgothen, Thüringern, Burgundern, Gepiden und andern Völkern bestand, zog Attila das Donaugebiet hinauf über den Rhein nach Gallien, und alle Völker, die ihm in den Weg kamen, mußten sich ihm anschließen. Plünderung, Mord und Verwüstung überall. Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und andere Städte wurden geplündert und zum Theil zerstört. Nichts schien diesen zahllosen Schaaren widerstehen zu können; aber in Gallien war man nicht müßig gewesen, sich gegen die drohende Gefahr zu rüsten. Aëtius, der Statthalter des Stückes von Gallien, welches die Römer noch besaßen, hatte einen Bund mit Theoderich, dem Westgothenkönig, zu Stande gebracht, dem mehrere andere Völker sich anschlossen, Burgunder, Franken, Sachsen, Alanen. Auf der weiten Ebene bei Chalons an der Marne, auf den catalaunischen Feldern, rückten sich die beiden Heere zu der großen Völkerschlacht entgegen. Aëtius mit seinen römischen Truppen bildete den linken Flügel, die Ostgothen den rechten, die unzuverlässigen Vandalen unter ihrem König Sangipan hatte man in die Mitte genommen. Auf der andern Seite nahm Attila mit seinen Hunnen das Centrum ein, die Ostgothen stellte er den Westgothen gegenüber, die Gepiden auf den rechten Flügel. In der Mitte beider Heere war eine sanfte Anschwellung des Bodens, kaum einem Hügel vergleichbar. Beide Theile waren bestrebt, diese Anhöhe zu gewinnen; denn der Besitz

derselben schien über den Sieg zu entscheiden. Hier also entspann sich der hitzigste Kampf. Grimmig und hartnäckig wogte die Schlacht hin und her; das blutige Gewürge war entsetzlich. Ein kleines Bächlein, das durch die Ebene floß, schwoll durch das Blut der Erschlagenen zu einem strömenden Gießbach an, und die Kämpfenden bückten sich in der Hitze des Kampfes nieder, um mit dem rieselnden Blute den Durst zu stillen. Mit wüthender Tapferkeit rangen besonders die Westgothen mit ihren Brüdern, den Ostgothen. Da stürzte Theoderich, während er anfeuernd durch die Seinigen ritt, vom Pferde und ward von den Hufen der Rosse zertreten. Seinen Tod zu rächen, drangen jetzt die Westgothen, geführt von Thorismund, dem Sohne des Gefallenen, unwiderstehlich in die Schaaren der Feinde, und sie hätten fast den Hunnenkönig selbst erreicht und getödtet. Der aber floh und zog sich bei anbrechender Nacht mit den Seinen in die Wagenburg seines Lagers zurück. Hier ließ er eine Menge Pferdesättel und hölzerne Schilde zu einem hohen Scheiterhaufen zusammenwerfen, um sich zu verbrennen, wenn die Feinde das Lager angreifen und ihn vollends besiegen sollten. Um den Feind abzuschrecken, ließ er die ganze Nacht unter Waffengeklirr die Schlachthörner blasen und Kriegslieder singen.

Diese Schlacht auf den catalaunischen Feldern gilt für die blutigste in der ganzen Geschichte. Es sollen 162,000, nach Andern sogar 300,000 Mann gefallen sein. Aëtius und die Westgothen wagten nicht den verwundeten Löwen in seiner Höhle anzugreifen und ließen ihn ruhig nach dem Osten abziehen.

In dem folgenden Jahre 452 machte Attila einen Einfall in Italien. Das Land Venetien um den venetianischen Meerbusen wurde gräßlich verheert; aber die Stadt Aquileja, eine starke Festung, leistete tapfern Widerstand, so daß Attila schon daran dachte, die Belagerung aufzuheben und weiter zu ziehen. Da sah er eines Tages, wie ein Storchpaar seine Jungen aus der Stadt trug; er dachte, daß der Instinkt den Thieren sage, daß sie und ihre Jungen in der Stadt nicht mehr sicher seien, und versuchte daher nochmals

einen Sturm, und zwar an der Stelle der Mauer, über welche die Störche geflogen waren. Und der Sturm gelang; die Stadt wurde erobert und dem Erdboden gleich gemacht. Viele Einwohner Venetiens suchten Schutz vor den wilden Horden auf den kleinen Inseln und den Lagunen des nahen Meeres und legten dadurch den Grund für das nachmalige Venedig.

Als die hunnischen Schaaren in die Gegenden des Po vorgedrungen waren, schickte das zitternde Rom eine Gesandtschaft an Attila, an deren Spitze der Bischof Leo der Große stand. Der ehrwürdige Greis trat im feierlichen Priesterkleide vor den Hunnenkönig und bat ihn in beweglichen Worten, die Weltstadt zu schonen, indem er an das frühe Grab des Alarich erinnerte und hervorhob, daß jeder Eroberer, der sich an dem ewigen Rom vergreife, ein rasches Ende finde. Attila gehorchte und führte sein Heer wieder über die Alpen zurück. Mag der greise Leo noch so ehrwürdig gewesen sein, es ist kaum glaublich, daß seine Worte allein den wilden Heiden Attila zum Aufgeben seiner Pläne bewogen haben. Wahrscheinlich haben pestartige Krankheiten, die in seinem Heere ausgebrochen waren, vor allem andern ihn zum Rückzug veranlaßt.

Im folgenden J. 453 wurde die Welt von der Gottesgeisel befreit. Er starb in derselben Nacht, in welcher er mit einer schönen Burgunderin, Namens Ildico (Hildegunde), Hochzeit hielt. Er hatte sich an dem Feste schwer berauscht und erstickte durch einen Blutsturz. Nach anderem Bericht stieß ihm Ildico aus Blutrache den Dolch ins Herz. Seine Leiche wurde in tiefer Nacht in einem goldenen Sarge, der in einem silbenen und mit diesem wieder in einem eisernen Sarge lag, der Erde übergeben. Die das Begräbniß besorgt, wurden getödtet.

Nach Attilas Tode bekämpften sich seine zahlreichen Söhne um die Nachfolge, was die unterworfenen Völker benutzten, um sich unabhängig zu machen. So zerfiel das große Reich der Hunnen, die nur zerstört, nichts aufgebaut haben.

4. Untergang des weströmischen Reiches.

476.

Das weströmische Kaiserreich war nur noch ein Schattenreich und bestand fast nur noch aus Italien. Valentinian III. war im J. 455 ermordet worden von dem vornehmen Römer Maximus, der sich zum Kaiser machte, aber noch in demselben Jahre den Tod fand. Nach diesem führten noch acht Personen den Imperatorentitel, die meistens von dem Sueven Ricimer, einem in römischem Solde stehenden Heerkönig, eingesetzt und wieder gestürzt wurden. Der letzte Kaiser war der 16jährige Romulus Augustulus (d. h. Kaiserlein), den sein Vater Orestes, ein römischer Feldherr, im J. 475 auf den Thron gesetzt hatte. Odoaker, der Anführer der Heruler und Rugier, die in römischem Solde standen, besiegte und tödtete den Orestes und zwang den jungen Kaiser, seine Würde niederzulegen, im J. 476. Er gab ihm einen Jahrgehalt und ein Landgut in Campanien. Im Ganzen hatte das römische Reich 1200 Jahre bestanden, und die alte Weissagung schien erfüllt, daß Rom 600 Jahre steigen und 600 Jahre fallen werde.

Odoaker nannte sich König von Italien und stützte seine Herrschaft auf die von ihm befehligten Truppen, denen die Einwohner des Landes ein Drittel alles Grundbesitzes abtreten mußten. Das durch so viele Stürme heimgesuchte Italien fühlte sich wohl unter seiner vernünftigen und milden Regierung.

---

5. Theoderich, König der Ostgothen.

493—526.

Nach Attilas Tode hatten die Ostgothen sich durch eine blutige Schlacht am Neusiedler See, in welcher Attilas ältester Sohn Ellak fiel, von der Herrschaft der Hunnen frei gemacht. Sie bewohnten Pannonien, das westliche Ungarn, und führten von da aus häufige Kriege gegen die Nachbarvölker. Der oströmische Kaiser Leo zahlte ihnen, um Frieden zu haben, einen jährlichen Tribut, und zur Sicherung des Friedens

wurde der siebenjährige Sohn des Theodemir, der mit zwei Brüdern die Gothen beherrschte, Theoderich, als Geisel nach Constantinopel geschickt. Hier fand der talentvolle, wißbegierige Knabe Gelegenheit, sich mannigfaltige Kenntnisse und eine höhere Bildung zu erwerben, obgleich er in der Schreibekunst nicht unterrichtet ward. Der spätere große König Theoderich unterzeichnete seinen Namen, indem er mit der Feder durch ein aufgelegtes Goldblech, in welches die vier Anfangsbuchstaben seines Namens eingeschnitten waren, hindurchstrich. Durch seine Schönheit und seine reichen Anlagen gewann sich der junge Theoderich die Liebe des Kaisers, so daß er am Hofe mit vieler Auszeichnung behandelt ward.

Mit 18 Jahren kehrte Theoderich von Constantinopel zu seinem Volke zurück, bei dem unterdeß sein Vater nach dem Tode seiner Brüder die Alleinherrschaft erhalten hatte. Bald darauf starb der Vater, und Theoderich ward 476, in demselben Jahre, in welchem Odoaker sich zum König von Italien machte, König der Ostgothen, die an dem schönen und kraftvollen, durch ungewöhnliche Körpergröße ausgezeichneten Jüngling ihre Freude hatten. Als der Kaiser Zeno hörte, daß Theoderich König der Ostgothen geworden, lud er ihn freundlich nach Constantinopel ein. Theoderich kam und ward mit Ehren überhäuft. Als er bald darauf dem Kaiser bei einer Empörung Thron und Leben rettete, nahm ihn Zeno als Sohn an, gestattete ihm einen Triumph, machte ihn zum Consul und errichtete ihm vor seinem Palast eine Reiterstatue. Da es jedoch in der Folge zwischen dem hinterlistigen Kaiser und dem Gothenkönig zu mancherlei Reibungen kam, so daß beide wünschen mochten auseinander zu kommen, so machte Theoderich dem Kaiser den Antrag, mit seinem ganzen Volke nach Italien gegen Odoaker zu ziehen und ihm das Land zu erobern. Dies entsprach ganz den Wünschen des Kaisers. Er überwies ihm durch eine Urkunde Italien, das er unter seiner Oberhoheit besitzen sollte.

Im J. 488 brach Theoderich mit 200,000 streitbaren Männern, mit Weibern und Kindern und aller Habe aus Pannonien auf, und nachdem er unter harten Kämpfen mit

den Gepiden und mancherlei Drangsalen über die Alpen gezogen, fiel er 489 in Italien ein. Odoaker stellte sich ihm mit Heeresmacht entgegen, wurde aber in drei Schlachten, bei Aquileja, bei Verona, an der Adda, geschlagen und warf sich nun in das feste Ravenna. In einer dieser Schlachten kam es vor, daß Theoderich durch die Flucht der Seinigen mit fortgerissen wurde. Da trat ihm seine Mutter in den Weg und rief erzürnt: „Du willst fliehen?" Theoderich kehrte um und siegte. Drei Jahre lang wurde Odoaker in Ravenna belagert, da schloß Theoderich einen Vertrag mit ihm ab, wodurch er ihm Leben und Freiheit zusicherte, ja ein Berichterstatter sagt, er habe ihm sogar die Mitregentschaft eingeräumt. Um sich aber des gefährlichen Mannes für immer zu entledigen, tödtete er ihn mit eigener Hand am 10. Tage nach der Capitulation auf eine heimtückische, frevelhafte Weise (493). An diesem Tage lud Theoderich den Odoaker, einen Mann von 60 Jahren, in den Palast. Beim Eintritt in die Halle sollten zwei Männer seine zwei Hände ergreifen, als ob sie ihn um etwas bitten wollten, und auf dieses Zeichen sollten Bewaffnete aus dem Nebengemach treten und ihn niedermachen. Aber die Bewaffneten vermochten bei ihrem Eintritt die That nicht auszuführen. Da riß Theoderich selbst das Schwert aus der Scheide und stieß es dem Ueberraschten oben beim Schlüsselbein in die Brust, daß es bei der Hüfte herausdrang. Auf den Ruf des Sterbenden: „Gott, was ist das?" antwortete Theoderich: „Gleiches hast du den Meinigen gethan." Und das Schwert herausziehend, sprach er: „Nicht einmal einen Knochen hat das Scheusal im Leibe gehabt." Odoakers Wittwe wurde dem Hungertod im Kerker preisgegeben.

So machte sich der große Theoderich durch eine That blutiger Tücke zum Herrn von Italien, wozu er auch Sicilien von den Vandalen erwarb. Außerdem gehörten zu seinem Reiche die Länder bis hinauf zur Donau und die Provence in Gallien. Seinen Wohnsitz hatte er meist in Ravenna, manchmal auch in Verona, und deshalb heißt er in der deutschen Sage Dietrich von Berne. Sein Ruhm erglänzte weithin unter allen Stämmen der Germanen, und man bewunderte

weit und breit seine Weisheit und Herrschergröße. Er verfolgte eine Politik des Friedens und war bestrebt, alle deutschen Staaten durch einen Friedens- und Freundschaftsbund zu vereinigen, damit sie in den neuen Reichen jeden Angriff der Kaiser, die ihre Ansprüche auf die altrömischen Länder noch nicht aufgegeben hatten, abzuschlagen die Macht hätten. In dieser Absicht vermählte er seine Schwester Amalafride dem Vandalenkönig Thrasamund, seine Tochter Amalaberga dem König der Thüringer, eine zweite Tochter dem Westgothenkönig Alarich, eine dritte einem burgundischen Könige; er selbst heirathete eine Schwester des Frankenkönigs Chlodwig. Es war kaum ein deutscher Stamm, dessen König nicht durch Verwandtschaft mit Theoderich verbunden war.

Die 33jährige Regierung Theoderichs des Großen war für Italien eine Zeit des Friedens, in der sein Wohlstand wieder zu schöner Blüthe gedieh; denn der König unterstützte auf alle Weise den Ackerbau, Handel und Gewerbe und sorgte für die Sicherheit des Landes. Die Römer mußten den Gothen, wie früher den Kriegsleuten des Odoaker, ein Drittel ihres Grundbesitzes abtreten, behielten aber ihre bisherige Gesetzgebung und Verwaltung. Die meisten Staatsämter wurden mit Römern besetzt, welche vermöge ihrer Bildung mehr dazu geeignet waren, als die Gothen; aber vom Kriegsdienst waren die Römer ausgeschlossen. Diesen versahen allein die Gothen, deren Hauptberuf die Waffenübungen waren, während die Römer die Künste des Friedens übten. Theoderich ehrte die Bildung und die Wissenschaften der Römer; aber seine Gothen hielt er doch von ihnen fern. Er sagte: „Das Kind, welches vor der Ruthe gezittert hat, wird niemals ein Schwert anzublicken wagen.“

Theoderich regierte mit Milde. Er und seine Gothen waren Arianer, die Römer Athanasianer; aber Religionsverfolgungen, wie sie in andern Staaten allgemein waren, kamen unter ihm nicht vor. Trotzdem haßten die Römer ihn und die Gothen wegen des verschiedenen Glaubens, und der oströmische Kaiser war eifrig bemüht, sich durch diesen Glaubenshaß Einfluß in Italien zu verschaffen und die Gothen-

herrschaft zu erschüttern. Deshalb wurde Theoderich gegen Ende seines Lebens mißtrauisch und grausam und beging Handlungen, durch die er seinen Ruhm befleckte. Der wegen seiner Bildung und Rechtschaffenheit hochangesehene Senator Boethius wurde bei ihm verrätherischer Umtriebe verdächtigt und deshalb ins Gefängniß geworfen. Hier schrieb er noch sein berühmtes Buch über den Trost der Philosophie (de consolatione philosophiae). Ohne Verhör wurde er im Gefängniß erdrosselt. Dasselbe Loos traf seinen Schwiegervater Symmachus, weil er seinen Zorn über den Tod des Schwiegersohnes zu laut geäußert hatte (525).

Bald jedoch kam die Reue, und die Qualen seiner Seele beschleunigten Theoderichs Tod. Während die Krankheit schon ihre innere Gewalt über ihn übte, saß er eines Tages an der Tafel, und ein großer Fisch ward aufgetragen. Der König betrachtete eine Weile den Kopf des Fisches, dann rief er erschreckt: „Seht da, das ist der Kopf des Symmachus! Wie funkeln seine Augen vor Wuth! Er will mich mit seinen langen Zähnen zerknirrschen!" Von Fieberfrost geschüttelt, ward er zu Bett gebracht. Nach drei Tagen starb er (526). Auf einem Hügel bei Ravenna wurde er in einem prächtigen Grabmal, das er sich selbst erbaut, beigesetzt. Sein Enkel Athalarich erbte das Reich, welches für diesen seine Mutter Amalasuntha, eine Tochter Theoderichs, verwaltete.

---

6. Chlodwig, König der Franken.

481—511.

Chlodwig, der Frankenkönig, war der Enkel des Königs Merowäus, der auf den catalaunischen Feldern gegen Attila focht und von dem der Stamm der fränkischen Könige den Namen Merowinger erhielt. Die Franken, wohl der roheste und härteste von allen germanischen Stämmen, hatten schon vor Beginn der Völkerwanderung sich von ihren ursprünglichen Sitzen am untern und mittleren Rhein allmählich in das nördliche Gallien und nach Belgien hin vorgeschoben und theilten sich in die ripuarischen oder Ufer-

franken an den Ufern des Rheins und die salischen Franken in Belgien. Während der Völkerwanderung setzten sie dieses Vorwärtsdrängen nach dem nördlichen Frankreich fort, doch so, daß sie mit ihrer Heimat am Rhein in unmittelbarem Zusammenhang blieben; und dies war der Grund, warum sie am längsten ihre ursprüngliche Sitte und Art und ihre altgermanische Kraft bewahrten, vermöge deren sie sich behaupteten und ein Weltreich stifteten, während alle andern in der Völkerwanderung entstandenen germanischen Reiche nach nicht langer Zeit wieder zu Grunde gingen.

Chlodwig wurde im J. 481 in einem Alter von 15 Jahren König über einen Theil der salischen Franken; denn über die Franken herrschten damals noch mehrere Könige, die aber alle zu derselben Familie gehörten. Chlodwig war ein Mensch von maßloser Herrschbegier, der seine Ziele mit einer gräßlichen Gewissenlosigkeit verfolgte. Als Mensch steht er sehr niedrig und verächtlich da, aber als Herrscher war er von höchster Bedeutung; denn er ist der Begründer der Einheit und Macht der Franken. Zuerst griff er im J. 486 unter nichtigen Vorwänden seinen Nachbar, den Syagrius an, der zwischen Seine und Loire noch einen Rest des vor 10 Jahren zu Grunde gegangenen weströmischen Reiches selbständig beherrschte. Chlodwig forderte ihn auf, Ort und Zeit zur Schlacht zu bestimmen, und Syagrius wählte das Feld bei Soissons. Er wurde geschlagen und floh zu dem Westgothenkönig Alarich II. Dieser wagte nicht, als Chlodwig die Auslieferung forderte, sie zu verweigern. Syagrius wurde im Gefängnisse umgebracht, und sein Land war eine Beute des Siegers.

Zehn Jahre nachher (496) zog Chlodwig in den Krieg gegen die Alemannen. Diese alten Feinde der Franken waren vom Oberrhein aus in das Gebiet Siegberts, des Königs der ripuarischen Franken, der zu Köln residirte, eingefallen. Chlodwig kam zu Hülfe, und sie schlugen eine schwere, blutige Schlacht bei Tolbiacum oder Zülpich (zwischen Bonn und Jülich). Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen, da erhob Chlodwig, der noch Heide war, voll Ver-

zweiflung die Hände weinend zum Himmel und rief: „Jesus Christus, den Chlotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, der du denen, die dir vertrauen, den Sieg gewähren sollst, hilf mir; denn meine Götter, die ich angerufen, verlassen mich. Wenn du mir den Sieg verleihst, so will ich an dich glauben und mich auf deinen Namen taufen lassen.“ Als er das gesprochen, wandten sich die Alemannen alsbald zur Flucht. Ihr König fiel, und es fiel eine Masse des Volkes. Da traten einige Alemannen vor Chlodwig und sprachen: „Laß des Mordens genug sein, wir wollen dir gehorchen.“ Der nördliche Theil ihres Landes, die Maingegenden und die westlichen Gebiete bis gen Worms, wurde mit Franken besetzt und hieß seitdem das rheinische Franken. Die Alemannen in den übrigen Landen erkannten die Oberhoheit Chlodwigs an, mit Ausnahme derer, die an den Alpen wohnten; diese unterwarfen sich dem Ostgothenkönig Theoderich d. Gr.

Die vorhin genannte Chlotilde war Chlodwigs Gemahlin, eine Prinzessin aus dem burgundischen Hause und Christin. Ein Hauptgrund, warum Chlodwig um sie geworben, war die blutige Zwietracht, welche in diesem Königshause herrschte; der Franke hoffte dadurch Vorwand und Gelegenheit zu erhalten, sich einzumischen und seine Macht zu erweitern. Chlotilde bemühte sich seit ihrer Verheirathung mit großem Eifer, ihren Gemahl zum Christenthum zu bekehren, aber vergebens; erst die Noth in der Alemannenschlacht brachte die Entscheidung. Nach seiner Rückkehr aus dem Kriege übernahm es der Bischof Remigius von Rheims, ihn in der christlichen Religion zu unterrichten. Als er ihm einst die Leidensgeschichte Christi erzählte, rief der wilde Mann voll Zorn: „Wehe ihnen, wäre ich mit meinen Franken zugegen gewesen!“ Am Weihnachtsfeste des J. 496 wurde Chlodwig in der prachtvoll geschmückten Kirche zu Rheims getauft. Als der König sich dem Taufbade näherte, segnete ihn der Bischof ein mit den Worten: „Beuge dein Haupt in Demuth, Sigambrer, bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet hast.“ Hierauf taufte er ihn und salbte ihn mit dem heiligen Oel. Einige Jahrhunderte später entstand die Sage,

das Salböl sei nicht zur Hand gewesen, weil der Priester, der es herbeitragen sollte, nicht durch die Menge hindurchdringen konnte; da habe Remigius inbrünstig zum Himmel gebetet, und eine weiße Taube kam vom Himmel und brachte ein Fläschchen heiligen Oeles. Das Oelfläschchen blieb in der Kirche zu Rheims, wo später auch die französischen Könige mit dem Oel desselben gesalbt wurden, bis es unter den Stürmen der französischen Revolution im J. 1794 zu Grunde ging. Mit Chlodwig ließen sich noch 3000 Franken taufen, auch seine Schwester Audoflede, die nachmalige Gemahlin Theoderichs d. G., und seitdem verbreitete sich das Christenthum immer mehr unter dem Volke der Franken. Von besonderer Wichtigkeit war es, daß Chlodwig mit seinen Franken den katholischen Glauben annahm, während alle andern deutschen Stämme Arianer waren. Dadurch erhielt die römisch-katholische Kirche allmählich das Uebergewicht, so daß der Arianismus ganz verschwand. Der Bischof zu Rom ertheilte dem Frankenkönig wegen dieses Verdienstes den Beinamen des allerchristlichsten Königs, ein Titel, den die französischen Könige bis zum J. 1830 beibehielten.

Nachdem Chlodwig sich in den nächsten Jahren die Halbinsel Armorica oder Bretagne unterworfen hatte, benutzte er die Zwietracht in Burgund und griff den König Gundebald an. Chlotilde hatte ihn schon längst zu diesem Kriege gereizt; denn ihr Oheim Gundebald hatte ihren Vater mit seinen zwei Söhnen getödtet und ihre Mutter in die Rhone gestürzt. Gundebald wurde bei Dijon (501) geschlagen, aber doch nicht völlig unterworfen, sondern zu einem Tribut gezwungen.

Nicht lange nachher kehrte Chlodwig seine Waffen gegen den Westgothenkönig Alarich II., nach dessen Ländern ihm schon längst gelüstet hatte. Die altrömischen Unterthanen desselben waren katholisch und deswegen feindselig gegen die arianischen Gothen gestimmt. Davon hoffte Chlodwig Nutzen zu ziehen, indem er als ihr Befreier auftrat. Zu seinen Franken sprach er: „Es schmerzt mich, daß diese Ketzer noch einen so großen Theil Galliens inne haben. Laßt uns mit

Gottes Hülfe gegen sie ziehen, und wenn wir sie besiegt haben, so werden wir ihre Länder besetzen und sie uns theilen." Die Franken folgten gern. Zu Paris schleuderte er mit starker Hand seine Streitaxt weithin und rief: „Wo meine Franziska (Streitaxt) niederfällt, da will ich den Aposteln nach meiner siegreichen Rückkehr eine Kirche bauen." Als er durch Tours zog, gelobte er dem heiligen Martin sein Streitroß. Bei Vouglé in der Nähe von Poitiers kam es zur Schlacht (507), in welcher Alarich geschlagen und von Chlodwig eigenhändig getödtet ward. Als die Gothen ihren König fallen sahen, rannten sogleich zwei von ihnen wüthend auf Chlodwig los, und er wäre ihren Streichen erlegen, wenn ihn nicht die Stärke seines Panzers und die Schnelligkeit seines Rosses gerettet hätten. Theoderich d. Gr. erhielt durch sein Einschreiten dem unmündigen Sohn des gefallenen Alarich, seinem Enkel Amalerich, noch den schmalen Küstenstrich am Mittelmeer zwischen Rhone und Pyrenäen; alles übrige Land der Westgothen in Gallien nahm Chlodwig in Besitz. Dafür vergrößerten die Gothen ihr Reich in Spanien, indem sie sich die Sueven unterwarfen.

Als Chlodwig bei seiner siegreichen Rückkehr nach Tours kam, wollte er sein ihm so theures Streitroß, das er dem h. Martin gelobt, vor dem Kloster desselben mit 100 Goldstücken lösen. Allein man sagte ihm, das Pferd wolle mit aller Gewalt nicht von der Stelle. Da legte der König noch 100 Goldstücke zu, und nun ging es munter von dannen. Chlodwig meinte, der h. Martin sei gut in der Noth, aber theuer im Handel. In Tours kamen auch Gesandte des griechischen Kaisers Anastasius zu Chlodwig und überbrachten ihm den Titel und die Ehrenzeichen eines römischen Patricius. Niemand wußte zwar recht, was dieser Titel bedeutete, aber man sah ihn doch immer als eine hohe Würde an, die nur der römische Kaiser, der erste Fürst in der Christenheit, verleihen könnte. Chlodwig nahm das Geschenk dankbar an, schmückte sich in der Abtei des h. Martin mit dem Purpurkleid und dem Diadem und ritt dann in feierlichem Aufzuge zu dem Dom, indem er nach beiden Seiten hin Geld ausstreute.

Nachdem Chlodwig sich zum Herrn von fast ganz Gallien gemacht, blieb ihm noch als letzte Aufgabe die Vereinigung des gesammten Volkes der Franken unter seinem Scepter. Und dabei verfuhr er mit der schändlichsten Treulosigkeit und Hinterlist; denn das Christenthum hatte sein wildes Herz nicht veredelt. Sein Vetter, der alte Siegbert von Köln, der in Folge einer Verwundung an einem Fuße lahm war, hatte einen mißrathenen Sohn Chloderich. Diesem ließ Chlodwig sagen: „Dein Vater ist alt und lahm; wäre er todt, so würde sein Reich dir zufallen, und auf meine Freundschaft würdest du rechnen können.“ Hierdurch verleitet, ließ Chloderich seinen Vater auf der Jagd, während er in einem Zelte im Mittagsschlafe lag, morden. Dem Chlodwig ließ er melden: „Mein Vater ist todt, und seine Schätze und sein Reich sind jetzt mein. Darum schicke einige von deinen Leuten her, und ich werde ihnen geben, was du von dem Reichthum meines Vaters wünschest.“ Als die Abgeordneten Chlodwigs in Köln erschienen und ihnen alles gezeigt ward, führte Chloderich sie zu einer Kiste, in welcher die Goldmünzen seines Vaters lagen. Einer der Leute sagte: „Stecke deine Hand hinein und hole vom Boden, was du dort findest.“ Und als nun Chloderich sich über die Kiste hinabbog, schlug er ihm mit der Streitaxt ins Haupt, daß er todt niederfiel. Nun eilte Chlodwig nach Köln und redete zu dem versammelten Volke also: „Höret, was geschehen ist. Der Sohn meines Vetters Siegbert hat den Vater durch Meuchelmörder tödten lassen und hat nun durch einen mir unbekannten Mann den verdienten Lohn gefnnden. Ich bin ganz unschuldig daran. Ich kann nicht das Blut eines Verwandten vergießen; das wäre gottlos. Da sich aber die Sache nicht ändern läßt, so schlage ich euch vor, euch zu mir zu wenden und euch in meinen Schutz zu begeben.“ Die Kölner jauchzten ihm Beifall zu, hoben ihn auf den Schild und begrüßten ihn als König.

Ein andrer Verwandter, der König Chararich in Belgien, war dem Chlodwig schon lange verhaßt, weil er ihn im Kriege gegen Syagrius nicht nach Wunsch unterstützt hatte. Jetzt nahm er ihn mit List gefangen, ließ ihm und seinem

Sohne die Haare scheeren und steckte sie ins Kloster. Als der Vater über diese Demüthigung klagte, tröstete ihn der Sohn mit den Worten: „Das Laub ist zwar abgeschnitten, aber das Holz ist noch grün und wird wieder sprossen und grünen zum Verderben dessen, der uns dies zugefügt.“ Als dem Chlodwig diese Worte hinterbracht wurden, ließ er Vater und Sohn tödten und bemächtigte sich ihres Reichs und ihrer Schätze.

Ein anderer Frankenkönig, Ragnachar von Cambrai, hatte sich durch ein zügelloses Leben bei seinem Volke verhaßt und verächtlich gemacht. Chlodwig griff ihn an, nachdem er vorher einige aus dem Gefolge des Ragnachar durch unächten Waffenschmuck bestochen hatte. Ragnachar ward leicht besiegt und auf der Flucht von seinen bestochenen Leuten gefangen genommen und mit auf den Rücken gebundenen Händen nebst seinem Bruder vor Chlodwig geführt. Dieser rief mit verstelltem Zorn dem Verrathenen zu: „Warum hast du unser fürstlich Geschlecht so herabgewürdigt, dich binden zu lassen? besser der Tod!“ und spaltete ihm mit der Streitaxt den Kopf. Und zu dem Bruder gewandt, sprach er: „Du aber, nichtswürdiger Feigling, hättest du deinem Bruder beigestanden, so wäre er nicht gebunden worden.“ Und damit schlug er auch diesen nieder. Als die Verräther entdeckten, daß das angebliche Gold, das sie empfangen, mit Gold überzogenes Erz war, und sich deswegen bei dem König beschwerten, sprach er: „Für falsche That gebührt auch falscher Lohn. Seid ihr nicht zufrieden, so will ich euch, wie ihr's verdient, zu Tode martern lassen.“ Die Schurken gaben sich gern zufrieden und baten um seine Gnade.

Auf solch' gottlose Weise räumte Chlodwig alle andern fränkischen Fürsten, seine Verwandten, aus dem Wege und nahm ihre Länder. Um noch irgend einen zu finden, der übrig wäre und gemordet werden müßte, klagte er öffentlich in verstellter Trauer: „Wehe mir, daß ich wie ein Fremdling unter meinem Volke bin und keinen Verwandten habe, der mir beistehen könnte, wenn mir etwas zustößt.“ Als er im J. 511 in einem Alter von 44 Jahren zu Paris, das er zu seiner

Residenz gemacht, starb, hinterließ er das große fränkische Reich, das er geschaffen, seinen vier Söhnen.

7. Untergang des Vandalenreichs.

(534).

Solange Geiserich, der Begründer des Vandalenreiches in Afrika, regierte, war dies Reich kräftig und stark. Er besaß nicht blos die ganze Nordküste Afrikas von den Syrten bis zum atlantischen Ocean, sondern beherrschte mit seiner Flotte die ganze westliche Hälfte des Mittelmeers und die Inseln darin. Die Küsten an diesem Meere waren beständig den Raubanfällen der vandalischen Schiffe ausgesetzt, und Geiserich selbst machte sogar im J. 455 einen Raubzug nach Rom. Als nämlich Maximus nach Ermordung Valentinians III. sich zum Kaiser gemacht und dessen Gemahlin Eudoxia gezwungen hatte, sich mit ihm zu vermählen, rief diese den Vandalenkönig heimlich zur Rache herbei. Geiserich kam mit einer großen Flotte und zog, nachdem die Römer den Maximus zu Tode gesteinigt und seine Leiche in den Tiber geworfen, ohne Widerstand in Rom ein, das nun 14 Tage und Nächte lang aufs furchtbarste ausgeplündert ward. Eudoxia selbst, die nur zu bald ihr unkluges Beginnen zu bereuen hatte, wurde mit einer großen Zahl von Römern und Römerinnen mit nach Karthago in die Gefangenschaft geschleppt. So war Karthago durch einen Barbarenkönig an Rom gerochen.

Geiserich sorgte dafür, daß seine Vandalen ihre alte Rohheit und Nüchternheit, und dadurch ihre alte Kraft behielten. Nachdem er aber im J. 477 gestorben war, verfiel das Volk in kurzer Zeit in eine maßlose Ueppigkeit. Sie ergötzten sich täglich an warmen Bädern, an luxuriösen Gastmählern und Gelagen, sie wohnten in prächtigen Palästen und gingen in seidenen Gewändern. So verloren sie denn bald in dem heißen Lande ihre rohe Kraft und wurden entarteter als die Römer selbst, von denen sie die Genüsse des Lebens kennen gelernt.

Der letzte König der Vandalen war Gelimer. Er hatte seinen Verwandten, den König Hilderich, vom Throne gestoßen und ins Gefängniß geworfen. Dies aber gab dem Kaiser von Constantinopel, Justinianus, der bestrebt war, die verlorenen Provinzen des römischen Reiches, soviel wie möglich, wieder unter sein Scepter zu bringen, eine willkommene Veranlassung, das Vandalenreich anzugreifen. Denn Hilderich war ein Freund Justinians, er war mit ihm in Constantinopel erzogen worden. Justinian, unter dem das oströmische Reich für eine Zeitlang zu einer größern Machtstellung und ungewöhnlichem Glanze gelangte, war selbst kein großer Geist, aber er verstand es, zu der Ausführung seiner Entwürfe die geeigneten Männer zu finden. In seinen Diensten stand unter andern der größte Felherr seiner Zeit, Belisar, ein thrakischer Bauernsohn, der sich von einem gemeinen Soldaten in der kaiserlichen Leibwache zu der Stelle eines Oberfeldherrn aufgeschwungen hatte und seinem Kaiser mit seltener Treue ergeben war. Diesem übertrug Justinian den Krieg in Afrika.

Im Frühjahr 533 segelte Belisar mit 10,000 M. zu Fuß und 5000 Reitern nach Afrika. Gelimer, der sogleich auf die Nachricht von seiner Landung den gefangenen Hilderich hatte morden lassen, wurde in einer Schlacht besiegt, und Belisar zog ohne Schwertstreich in die feste Hauptstadt Karthago ein. Denn die Einwohner der Stadt, welche die Vandalen als Arianer haßten, öffneten ihm freiwillig die Thore und blieben ihm auch für die Folge treu, da Belisar sie freundlich behandelte und bei seinen Truppen strenge Zucht hielt. In einer zweiten Schlacht wurde Gelimer aufs neue geschlagen und flüchtete nun, das offene Land dem Sieger überlassend, in eine Bergfeste auf der Grenze von Numidien. Drei Monate nach seiner Landung war Belisar Herr des ganzen Vandalenreichs.

Aber die Feste, in welcher Gelimer saß, war so leicht nicht zu bezwingen; denn der Berg war von allen Seiten von hohen schroffen Klippen umgeben. Der Unterfeldherr Belisars, Pharas, umschloß und bewachte den Berg den ganzen Winter

hindurch, um die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen. Er bot im Namen Belisars dem König in einem Briefe die ehrenvollsten Bedingungen an, ein reiches Besitzthum und die Senatorwürde in Constantinopel. Gelimer weinte bei Durchlesung des Briefes bitterlich; aber in seiner Antwort schrieb er, daß er nie einem ungerechten Feinde, den er durch nichts gekränkt, sich unterwerfen werde. Am Schlusse des Briefes schrieb er: „Aber bewillige du mir eine Bitte und schicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm.“ Pharas wußte nicht, was das bedeuten sollte. Der Ueberbringer des Briefes klärte ihn auf, indem er sagte: „Gelimer hat ein Brot begehrt, weil er ein solches nicht mehr gesehen, seit er auf dem Berge ist; er bedarf eines Schwammes, weil ihm von vielem Weinen das eine Auge blind geworden ist; nach einer Leier aber sehnt er sich, um bei ihrem Klange sein Elend zu besingen.“ Pharas gewährte dem König seine Bitte. Gegen Ende des Winters zwang denn doch der Hunger den König, sich zu ergeben. Er sah eines Tages, wie sein kleiner Neffe sich mit einem maurischen Knaben um einen Kuchen aus kaum halbgemahlenem Getreide, den die Mutter des maurischen Knaben eben in heißer Asche gebacken, aus Hunger herumschlug. Dies traurige Schauspiel ergriff den König so, daß er sich niedersetzte und an Pharas einen Brief schrieb, in welchem er gegen das frühere Versprechen seine Unterwerfung anbot.

So ward in der kurzen Zeit eines Jahres das Vandalenreich vernichtet. Das entartete Volk hatte nur geringen Widerstand geleistet, seine zerstreuten Reste verschwanden bald ganz aus der Geschichte. Von den Vandalen ist nichts übrig geblieben als der Name Vandalismus, der eine zwecklose Zerstörungswuth bezeichnet. Gelimer folgte dem Belisar als Gefangener nach Constantinopel. Hier gestattete der Kaiser dem Belisar einen Triumph, eine Ehre, die seit Tiberius die Kaiser nur sich selbst vorbehalten hatten; aber der Feldherr mußte in dem Triumphzug zu Fuße gehen. Es folgte ihm Gelimer mit allen seinen Verwandten und vielen edlen Vandalen. Als der Zug in dem Circus ankam, wo der Kaiser auf seinem Thron und die Volksmenge ihn erwartete, sprach Ge-

limer, ohne Seufzer und Thränen dahingehend, beständig die Worte des Predigers Salomon vor sich hin: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ Der Kaiser wies ihm ein reiches Landgut in Kleinasien, in Galatien an, wo er sein Leben in Frieden beschloß.

---

8. Untergang des Ostgothenreiches.

535—554.

Ermuthigt durch die leichte Eroberung des Vandalenreiches, beschloß Justinian, sogleich im folgenden J. 535 den Belisar nach Italien zu schicken, um das Ostgothenreich niederzuwerfen. Hier aber fand er längeren und hartnäckigeren Widerstand als in Afrika; denn die Gothen waren noch nicht so verweichlicht und entartet, wie die Vandalen. Es dauerte an 20 Jahre, bis sie völlig überwunden waren.

Bei den Ostgothen war Amalasuntha, die Tochter Theoderichs d. Gr., welche nach ihres Vaters Tode für ihren unmündigen Sohn Athalarich die Regierung geführt und nach dessen frühem Tode ihren Vetter Theodat geheirathet und zum Mitregenten angenommen hatte, von diesem ermordet worden, und da Amalasuntha eine Freundin des griechischen Kaisers gewesen, so nahm derselbe das Verbrechen des Theodat zum Vorwand eines Krieges. Belisar landete mit nur 7000 M. auf Sicilien, und nachdem er dieses leicht unterworfen, setzte er im folgenden Jahre nach Unteritalien über, wo nur die Stadt Neapel ihm einen tapferen Widerstand leistete. Sie ward erstürmt und der Plünderung preisgegeben. Da der feige Theodat gezaudert hatte, Neapel Hülfe zu bringen, so setzten ihn die Gothen ab und wählten den Vitiges zu ihrem König, der zwar nicht zu dem Königsgeschlecht der Amelungen gehörte, aber schon vielfach sich durch Thaten ausgezeichnet hatte. Theodat ward auf der Flucht ermordet.

Belisar zog nach der Einnahme von Neapel auf Rom los, in welches Vitiges 4000 M. Besatzung gelegt hatte. Aber die Römer, welche als Katholiken die arianischen Gothen haßten, öffneten dem Belisar die Stadt, und dieser zog in

dieselbe ein, während die gothische Besatzung durch das entgegengesetzte Thor hinauszog, mit Ausnahme ihres Führers Leuderis, der seinen Posten nicht verlassen wollte und ein Gefangener Belisars wurde. Vitiges sammelte unterdessen in Ravenna ein Heer von 150,000 M. und zog im März 537 vor Rom, das er leicht zu nehmen hoffte, da Belisar nur 6000 Soldaten hatte und die Stadt wegen ihres außerordentlichen Umfanges und ihrer verfallenen Ringmauern schwer zu vertheidigen war. Aber Belisar widerstand mit bewundernswürdiger Ausdauer durch eine geschickte Vertheidigung 1 Jahr und 9 Monate, während deren an den Mauern an 70 größere und kleinere Treffen geliefert wurden. Um mit den Lebensmitteln auszukommen, schaffte er den größten Theil der Weiber und Kinder und die der Treulosigkeit Verdächtigen aus der Stadt; die zurückgebliebenen Römer wurden zur Bewachung und Vertheidigung der Mauern zugezogen. Da es an Leuten fehlte, so wurden manche Wachen sogar des Nachts mit Hunden besetzt. Die Belagerer hatten durch Zerstörung der Wasserleitungen der Stadt das Wasser genommen, womit die Mühlen getrieben wurden. Belisar legte daher auf dem Tiber Schiffmühlen an, und da diese durch Baumstämme, welche die Gothen den Fluß hinabtrieben, zerstört wurden, so zog er starke eiserne Ketten quer durch den Fluß, welche zugleich auch verhinderten, daß die Gothen auf Kähnen durch den Fluß in die Stadt eindringen konnten. Da übrigens das große Gothenheer die Stadt von allen Seiten eingeschlossen hielt, so blieb endlich der Hunger nicht aus, und mit dem Hunger kamen Krankheit und Seuchen. Aber auch bei den Gothen rissen Hunger und Seuchen ein, so daß sie sich endlich, nachdem sie viele Menschen eingebüßt, zurückzogen. Diese Vertheidigung Roms gehört zu den glänzendsten Thaten Belisars.

Um diese Zeit schickte Justinian seinen Kämmerer und Liebling Narses, einen ausgezeichneten Feldherrn, mit 7000 Mann dem Belisar zu Hülfe; doch sollte er ein selbständiges Commando neben Belisar führen, und der stolze Narses hatte auch keine Lust, von diesem Befehle anzunehmen. So kam es denn bald zu Streitigkeiten zwischen beiden Feldherrn, und

die Folge davon war, daß die Erfolge ihrer Kriegsführung gering waren. Namentlich mußte Mailand, in welches Belisar eine Besatzung geschickt, sich ergeben und erfuhr ein schreckliches Schicksal. Alle männlichen Einwohner, an 300,000 Menschen, wurden niedergehauen, Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt und die Stadt dem Erdboden gleich gemacht. Auf die Kunde hiervon rief der Kaiser den Narses zurück, und Belisar erhielt den Oberbefehl über beide Heere.

Vitiges wurde hierauf in Ravenna belagert, das durch Hunger in große Noth kam. Da verfielen die Gothen, an ihrer Rettung verzweifelnd, auf den Gedanken, dem Belisar die Königskrone und die Herrschaft Italiens anzubieten, und Vitiges gab seine Zustimmung. Belisar nahm scheinbar das Anerbieten an und zog in das halbverhungerte Ravenna ein, das er sofort im Namen des Kaisers Justinian in Besitz nahm (540). Vitiges ward sein Gefangener. Als die Frauen der Gothen beim Einzug des Feindes sahen, daß die Römer nicht blos geringer an Zahl, sondern auch schwächer und kleiner von Gestalt waren als die Gothen, spieen sie ihren Männern ins Angesicht und fragten, indem sie mit Fingern auf die Römer zeigten, ob es auch recht wäre, daß sie solchen Männern unterlegen wären. Belisar hatte dem Kaiser seine Treue bewahrt und der großen Versuchung widerstanden; trotzdem aber schöpfte Justinian Mißtrauen gegen ihn und rief ihn zurück. Vitiges folgte dem Belisar nach Constantinopel und wurde von dem Kaiser ähnlich behandelt wie Gelimer.

Nach dem Abgang Belisars schöpften die Gothen wieder neuen Muth. Sie hoben den jungen, tapferen und edlen Totilas auf den Schild und riefen ihn als König aus. Dieser brachte die Sache der Gothen wieder zu erfreulichem Aufschwung. Bald hatte er ganz Italien mit Ausnahme einiger festen Plätze wieder unter gothische Herrschaft gebracht. Da nahm der Kaiser aufs neue seine Zuflucht zu dem mit Undank belohnten Belisar. Er ward 544 nach Italien geschickt, aber der mißtrauische Kaiser unterstützte ihn so schwach mit Truppen und Geld, daß er gar wenig ausrichten konnte. Belisar bat daher um seine Zurückberufung und erhielt sie (549). In



den folgenden Jahren leistete der so oft verkannte und mit Unrecht behandelte Mann seinem Kaiser noch wiederholt große Dienste, aber stets ward er wieder mit Undank zurückgestoßen. Als er schon in hohem Alter war, wurde eine Verschwörung gegen den Kaiser entdeckt, und seine Feinde beschuldigten ihn der Theilnahme. Seine Sclaven wurden gefoltert und sagten aus, daß ihr Herr ihnen befohlen, Theil an der Verschwörung zu nehmen. Belisar berief sich einfach auf seine stets bewiesene Treue; aber er wurde verurtheilt, alle seine Güter und Ehrenstellen zu verlieren, und in seiner Wohnung gefangen gehalten. Zwar wurde er nach einem halben Jahre wieder in seine Ehren und Besitzthümer eingesetzt; aber Kummer und Gram machten bald seinem Leben ein Ende (565). Der traurige Wechsel seines Geschickes veranlaßte später die Sage, der Kaiser habe ihm die Augen ausstechen lassen, und er sei als blinder Greis, von einem Knaben geführt, in den Straßen Constantinopels umhergewandert und habe gebettelt mit den Worten: „Gebt dem Belisar einen Obolus, den seine Tugend erhöhte, der Neid stürzte."

Als Belisar im J. 549 aus Italien zurückberufen ward, setzte der Kaiser den Narses an seine Stelle. Dieser schlug die Gothen bei Taginä in Hetrurien in einer hartnäckigen Schlacht, in welcher der heldenmüthige Totilas auf den Tod verwundet und das ganze Gothenheer zersprengt wurde. Hierauf zog Narses in Rom ein, das in diesem Kriege furchtbar zu leiden hatte und aus einer Hand in die andere ging. Diesmal wurde es zum fünftenmal eingenommen. Die Gothen sammelten sich wieder in Oberitalien und wählten den tapferen Tejas zu ihrem König. Er zog nach Campanien, um dem von Narses belagerten Cumä zu Hülfe zu kommen, und wurde hier in der Nähe des Vesuv am lactarischen Berge (Milchberg) durch den Mangel an Lebensmitteln zu einer Entscheidungsschlacht gezwungen (553). Auf beiden Seiten wurde mit unerhörter Tapferkeit gekämpft. Tejas focht an der Spitze der Seinen zu Fuß, wie alle seine Gothen, allen erkennbar und beständig von den kampflustigen Feinden bedrängt, mit Löwenmuth und streckte mit seinem Speere Einen

nach dem Andern zu Boden, während er die nach ihm geworfenen feindlichen Lanzen mit seinem Schilde auffing. Hing der Schild voll von Spießen, so reichte ihm sein Waffenträger einen andern. So hatte er schon den dritten Theil des Tages kämpfend dagestanden, stets an derselben Stelle, und wieder hingen 12 Lanzen in seinem Schild; da rief er den Waffenträger, und wie er eben den Schild wechselte, traf ihn ein sausender Speer tief in die Brust, daß er sterbend niedersank. Die Römer bemächtigten sich der Leiche und steckten seinen Kopf auf einen Speer. Als das die Gothen sahen, kämpften sie mit neuer Wuth bis in die Nacht, während der sie unter den Waffen stehen blieben, um am folgenden Morgen den Kampf zu erneuern. Und wiederum fochten sie vom Morgen bis zum Abend. Endlich am dritten Tage ließen sie, ermattet von der langen Blutarbeit, dem Narses sagen, wenn man sie mit ihrer gesammten Habe frei abziehen lasse, so wollten sie sich andere Wohnsitze suchen, da ihnen Italien nun einmal vom Himmel nicht beschieden zu sein scheine; doch wären sie entschlossen, eher zu sterben, als sich zu ergeben. Narses ehrte ihren Heldenmuth und bewilligte ihnen den Abzug. Ein Theil der Gothen zerstreute sich jenseits der Alpen, andere blieben in Italien, die meisten wurden nach Griechenland geschickt. Das Ostgothenreich und das Volk sind vernichtet (554), und Italien wird unter dem Namen Exarchat eine Provinz des oströmischen Reiches mit der Hauptstadt Ravenna; aber der Krieg hatte es fast zur Wüste gemacht. Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder, und ringsum herrschte Druck und Hunger und Elend.

---

9. Alboin, König der Longobarden.

568.

Die Longobarden saßen ursprünglich in dem nördlichen Deutschland, auf der s. g. langen Börde, dem westlichen Ufer der Elbe zwischen Magdeburg und Lüneburg. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts treffen wir sie im Süden der untern Donau; seit 548 wohnen sie in Pannonien, dem

westlichen Ungarn, wo sie mit ihren östlichen Nachbarn, den Gepiden, fast beständige Kriege führen. Seit 561 war ihr König der starke und kühne, aber rohe Alboin. Dieser besiegte im J. 566 in einer furchtbaren Schlacht die Gepiden, so daß sie ganz aus der Geschichte verschwinden, und erlegte mit eigener Hand ihren König Kunimund. Aus seinem Schädel ließ er sich nach altgermanischer Sitte einen Pokal machen, und seine gefangene Tochter Rosamunde zwang er, ihn zu heirathen. Zwei Jahre darauf zog er nach Italien (568).

Narses, dem die Verwaltung Italiens übertragen war, soll den Lombardenkönig nach Italien gerufen haben. Man erzählt, die Gemahlin des Kaisers Justinus II., Sophie, die den Narses haßte, habe seine Zurückberufung bewirkt und dem Narses höhnisch geschrieben, er möge sich wieder in Constantinopel unter die Weiber der Spinnstube setzen; das sei für ihn der rechte Platz. Darauf habe Narses gesagt: „Wohl, ich will ihr einen Faden spinnen, den sie in ihrem ganzen Leben nicht wird abwickeln können", nnd er habe den Alboin, den er von früher her kannte, nach Italien gerufen, um es in Besitz zu nehmen. Alboin zog mit seinem ganzen Volke und mit 20,000 Sachsen, die sich ihm angeschlossen, über die Alpen, indem er die alten Wohnsitze seines Volkes seinen Bundesgenossen, den Avaren, überließ. Er eroberte mit leichter Mühe Italien bis an den Tiber, mit Ausnahme der genuesischen und venetianischen Seeküste. Nur Pavia widerstand drei Jahre so hartnäckig, daß Alboin im Zorne schwor, er werde alle Einwohner niederhauen lassen. Der Hunger zwang endlich die Stadt zur Uebergabe. Als Alboin durch das Thor einzog, stürzte sein Roß und konnte auf keine Weise mehr aufgerichtet werden. Da ermahnte ihn ein Lombarde, er solle sein grausames Gelübde brechen, denn die Stadt werde von frommen christlichen Leuten bewohnt. Der König nahm seinen Schwur zurück, und das Roß erhob sich und trug ihn ruhig in die Stadt ein. Pavia wurde seine Residenz und die Hauptstadt des von ihm gegründeten Lombardenreichs, an welches noch heute der Name Lombardei erinnert. Seine

Nachfolger dehnten die Herrschaft der Lombarden über fast ganz Italien aus, so daß nur noch Venedig, die Herzogthümer Rom und Neapel und das südliche Calabrien den Griechen verblieben. Später erlag das Lombardenreich den Franken.

Wenige Jahre nach der Gründung des neuen Reiches ward Alboin ermordet (573), und zwar auf Veranlassung seiner Gemahlin Rosamunde. Er hatte sie eines Tages zu Verona bei einem Gastmahl in der Trunkenheit gezwungen, aus seinem Becher, dem Schädel ihres Vaters, zu trinken, indem er ihr denselben mit den Worten zureichte: „Hier trinke einmal mit deinem Vater!" Sie nahm blutige Rache. Sie gewann den Schildträger des Königs, Helmichis, und einen andern starken und entschlossenen Longobarden, Namens Peredeo, daß sie den König ermordeten. Nachdem sie in dem Schlafzimmer des Königs alle Waffen entfernt und das Schwert desselben, das stets an seinem Bette stand, an der Bettstelle festgebunden hatte, überfiel Peredeo den König, der nach dem Mahle sich zur Ruhe gelegt hatte. Alboin erwachte, und da er das Schwert nicht losreißen konnte, wehrte er sich mit dem Fußschemel, bis er erlag. Rosamunde und Helmichis, ihr neuer Gemahl, mußten vor der Rache der Longobarden flüchten. Sie fanden Aufnahme zu Ravenna bei dem Exarchen oder Statthalter Longinus. Als dieser um die Hand Rosamundens warb, reichte sie dem Helmichis, um sich seiner zu entledigen, den Giftbecher. Dieser erkannte, nachdem er getrunken, was geschehen, und zwang sie den Rest des Giftes zu trinken. So fanden beide für ihren Frevel den Tod.

Die Wanderung der Longobarden nach Italien im J. 568 gilt als das Ende der Völkerwanderung. Um diese Zeit herrschten von deutschen Völkern in Spanien die Westgothen, in Gallien die Franken, in Britannien die Sachsen und Angeln, in Ober- und Mittelitalien die Longobarden. Im südlichen Deutschland wohnten die Alemannen und Baiern, in dem mittleren die Thüringer, sämmtlich in Abhängigkeit von den Franken. Die Sachsen dagegen im nördlichen Deutschland von Westphalen bis zur Elbe waren unabhängig. In die von den deutschen Völkern verlassenen

Länder östlich von der Elbe waren die von Osten her nachdrängenden Stämme der Slaven eingerückt.

Während der Völkerwanderung hatte sich bei den deutschen Stämmen das Lehnswesen ausgebildet. Das eroberte Land wurde unter den König und sein Gefolge vertheilt, so daß jeder ein Loos erhielt als erbliches Grundeigenthum, Allodium. Da das Loos des Königs selbst sehr groß war, so vergab er wieder einzelne Theile desselben zu lebenslänglicher Nutznießung als Lehen an seine Getreuen, die unter dem Namen Vasallen dem Lehnsherrn zur Treue und zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Auch die einzelnen Großen im Lande, welche einen bedeutenden Besitz hatten, konnten auf dieselbe Weise sich wieder Vasallen schaffen. In späterer Zeit wurden die Lehen erblich.

II. Mohammed und die Araber.

Wie in der Völkerwanderung deutsche Volksstämme, die bisher noch nicht an der Geschichte Theil genommen hatten, aus ihrem Dunkel hervorbrachen, um in Europa eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, so sind bald nach dem Schluß der Völkerwanderung im Osten, in Asien die Araber aus ihrem abseits liegenden Heimatslande, das bis dahin noch nie in die Bewegung der Geschichte hereingezogen worden war, plötzlich mit Macht hervorgetreten, um einen großen Theil der bekannten Welt zu erschüttern und umzugestalten. Der Mann, welcher die Araber auf diese neuen Bahnen führte, war Mohammed, der unter seinem noch dem Heidenthum ergebenen Volke als Prophet auftrat und eine neue Religion stiftete, den Islam oder die mohammedanische Religion, deren Hauptsatz ist: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet." Das Jahr 622, in welchem der von seiner eigenen Familie, den Koreischiten, verfolgte Mohammed von Mekka nach Medina floh, gilt als das Stiftungsjahr des Islam, weshalb mit ihm, mit der berühmten Flucht Hedschra, die Mohammedaner ihre Zeitrechnung begannen. Seitdem ver-

breitete Mohammed rasch durch Lehre und Waffengewalt seine Religion über ganz Arabien, und nachdem er die oberpriesterliche und fürstliche Würde zugleich über sein Volk angenommen und dasselbe durch religiösen Fanatismus begeistert, schickte er sich an, seine Lehre und seine Herrschaft über die Grenzen Arabiens hinauszutragen. Er machte einen Kriegszug nach Syrien, in das griechische Kaiserreich, kehrte aber bald wieder unverrichteter Sache zurück und starb nicht lange nachher (632). Er war zufrieden, den Seinigen den Weg der Eroberung gezeigt zu haben, und forderte sie auf zu unablässigem Kampf gegen die Ungläubigen. „Streitet wider die", sprach er zu den Seinen, „die weder an Gott, noch an den Tag des Gerichts glauben; streitet auch wider die Juden und Christen so lange, bis sie sich bequemen, Tribut zu zahlen und sich zu unterwerfen."

Die Nachfolger des Mohammed in dem Reiche der Araber heißen Kalifen (d. h. Nachfolger). Sie waren Fürsten zugleich und Priester und zogen nicht selbst in den Krieg, sondern schickten zu diesem Zwecke ihre Feldherrn aus. Die ersten vier Kalifen (632—661) waren nahe Verwandte Mohammeds, die zwei ersten, Abubekr und Omar, seine Schwiegerväter, die beiden folgenden, Osman und Ali, seine Schwiegersöhne. Sie residirten in Medina, und ihre Feldherrn eroberten Syrien, Palästina und Phönikien, das persische Reich, Aegypten, den größten Theil von Nordafrika, Cypern und Rhodus. Als Amru, der Feldherr Omars, Aegypten und die Hauptstadt Alexandrien erobert hatte, war er, so wird wenigstens erzählt, im Zweifel, was er mit der großen Bibliothek, die er in der Stadt fand, anfangen sollte. Er fragte bei seinem Kalifen an und erhielt die Antwort, er solle die Bücher vernichten; denn, was in ihnen geschrieben stehe, sei entweder schon im Koran, dem Religionsbuche der Mohammedaner, enthalten, und dann seien sie überflüssig, oder ihr Inhalt sei dem Koran zuwider, und dann seien sie schädlich. Amru vertheilte die Bücher der alexandrinischen Bibliothek an die 4000 warmen Bäder der Stadt, welche 6 Monate lang damit heizten.

Nach Alis Ermordung (661) ward Moawija, aus der Familie der Omaijaden, Kalif. Er machte Damaskus in Syrien zur Hauptstadt des Reichs. Die Kalifen aus diesem Hause, 13 an der Zahl, herrschten von 661—750, und das Reich gewann unter ihnen die größte Ausdehnung. Im Osten reichte es bis über den Indus, im Norden bis zum Kaukasus, dem kaspischen und Aralsee und über den Jaxartes (Sihun) hinaus. Constantinopel wurde von Moawija 7 Jahre lang durch jährliche Angriffe zu Wasser und zu Lande bedrängt, bis die ganze arabische Flotte durch das s. g. griechische Feuer, welches der Mönch Kallinikos erfunden hatte, zerstört wurde und zugleich das über 100,000 Mann starke Landheer durch Hunger und Seuchen zu Grunde ging (665). Unter dem fünften Omaijaden eroberte der Feldherr Musa ganz Nordafrika bis zum atlantischen Ocean, und er sandte sogar seinen Unterfeldherrn Tarek mit 12,000 Mann nach Spanien, wohin ihn eine Partei der Westgothen gegen ihren König Roderich gerufen hatte. Er landete an dem Felsen Kalpe, welcher seitdem Gebel al Tarek (d. i. Fels des Tarek), Gibraltar, heißt, und schlug im J. 711 die Ostgothen bei Xerez de la Frontera in einer neuntägigen Schlacht, in welcher Roderich seinen Tod fand. Fast ganz Spanien wurde eine Provinz des großen arabischen Reiches, während der Rest der Gothen sich in die nordwestlichen Gebirge der Halbinsel zurückzog. Hier bildeten sich in der Folge kleine christliche Reiche, die im Laufe der Jahrhunderte im Kampfe mit den Mauren, wie die Araber in Spanien hießen, immer mehr erstarkten und zuletzt die Mauren wieder ganz aus Spanien vertrieben (1492). Nach der Eroberung Spaniens ging ein arabischer Statthalter, Abderrahman, sogar über die Pyrenäen, um den Franken Gallien zu entreißen, er wurde aber von Karl Martell zwischen Tours und Poitiers geschlagen und fiel, worauf die Araber über die Pyrenäen zurückkehrten (732).

Im J. 750 empörte sich in Asien Abul Abbas, der von einem Oheim des Propheten abstammte, gegen den letzten omaijadischen Kalifen und gewann den Thron. Sein Oheim

Abdallah täuschte 90 Prinzen aus dem omaijadischen Hause durch Verkündigung einer Amnestie, lud sie zur Tafel und ließ sie auf ein gegebenes Zeichen ermorden, worauf er über ihren Leichen das Festmahl hielt. Das ganze Geschlecht ward bis auf den letzten Säugling ausgerottet. Nur ein Omaijade, Abderrahman, entging dem allgemeinen Blutbad und flüchtete nach Spanien, wo er ein unabhängiges Kalifat gründete mit der Hauptstadt Cordova. Dieses spanische Reich gelangte unter seinen omaijadischen Herrschern zu einer außerordentlichen Blüthe. Acker-, Garten- und Bergbau, Handel und Gewerbe wurden mit großem Fleiß und Regsamkeit betrieben und brachten außerordentlichen Wohlstand, die Wissenschaften und Künste genossen einer Pflege, wie in keinem christlichen Lande. Die Christen in Spanien behielten gegen einen mäßigen Tribut ihre Religion, ihre Sprache und Gesetze. In ähnlicher Weise genoß das Kalifat in Asien unter den Abbasiden, welche in dem neu gegründeten Bagdad residirten, durch den Glanz seiner Cultur die Bewunderung der Welt.

III. Die Hausmeier im Frankenreich. Pipin der Kurze.

Das Zeitalter der vier Söhne Chlodwigs, welche gemeinschaftlich das Reich regierten und in Metz, Orleans, Paris und Soissons residirten, umfaßt ungefähr ein halbes Jahrhundert, 511—562, wo der jüngste der Brüder, Clotar I., starb. In diesem Zeitraum dauerten die Eroberungen noch fort; das thüringische Reich wurde unterworfen, die burgundische Dynastie verdrängt, die Baiern (vom Lech bis zum Kahlenberg bei Wien) in eine gewisse Abhängigkeit gebracht. Die Ostgothen, welche damals gegen das griechische Kaiserreich den schweren Kampf um ihre Existenz führten, traten den Franken ihre Besitzungen diesseits der Alpen ab, die Herrschaft über die Provence und über die Alemannen in der Schweiz.

Das nächste halbe Jahrhundert, von Clotars I. Tod

bis zu Clotar II., dem Urenkel Chlodwigs, der im J. 613 das abermals getheilte Reich wieder vereinigte, können wir das Zeitalter der Enkel Chlodwigs nennen. In dieser Zeit schied sich allmählich das Frankenreich in zwei Haupttheile, in das ostfränkische Reich oder Austrasien, welches die deutschen Länder und die Niederlande umfaßte und den echt deutschen Character behauptete, und das westfränkische Reich oder Neustrien (Neufranken) mit vorherrschend romanischem Charakter. Burgund behauptete sich noch eine Zeitlang als ein Mittelreich und fiel dann bald dem einen, bald dem andern Reiche zu. In diesem Zeitraum erlosch der alte Eroberungsgeist; aber der Geist blutiger Zwietracht und des Mordes innerhalb des Königsgeschlechtes, den wir bei dem Ahnen Chlodwig gesehen, erwachte aufs neue in erschreckender Weise. Haß und Rachgier zwischen den einzelnen Familien erzeugten eine Reihe blutiger Frevel und der verruchtesten Verbrechen. Besonders wütheten gegeneinander Furien gleich die beiden Königinnen Brunehilde und Fredegunde, von denen die erstere 10 Könige und königliche Prinzen gemordet haben soll. Als sie endlich in die Hände Clotars II., des Sohnes der nicht minder schuldvollen Fredegunde fiel, ließ dieser, so heißt es, sie drei Tage lang foltern, dann auf einem Kameele im ganzen Heer zur Schau herumführen und zuletzt, mit einem Arm und einem Bein an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen. Auch unter den Großen des Reiches wüthete zu dieser Zeit Gewalt und Habsucht, Hinterlist und Mord und Meineid.

Unter solchen Freveln und den Stürmen des Bruderkriegs erschlaffte allmählich die Kraft der merowingischen Könige; sie versanken in Trägheit und Sinnengenuß und überließen, von ihren Unterthanen verachtet, die Regierungsgeschäfte ihrem Major domus, Hausmeier oder Großhofmeister. Diese Hausmeier waren ursprünglich die Verwalter des königlichen Haushaltes und der Krongüter und hatten die Anführung der königlichen Vasallen, welche die Krongüter als Lehen hatten. Hernach aber wurden sie die Anführer des gesammten Heerbanns und traten in Krieg und Frieden völlig

an die Stelle des Königs, während dieser im Innern des Palastes sich trägem Nichtsthun und der Schwelgerei überließ. Nur einmal im Jahre, auf dem großen Märzfelde, der großen Reichsversammlung, erschien der König öffentlich vor dem Volke. Er fuhr dann nach alter Sitte auf einem mit vier Ochsen bespannten Wagen, die nach Bauernart von einem nebenhergehenden Knechte getrieben wurden, in die Versammlung und saß im Schmuck seines langen blonden Haares auf dem goldenen Thron seiner Väter, während der Major Domus, das Kriegsschwert in der Hand, daneben stand und alle königlichen Rechte und Pflichten übte.

Nicht selten bekämpften sich die Majores Domus des getheilten Reichs, bis Pipin von Heristal (an der Maas bei Lüttich), ein kluger, frommer und rechtschaffener Mann, durch einen Sieg bei Testri, in der Nähe von St. Quentin, über den neustrischen König Theuderich und seinen Major Domus im J. 687 alleiniger Major Domus aller fränkischen Reiche ward. Er ließ den schwachen Theuderich unter dem Namen eines Königs in Neustrien wohnen, während er selbst wie ein König in Austrasien herrschte und seine Macht so befestigte, daß das Amt des Hausmeiers seitdem bei seiner Familie geblieben ist. Mit derselben Kraft und Klugheit herrschte im Namen mehrerer Scheinkönige sein Sohn Karl (717--741), der von der Wucht des Schlages, den er bei Poitiers den Arabern versetzte (732), den Beinamen Martell, d. i. Hammer, erhielt (s. S. 45). Sechs Tage schon hatten die beiden Heere mit einander gerungen, da brach sich am 7. Tage in einem mörderischen Kampfe die feurige Wuth der beweglichen Araber an der Festigkeit und zähen Kraft der austrasischen Franken, daß sie in der Nacht, ihre kostbare Beute und 350,000 Gefallene zurücklassend, davongingen und eiligst nach Spanien zurückkehrten. Karl hatte durch diese glänzende Waffenthat das Christenthum in Europa gerettet.

Die vier letzten Jahre seines Lebens herrschte Karl Martell ohne einen König. Als er nach vielen siegreichen Kämpfen gegen innere Unruhen und äußere Feinde, kaum 50 Jahre alt, starb (741), folgten ihm seine beiden Söhne Karlmann

und Pipin der Kurze, welche, da ein Stiefbruder sie in ihrer Herrschaft anfocht und mehrere Herzöge eine drohende Stellung gegen sie annahmen, noch einmal einen Merowinger, den blödsinnigen Childerich III., der bisher in einem Kloster zugebracht, auf den Thron hoben. Im J. 747 zog sich Karlmann, der Stürme des Lebens müde, in ein Kloster zurück und überließ seinem Bruder die alleinige Herrschaft. Nachdem Pipin sich durch muthiges und entschlossenes Handeln, durch Klugheit und Gerechtigkeit die Achtung und die Liebe des ganzen Frankenvolkes erworben, durfte er daran denken, den blödsinnigen Childerich ganz auf die Seite zu schieben und sich selbst die Königskrone aufzusetzen. Er ließ daher dem Papste Zacharias die Frage vorlegen: „Ob der, welcher müßig daheim sitze und blos den königlichen Namen führe, der wahre und rechtmäßige König sei, oder derjenige, welcher in Krieg und Frieden alle Mühen und Sorgen der Regierung trage.“ Zacharias, der in Pipin eine Stütze der eigenen Macht und Sicherheit suchte, antwortete: „Der, welcher die Regierung des Staates besorgt, verdient auch König zu heißen.“ Als hierauf Pipin auf einer Reichsversammlung zu Soissons den Franken den Bescheid des Papstes kund that, riefen alle: „Das ist des Himmels Stimme!“ hoben ihn empor und setzten ihn, nachdem sie ihn dreimal feierlich herumgetragen, auf den Thron der Merowinger. Bonifacius, der bekannte Apostel der Deutschen, salbte ihn in der Kirche im Namen Gottes zum König der Franken; Childerich aber ward mit geschorenem Haupt in ein Kloster geschickt. So kam im J. 752 das Geschlecht der Karolinger auf den fränkischen Thron.

Pipin war von kleiner, gedrungener Gestalt, aber von außerordentlicher Körperkraft. Da die Großen des Reichs sich oft im Geheimen über seine kleine Gestalt lustig machten, so ließ er einst vor zahlreich versammeltem Volk einen wilden Stier und einen Löwen mit einander kämpfen, und als der Löwe den Stier zu Boden geworfen und auf ihm lag, um ihn zu zerfleischen, fragte der König die um ihn stehenden Höflinge: „Wer entreißt dem Löwen seine Beute?“ Sie antworteten

erschreckt: „Herr, wer möchte das wagen?“ Da sprang der König selbst über die Schranken und schlug mit einem Hieb dem Löwen den Kopf ab, und durch einen zweiten Hieb fiel auch der Kopf des Stieres in den Sand. Indem er von seinem Werk zurückkehrte, sprach er blos die Worte: „Ich bin zwar klein, aber starken Armes.“ Seitdem ruhte der Spott.

Nicht lange nach seiner Erhebung vergalt Pipin dem päpstlichen Stuhl den geleisteten Dienst. Der Lombardenkönig Aistulph hatte Ravenna und die griechischen Besitzungen in Oberitalien (das Exarchat) erobert und bedrohte nun Rom. Da reiste der Papst Stephan II., der 752 auf Zacharias gefolgt war, selbst zu Pipin, den er zu St. Denis mit seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann nochmals salbte und krönte, und bat um Hülfe. Noch in demselben J. 754 zog Pipin mit einem Heere nach Italien und zwang den Aistulph zu dem Versprechen, das den Griechen entrissene Land dem Papste zu überlassen und Rom nicht weiter zu beunruhigen. Aber kaum hatte der Frankenkönig Italien verlassen, so marschirte Aistulph vor Rom und belagerte es. Pipin kam aufs neue, entriß dem Lombardenkönig das Exarchat und übergab es dem Papste („die pipinische Schenkung“ 755). Dieser Landstrich, die Küste am adriatischen Meere vom Po bis nach Ancona, die s. g. Pentapolis, war der erste Anfang zum Kirchenstaat. Pipin selbst betrachtete sich, unter dem Titel eines Patricius von Rom, als den Schirmherrn Roms und der römischen Kirche, und dieser Bund der Karolinger und der römischen Kirche zu gegenseitiger Unterstützung blieb auch in der Folge bestehen. Pipin starb 768.

IV. Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

Während bei den deutschen Völkern, welche in der Völkerwanderung sich im römischen Reiche niedergelassen, wie die Gothen, Vandalen u. s. w., das Christenthum schon Eingang gefunden hatte, herrschte in dem eigentlichen Deutschland noch

die Nacht des Heidenthums. Allerdings war schon in römischen Zeiten in den Gegenden der Donau und des Rheins für die Ausbreitung des Christenthums gewirkt worden, wie in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts von dem h. Lubentius an der Lahn; aber die Stürme der Völkerwanderung hatten die junge Saat zum größten Theil wieder zerstört. Auch die Bekehrung Chlodwigs und vieler Franken verhalf der neuen Lehre noch nicht zum vollen Siege in den von den Franken beherrschten deutschen Ländern, da die Könige und die Großen der Franken sich wenig um die Verbreitung des Evangeliums kümmerten; ja viele, die sich öffentlich zum Christenthum bekannt hatten, ergaben sich im Geheimen wieder dem alten Götzendienst.

Da kamen im 7. Jahrhundet. aus Irland und England, wo ein reges christliches Leben herrschte, fromme Glaubenshelden, von heiligem Eifer getrieben, herüber, um in den unwirthlichen Landen Deutschlands unter Gefahren und Mühsal dem armen Heidenvolke das beglückende Licht des Evangeliums zu bringen. So verkündeten bei den Alemannen zwei Irländer, Columbanus und Gallus, von dem St. Gallen seinen Namen hat, die neue Lehre; in Thüringen und in Franken, in der Umgegend von Würzburg, wirkte der Schotte Kilian, bei den Baiern der h. Emmeran und der h. Rupert, der bis nach Kärnthen und Oestreich vordrang und das Bisthum Salzburg gründete. Vor allen andern Glaubensboten aber, die nach Deutschland kamen, ragte durch bewundernswürdigen Muth und Aufopferungsfreudigkeit sowie durch seine erfolgreiche, großartige Wirksamkeit der Engländer Winfried hervor, ein Zeitgenosse Karl Martells und Pipins, die ihn in seinem frommen Werke nachdrücklich unterstützten. Namentlich that das Karl Martell, der überall, wo Winfried mit dem Kreuze erschien, mit dem Schwerte hinter ihm stand.

Zuerst predigte Winfried das Evangelium bei den Friesen (715—717), wo schon früher mehrere Missionäre ohne großen Erfolg gewirkt hatten; denn Ratbod, der rohe Fürst der Friesen, war ein entschiedener Feind des Christen-

thums. Schon hatte er einmal sich zu dem Entschlusse bringen lassen, das Christenthum anzunehmen; er hatte schon den einen Fuß in den Fluß gesetzt, um die Taufe zu empfangen, da fragte er den Priester, wohin seine heidnischen Vorfahren gekommen seien, und dieser antwortete: „in die Hölle.“ Da stieg der Fürst wieder aus dem Flusse, indem er sagte: „Ich will denn doch lieber mit meinen heidnischen Ahnen verdammt, als mit euch Christen im Himmel sein.“ Seitdem widersetzte sich Ratbod hartnäckig der Verbreitung des Christenthums unter seinen Friesen. Auch Winfried richtete nicht viel aus. Er begab sich daher, nachdem er in Rom sich eine besondere Vollmacht des Papstes zur Ausbreitung des römisch-christlichen Glaubens geholt hatte, durch Baiern nach Thüringen, dann wieder zu den Friesen und im J. 722 nach Hessen, wo er zu Amöneburg an der Ohm unweit Marburg sein erstes Kloster in Deutschland anlegte. Er taufte in Hessen viele Tausende. Nach einer Reise nach Rom, wo er für seine Verdienste zum Bischof geweiht ward und den Namen Bonifacius (Wohlthäter) erhielt, kehrte er nach Hessen zurück, und er fand, daß der von ihm gestreute Same wenig gesunde Früchte getragen, daß das Volk sich wieder vielfach dem Götzendienst zugewandt hatte. Da entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritt. An den Ufern der Eder stand bei dem Orte Geismar eine hochragende Eiche, welche das heidnische Volk für heilig hielt, für einen Baum des Donnergottes. Bonifacius legte vor dem versammelten Volke die Axt an den heiligen Baum, und der Baum fiel, ohne daß der vermeinte Gott den an ihm verübten Frevel rächte. Da fügte das Volk sich gläubig der Taufe. An der Stelle aber, wo das alte Heiligthum gestanden, erbaute Winfried aus dem Holze des gefällten Baumes die erste hessische Christenkirche, die er dem h. Petrus weihte. An derselben Stelle steht heute die St. Peterskirche zu Fritzlar.

Um dieselbe Zeit schickte Bonifacius seinen Schüler Sturm in den buchonischen Wald, um dort durch Gründung eines Klosters der Cultur neue Wege zu bahnen. Sturm verweilte Anfangs da, wo später Hersfeld entstand; allein Boni-

facius wollte tiefer in die Wildniß dringen, in eine Gegend, die den feindlichen Sachsen nicht so nahe sei, und so ward denn endlich der Ort gewählt, wo im J. 744 das Kloster Fulda gegründet wurde. Sturm wurde der erste Abt des neuen Klosters, das bald zu großer Bedeutung gelangte. Es war lange Zeit die beste Schule für Deutschland und eine treue Pflegerin der Wissenschaften; viele Kirchen und Klöster in der Nähe und Ferne gingen von dort aus, um dem Christenthum ein immer weiteres Gebiet zu erringen. Im J. 747 wurde Bonifacius zum Bischof von Mainz und dadurch zum Haupt der ostfränkischen Geistlichkeit erhoben, obgleich er sich lange dieser Würde geweigert hatte. Nach 7 Jahren übergab er seinem Schüler Lullus das Bisthum Mainz, um noch einmal als 75jähriger Greis zu den Friesen zu gehen, in das Land, dem er einst die Kräfte seiner Jugend geweiht hatte. Nachdem er hier noch einige Tausend getauft hatte, wurde er bei Dockum, wo er mit seinen Anhängern im Freien das Pfingstfest feierte, von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen und mit 53 seiner Gefährten erschlagen (755). Er starb mit der Mahnung an die Seinen, nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Seine Leiche wurde nach Fulda gebracht und dort begraben.

Das große Verdienst des Bonifacius, „des Apostels der Deutschen," bestand nicht blos darin, daß er dem Christenthum in Deutschland eine immer größere Verbreitung verschaffte, sondern auch ganz besonders in dem Bestreben, bei den Christen im Frankenlande den heidnischen Aberglauben auszurotten und der Sittenlosigkeit zu steuern. Denn nicht blos das unerzogene Volk lebte in heidenmäßigem Sinne dahin, sondern auch die Priester waren zum großen Theil einem ganz weltlichen Leben verfallen. Bonifacius drang bei den Geistlichen mit hohem sittlichen Ernste auf einen unbescholtenen Lebenswandel und verlangte, daß sie, dem weltlichen Leben entsagend, ihres Amtes treulich warteten, der Wissenschaft lebten, das Volk und die Jugend belehrten. Ein weiteres Verdienst desselben war, daß er die Einheit der verschiedenen deutschen Kirchengemeinden herstellte und sie vor

Zersplitterung bewahrte. Ob er dadurch für die Folge dem deutschen Volke einen Dienst erwiesen, daß er die deutsche Kirche an den Papst zu Rom als ihr Oberhaupt band, darüber sind die Meinungen verschieden.

V. Karl der Große.

768—814.

1. Karls Kriege.

Pipin der Kurze hinterließ bei seinem Tode (768) das Frankenreich seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann, von denen jener den nördlichen, dieser den südlichen Theil regieren sollte. Als aber nach drei Jahren Karlmann starb, erklärten die weltlichen und geistlichen Großen des Reiches in einer Versammlung zu Corbigny die beiden unmündigen Söhne des Verstorbenen für unfähig zur Nachfolge und huldigten dem König Karl als alleinigem Herrscher des Frankenreichs. Karl der Große, wie er nach seinem Tode mit Recht genannt wurde, war ein gewaltiger Herrschergeist, der all das Große und Treffliche, wodurch seine Ahnen sich ausgezeichnet, in der höchsten Blüthe in sich vereinigte. Er erweiterte durch glückliche Eroberungen das Frankenreich zu einem Weltreich und war für das deutsche Volk, dem er die Einheit schuf und das er zum herrschenden Mittelpunkt für die christlichen Völker machte, der Schöpfer einer neuen Zeit.

Kriege gegen die Longobarden (773. 776). Die Wittwe Karlmanns war mit ihren, des Erbes beraubten Söhnen nach Italien zu dem Lombardenkönig Desiderius geflohen, der ein Feind von Karl war. Denn Karl hatte eine Tochter des Desiderius geheirathet, diese aber bald wieder verstoßen, um sich mit einer Tochter des Herzogs von Schwaben, Hildegarde, zu vermählen. Desiderius nahm sich der Kinder Karlmanns an und verlangte von dem Papste Hadrian I., daß er sie zu Königen krönte, und als der Papst dies verweigerte, entriß er ihm die Länder, die ihm Pipin

geschenkt. Hadrian rief Karl zu Hülfe, und dieser kam mit einem großen Heere über die Alpen (773) und belagerte den Desiderius in seiner Hauptstadt Pavia. Die Sage erzählt, Desiderius habe von dem höchsten Thurme nach dem gegen die Stadt heranziehenden Heer der Franken ausgeschaut, und als er eine Abtheilung desselben gesehen, habe er zu einem vornehmen Franken, der bei ihm Schutz gesucht, gesprochen: „Laß uns hinuntersteigen und uns verbergen vor dem Anblick des furchtbaren Feindes.“ Darauf habe der Franke gesagt: „Das ist Karl noch nicht, sondern wenn du eine eiserne Saat auf dem Gefilde starren siehst, wenn es dir scheint, als wälze der Po und der Tessin schwarzeiserne Wogen gegen die Mauern der Stadt heran, dann ist Karl uns nahe.“ Da zeigte sich bald in weiter Ferne ein schwarzes Gewimmel gleich einer dicken Wolke, und die Wolke wälzte sich heran und das Gefilde erglänzte weithin von starrenden Waffen. Jetzt erschien auch Karl, eine gewaltige Gestalt, ganz mit Eisen überpanzert, einen langen eisenbeschlagenen Speer in der Hand, auf einem eisenfesten Roß mit der Farbe des Eisens. Die Bürger, die auf der Mauer standen, riefen: „O des Eisens, mit welchem der König bewehrt ist!“ Der fränkische Flüchtling sprach zu Desiderius: „Siehe, da ist er, den du zu sehen begehrtest.“ Desiderius aber stürzte vor Schrecken zu Boden. Karl belagerte den Desiderius in Pavia und zwang ihn nach 7monatlicher Einschließung zur Uebergabe. Er wurde des Thrones entsetzt und nach Corvei (in der Picardie) ins Kloster geschickt. Karl selbst setzte sich die eiserne Krone*) der Longobarden auf und nannte sich hinfort König der Franken und Lombarden (774).

Im J. 776 machte Karl einen zweiten Zug nach Italien, weil mehrere lombardische Herzöge sich empört hatten, um den Sohn des Desiderius, Adelchis, auf den Thron zu bringen. Nachdem er die Verschwörer ohne große Mühe besiegt hatte, löste er die alte Verfassung der Lombarden, die er ihnen An-

---

*) Sie war von Gold, hatte aber im Innern einen eisernen Reif, der von einem Nagel des Kreuzes Christi gemacht sein sollte.

fangs gelassen, auf und ließ das Land in fränkischer Weise verwalten.

Die Sachsenkriege (772—803). Bei weitem die schwersten und hartnäckigsten Kriege hatte Karl mit den Sachsen zu führen, welche in Norddeutschland von der Nähe des Rheins an bis über die Elbe wohnten und in die Westphalen, Engern und Ostphalen zerfielen, wozu dann noch jenseits der Elbe bis zur Eider die Nordalbingier kamen. Die Sachsen waren ein sehr tapferes und freiheitsliebendes Volk und lebten noch ganz nach altgermanischer Weise. Städte und selbst Dörfer kannten sie nicht; sie hatten keine Könige und wählten sich blos im Krieg Herzöge. Ihre Religion war noch die altheidnische. Schon seit den frühesten Zeiten hatten sie mit den Franken häufige Kriege geführt, und das fränkische Reich war nach Nordosten hin nie vor ihren Angriffen sicher. Karl beschloß daher, die Sachsen zu unterwerfen und seinem Reiche einzuverleiben, womit dann nothwendig die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum verbunden sein mußte. Denn in einem christlichen Staate, wie der der Franken war, hatte ein heidnisches Volk keinen Platz.

Erster Zug. Schon vor dem ersten Zuge nach Italien begann der Krieg gegen die Sachsen im J. 772, nachdem auf einem Reichstag zu Worms die Unterwerfung und Bekehrung derselben beschlossen worden war. Von Worms aus zog das Heer unter Karls eigener Führung sogleich in den Krieg. Bei Mainz ging es über den Rhein und marschirte dann durch das Hessenland nach den Gegenden der Weser. An der Diemel wurde die sächsische Feste Eresburg (jetzt Stadtberg) erobert und weiter nördlich das räthselhafte Heiligthum der Sachsen, Irmensul, zerstört. Nachdem die benachbarten Landschaften sich unterworfen und Geißeln gestellt hatten, kehrte Karl nach dem Rheine zurück.

Zweiter Zug. Während in den beiden folgenden Jahren (773 und 774) Karl in Italien war, eroberten die Sachsen unter dem tapfern Wittekind (Widukind), dem Herzog der Westphalen und Engern, die Eresburg wieder und drangen verwüstend in Hessen ein. Sobald Karl zurück-

gekehrt war, ließ er (775) durch eine fränkische Heeresabtheilung die Sachsen aus Hessen vertreiben und ging selbst mit einem starken Heer über den Unterrhein, eroberte die sächsische Feste Sigiburg am Ausfluß der Lenne in die Ruhr, gewann die Eresburg wieder und drang über die Weser vor bis zur Ocker, an der heute Braunschweig liegt. Die Ostphalen unterwarfen sich, sowie auch die Westphalen, und gaben Geißeln, und Karl erbaute mehrere Festungen im Sachsenland.

Dritter Zug. Während des zweiten Zuges gegen die Lombarden (776) empörten sich die Sachsen aufs neue. Noch in demselben Jahre zog Karl in Sachsen ein, und diese unterwarfen sich abermals und ließen sich taufen. Karl glaubte jetzt soweit gekommen zu sein, daß er auf friedlichem Wege sein Werk weiter führen könne. Er berief im nächsten Frühjahr 777 die Edlen der Sachsen zu einem Reichstag in Paderborn im Sachsenland, und hier gelobten sie, gegen Beibehaltung ihrer Gesetze den Frankenkönig als ihren Oberherrn anzuerkennen und die Anstalten zur Begründung des Christenthums nicht stören zu wollen. Allein Wittekind war nicht zum Reichstag erschienen; er war zu seinem Schwager, dem König der Dänen, geflohen. Darum war eine bleibende Ruhe nicht zu erwarten.

Vierter und fünfter Zug. Während Karl (778) in Spanien wider die Araber focht, erhoben sich die Sachsen aufs neue und fielen verwüstend, mordend und plündernd in das rheinische Franken ein. Sie kamen bis in die Gegend von Köln und Coblenz, wurden aber noch vor Karls Rückkehr von dem Heerbanne der Franken geschlagen und zurückgetrieben. Karl drang in den nächsten Jahren 779 und 780 selbst ins Sachsenland ein und kam bis zur Elbe. Ueberall unterwarfen sich die Sachsen, huldigten und nahmen die Taufe an. Jetzt schien ihre Kraft so gebrochen, daß dauernder Friede zu hoffen war, und Karl stiftete, um die Unterwerfung zu sichern, viele Kirchen, namentlich zu Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, Verden. Diese Erfolge waren errungen im Laufe von 8 Jahren, von 772—780.

Hier, im Anfang der achtziger Jahre, können wir einen kleinen Ruhepunkt machen; denn die Sachsen verhielten sich zwei Jahre ruhig, und das Christenthum schien sich mehr und mehr bei ihnen zu befestigen. Aber im J. 782 brach der Sturm aufs neue los, da sie sich mit der Fremdherrschaft und namentlich mit den Steuern und Zehnten, welche zur Einrichtung der christlichen Anstalten nöthig waren, noch immer nicht befreunden konnten. In diesem Jahre waren die Sorben, ein slavisches Volk jenseits der sächsischen Saale, in Thüringen und Sachsen eingefallen, und als nun ein fränkisches Heer unter Geilo und Adalgis durch das Sachsenland zog, um die Sorben zu bekämpfen, wurde dieses von den Sachsen, welche von dem aus Dänemark zurückgekehrten Wittekind zu neuem Aufstande gereizt worden waren, am Berge Süntel, am rechten Ufer der Weser oberhalb Minden, völlig aufgerieben. Sogleich rückte Karl voll Zorn in das Sachsenland ein, um die Rebellen — denn als solche sah er jetzt die Sachsen an — zu bestrafen. Wittekind war wieder zu den Dänen entflohen, und Niemand wagte es dem zürnenden König Widerstand zu leisten. Die Urheber des Aufstandes wurden ihm ausgeliefert, 5400 Mann. Diese ließ Karl zu Verden an der Aller sämmtlich an einem Tage enthaupten.

Karl hoffte durch diese harte, grausame Strafe, die auf keine Weise zu entschuldigen ist, die Sachsen für immer vor neuen Empörungen abzuschrecken; aber es geschah das Entgegengesetzte von dem, was er gehofft. Statt durch den Schreck niedergeschmettert zu werden, erhoben sich jetzt, von Wittekind aufgerufen, die Sachsen durch das ganze Land hin mit erbitterter Wuth, um für das vergossene Blut Rache zu nehmen und das Joch des großen Schlächters, wie sie Karl nannten, abzuschütteln. Es kam bei Detmold im J. 783 zu einer furchtbaren Schlacht, durch welche Karl gezwungen ward, sich bis nach Paderborn zurückzuziehen. Nachdem er sein Heer verstärkt, rückte er wieder vor und brachte den Sachsen an der Hase im Osnabrückischen eine gänzliche Niederlage bei. 30,000 Sachsen waren in diesen beiden Schlachten gefallen,

und die Kraft des Volkes war jetzt so geschwächt, daß Karl in den folgenden Jahren 784 und 785 das Land bis zur Elbe, ohne Widerstand zu finden, durchziehen und verwüsten konnte. Wittekind und Albion, der Herzog der Ostphalen, sahen ein, daß nur noch durch Unterwerfung ihr Volk zu retten war, und auch Karl war zur Vrrsöhnung bereit. Als er im J. 785 zu Paderborn einen Reichstag hielt, kamen auf seine Einladung die beiden Sachsenherzöge dorthin und wurden mit hohen Ehren empfangen. Sie schlossen mit dem König einen Vergleich, folgten ihm mit andern sächsischen Heerführern nach Attigny in der Champagne und ließen sich hier taufen. Karl versah bei Wittekind Pathenstelle. Die beiden Herzöge blieben dem König und dem Christenthum treu bis an ihr Ende.

Eine Sage erzählt, als Karl mit seinem Heere an der Elbe stand und das Weihnachtsfest feierte, habe sich Wittekind in Bettlerkleidern am frühen Morgen in das fränkische Lager geschlichen, um seinen großen Gegner und den christlichen Gottesdienst zu sehen. Er trat in die Kirche und wurde von dem feierlichen Gottesdienste so ergriffen, daß seine Augen sich mit Thränen füllten und er stumm die Hände faltete. Plötzlich warf er sich vor dem Altar auf die Kniee nieder und rief: „Ich bin Wittekind, der Sachsenherzog; gebt auch mir die Taufe, daß ich Christ werde, wie ihr!“ Karl schloß den Mann, der sich bisher als seinen und des Christenthums furchtbarsten Gegner erwiesen, voll Freude in die Arme, und das Frankenheer jubelte laut auf.

Seit Wittekind und Albion mit einer großen Zahl von Sachsen die Taufe genommen und sich unterworfen hatten, blieb das Land 8 Jahre lang ruhig, bis der Druck der fränkischen Herrschaft, die Anhänglichkeit an die Religion ihrer Väter und besonders auch die Heeresfolge, die sie zwang, über die Grenzen ihrer Heimat mit den Franken in den Krieg zu ziehen, sie im J. 793 zu neuem Aufstande und zur abermaligen Vernichtung der christlichen Einrichtungen veranlaßten. Noch 10 Jahre lang (793—803) machte Karl fast jährliche Feldzüge in das Sachsenland, unterstützt von den

Obotriten, einem slavischen Stamme in Mecklenburg, welche von Osten her die Sachsen bedrängten, bis das unglückliche Volk, im Innern völlig gebrochen, sich nach einem mehr als 30jährigen Kampfe der Fremdherrschaft fügte. Karl hatte die sächsische Volkskraft auch dadurch zu schwächen gewußt, daß er den Adel des Landes in fränkisches Interesse zog — ein Verfahren, das Eroberer oft mit Glück befolgt haben — und daß er eine große Anzahl von Sachsen in das Innere des Frankenreiches verpflanzte, z. B. nach Sachsenhausen bei Frankfurt, und nach Sachsenheim bei Schweinfurt, Sachsenflur bei Königshofen an der Tauber u. s. w. Im J. 803 kamen Abgesandte der Sachsen mit fränkischen Großen zu Selz an der fränkischen Saale zusammen, um einen Vergleich zwischen beiden Völkern zu verhandeln und abzuschließen.*) Die Sachsen verstanden sich dazu, das Christenthum anzunehmen, die fränkische Herrschaft anzuerkennen und Heeresfolge zu leisten; dagegen behielten sie ihre eigenen Rechte und brauchten keine Abgaben zu zahlen mit Ausnahme der Zehnten für die Kirche. Zur Befestigung des Christenthums wurden 8 Bisthümer im Sachsenland gestiftet: Münster und Osnabrück in Westphalen, Minden, Paderborn und Bremen bei den Engern, Hildesheim, Verden und Halberstadt in Ostphalen. Die Sachsen waren in der Folge, nachdem einmal das Christenthum bei ihnen Wurzel gefaßt, die eifrigsten Christen.

Der Krieg in Spanien. In der Zeit, während der Karl mit den Sachsen rang, hatte er zwischendurch auch noch an mehreren anderen Orten zu kämpfen. So machte er in den siebziger Jahren außer den beiden Zügen gegen die Longobarden (773. 776) einen Feldzug nach Spanien gegen die Araber (778). Als er er nämlich im J. 777 den Reichstag in Paderborn hielt (S. 57), kam dorthin eine Gesandtschaft,

---

*) Man nennt dies gewöhnlich den Frieden zu Selz; aber eine Ueberkunft, durch welche ein Volk sich dem andern unterwirft und seine Selbständigkeit aufgibt, kann nicht Friede genannt werden.

wie sie in Deutschland noch nicht gesehen worden war, Männer mit bunten Turbanen auf dem Kopf und in langen asiatischen Kaftans. Die Kameele in ihrem Zuge erregten nicht geringe Verwunderung. Es waren Gesandte des Statthalters von Saragossa, Ibn al Arabi, welcher den mächtigen Frankenkönig gegen den Kalifen von Cordova, Abderrhaman, der ihn vertrieben, um Hülfe ansprach. Karl versprach die Hülfe und zog im folgenden Frühjahr nach Spanien. Er drang zugleich durch die östlichen und die westlichen Pyrenäen in das Land ein und schlug mit dem vereinigten Heere die Truppen des Abderrhaman, erstürmte Saragossa und setzte den Ibn al Arabi wieder ein. Doch mußte er wie mehrere andere mohammedanische Emirs die fränkische Oberhoheit anerkennen. Das Land zwischen Pyrenäen und Ebro war in Karls Besitz, und schon wollte er den Ebro überschreiten, als die Nachricht von einem Aufstand der Sachsen ihn zurückrief. Auf seinem Rückzug durch die Westpyrenäen überfielen die räuberischen Basken, deren Hauptstadt Pampeluna er zerstört hatte, seinen Nachtrab in dem Thale von Roncesvalles und vernichteten ihn. Hier fiel auch der sagenberühmte Held Roland, Graf von Bretagne. Das Land zwischen Pyrenäen und Ebro wurde unter dem Namen spanische Mark (Grenzland) dem fränkischen Reiche hinzugefügt; doch mußte für die Sicherung und Befestigung dieser Herrschaft noch lange gekämpft werden. Dies war besonders die Aufgabe von Karls Sohne Ludwig, der erst 812 einen Frieden schloß.

Der Krieg gegen den Herzog von Baiern, Tassilo, fällt in die achtziger Jahre. Das Herzogthum Baiern war ein Theil des fränkischen Reiches; doch hatte es seine besondere Verfassung und stand unter einem angestammten Herzog aus dem Hause der Agilolfinger. Der damalige Herzog Tassilo hatte eine Tochter des Desiderius zur Frau, welche ihren Gemahl stets zu Feindseligkeiten gegen den verhaßten Bedränger ihres Hauses anreizte. Vor kurzem noch hatte der trotzige Tassilo den lombardischen Herzog von Benevent, ebenfalls einen Schwiegersohn des Desiderius, in einem Aufstande gegen Karl unterstützt. Als er auf den Reichstag zu

Worms zur Verantwortung geladen ward, erschien er nicht. Deshalb drang Karl mit drei großen Heerhaufen in Baiern ein (787) und zwang den Herzog zur Unterwerfung. Er erhielt Verzeihung und blieb im Besitz seines Herzogthums. Da er aber in seiner Feindseligkeit verharrte und sogar verdächtig wurde, die Avaren gegen das Frankenreich herbeigerufen zu haben, so wurde er auf dem Reichstage zu Ingelheim (788), wo er sich zur Rechtfertigung gestellt, wegen Treubruchs zum Tode verurtheilt.. Karl aber schenkte ihm das Leben und schickte ihn ins Kloster (St. Goar?).

In die neunziger Jahre fallen die Kriege gegen die Avaren. Dieses räuberische Volk tatarischen Ursprungs, das in dem westlichen Ungarn und bis zur Ens wohnte, machte häufige Einfälle in Baiern und Friaul, weshalb Karl einen Vernichtungskrieg gegen sie beschloß. Im J. 791 drang er mit drei Heersäulen bis zur Raab vor. Aber der Krieg zog sich in die Länge, da die Avaren größere Schlachten vermieden und in ihren Ringen, großen starkbefestigten Lagerstätten in Form eines Kreises, Schutz fanden. Erst im J. 796 eroberte Karls Sohn Pipin den Hauptring der Avaren zwischen Donau und Theiß, in welchem sie eine ungeheure Beute zusammengehäuft hatten, und in Folge davon wurde das Volk, das über 200 Jahre eine Plage des Morgen- und Abendlandes gewesen war, in den nächsten Jahren (bis 799) gänzlich aufgerieben. Das Land von der Ens bis zur Raab wurde als Ostmark dem fränkischen Reiche einverleibt und mit deutschen Colonisten bepflanzt. — Während dieses Krieges versuchte Karl durch einen Kanal zwischen Rednitz und Altmühl Rhein und Donau zu verbinden und dadurch eine Verkehrsstraße zwischen den Rheinlanden, dem Mittelpunkt seines Reiches, und den südöstlichen Theilen desselben herzustellen; aber das Unternehmen scheiterte an den unzureichenden Mitteln damaliger Zeit. Erst in unserem Jahrhundert hat König Ludwig I. von Baiern in derselben Gegend den Donau-Mainkanal gebaut.

Wie Karl durch die völlige Einverleibung Baierns gezwungen ward, im Südosten zum Schutze seines Reiches die

Avaren zu bekämpfen, so mußte er nach der Unterwerfung der Sachsen (803) im Nordosten die Grenzen sicher stellen gegen die normanischen und slavischen Völker. Diese Kriege fallen in das erste Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts. Die slavischen Sorben und Böhmen wurden bezwungen und unterworfen; gegen die Dänen wurde die Eider zur Grenze gemacht. So besaß Karl d. Gr. gegen Ende seines Lebens ein Reich, das sich von der Eider bis über den Tiber und von der Raab bis zum Ebro erstreckte.

Ein wichtiges Jahr in Karls Regierung war das Jahr 800 durch die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums. Der Papst Leo III. war bei einer feierlichen Procession durch die Straßen Roms von einer republikanischen Gegenpartei überfallen und mißhandelt worden (799). Er floh zu Karl als dem Schützer des Papstes und der Kirche und fand Hülfe. Karl sandte ihn unter starker Bedeckung nach Rom zurück und ließ ihn wieder in seine Würde einsetzen. Bald folgte er selbst nach und bestrafte die Uebelthäter. Als er am Weihnachtstage 800 in der Peterskirche nach der Messe am Altar betend kniete, trat plötzlich der Papst an ihn heran, setzte ihm eine goldene Krone auf und begrüßte ihn als römischen Kaiser; das Volk aber stimmte unter Trompeten- und Posaunenschall den Jubelruf an: „Dem Karolus Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Dieser Vorgang war wahrscheinlich zwischen Karl und dem Papste verabredet; aber wenn der König, wie es heißt, unangenehm überrascht ward, so geschah dies wohl dadurch, daß der Papst ihm, und nicht er sich selbst die neue Krone aufsetzte. An äußerer Macht gewann Karl durch den Kaisertitel nichts; aber dieser Titel hatte von alter Zeit her bei den Völkern des Abend- und des Morgenlandes noch einen wunderbaren geheimnißvollen Glanz, so daß Karls Ansehen dadurch bedeutend wuchs; er wurde als römischer Kaiser gleichsam das weltliche Oberhaupt der christlichen Kirche.

Harun al Raschid, der mächtige Kalif von Bagdad, ließ Karl zu seiner Kaiserkrönung Glück wünschen und schickte

ihm einen Elephanten, der nicht geringes Erstaunen erregte. Unter den übrigen Geschenken befand sich auch eine kunstvolle Wasseruhr, die einen Zeiger hatte und außerdem noch den Wechsel der Stunden durch kleine Kügelchen, die klingend auf eine Metallplatte fielen, und durch Reiter, die aus Oeffnungen hervorsprangen, anzeigte. Karl erwiederte die Geschenke durch spanische Pferde und Maulthiere, treffliche Jagdhunde, friesische Leinwand und andere feine Weberarbeiten.

---

2. Karls d. Gr. Reichsregierung und Persönlichkeit.

Karl war nicht blos als Kriegsmann groß, sondern auch als Regent. Die großen Herzogthümer in seinem Reiche wurden, als der Macht des Königs gefährlich, abgeschafft; statt ihrer waren über kleine Bezirke oder Gaue Grafen als königliche Beamte gesetzt, welche den Heerbann führten und die Gerichtsbarkeit besorgten. Zu ihrer Beaufsichtigung schickte der König jährlich viermal je zwei Sendboten (Sendgrafen), einen weltlichen und einen geistlichen, aus, die jedesmal mehrere Gaue bereisten, Klagen anhörten, die Verwaltung und Ordnung des Heerbannes prüften und über alles dem König Bericht abstatteten. Auch reiste der König selbst, soviel er vermochte, im Reiche prüfend umher. Markgrafen hießen die Grafen in den Grenzländern; sie hatten, um die Grenze schützen zu können, größere Distrikte und größere Macht. Höher noch standen die Pfalzgrafen, welche im Reiche umher in den königlichen Pfalzen oder Palästen saßen und die Stelle des Königs im höchsten Gericht vertraten. Alljährlich wurden zwei Reichstage zur Beschlußfassung über die wichtigsten Staatsangelegenheiten abgehalten, im Frühjahr und im Herbste. Die von da ausgehenden Verordnungen hießen Capitularien von ihrer Eintheilung in Capitel. Der Heerbann bestand aus dem Aufgebot aller freien Männer, die sich selbst bewaffnen und im Kriege sich 3 Monate lang selbst verköstigen mußten. Waffentragen in Friedenszeiten war untersagt.

Karl sorgte mit bewunderungswürdiger Thätigkeit in allen Kreisen des Lebens für das leibliche und geistige Wohl seiner Unterthanen. Er beförderte Handel und Verkehr durch Anlage und Verbesserung der Straßen, durch Verminderung der Zölle, Gründung von Jahrmärkten und Handelsplätzen. Er selbst war ein Freund des Ackerbaues und der Landwirthschaft. Er legte auf seinen Gütern Musterwirthschaften an, damit das Volk von seinem Beispiele lerne, er schrieb selbst eine noch existirende Anweisung über Acker- und Gartenbau, Viehzucht, Bereitung des Weins und Biers, des Honigs und Wachses u. drgl. Eine besondere Fürsorge wendete Karl der Kirche und Schule zu. Er selbst war ein frommer Mann und arbeitete stets an seiner eigenen geistigen Ausbildung, und von den Geistlichen, von denen die sittliche und geistige Bildung des Volkes ausgehen mußte, verlangte er das Gleiche. Er drang bei ihnen auf einen sittlichen Lebenswandel, auf wissenschaftliche Bildung und gewissenhafte Thätigkeit im Amte der Kirche und Schule. Zur Verbesserung des Kirchengesangs errichtete er Singschulen zu Metz und Soissons, er ließ Orgeln aus Italien kommen und verschrieb sich auch Gesanglehrer von dorther. Aber diese Italiener klagten über die rauhen Kehlen der Franken, sie verglichen ihren Gesang mit dem Geheul wilder Thiere und dem Gerumpel eines Lastwagens auf einem Knüppeldamm. Der gelehrte Lombarde Paul Warnefried veranstaltete in Karls Auftrag eine Sammlung von Predigten und religiösen Betrachtungen, welche den Namen Postille erhielt, da neue Betrachtungen in derselben stets durch die Worte: post illa („nach jenen Worten des Textes") eingeleitet werden.

Bei der Errichtung der Schulen, die mit den bischöflichen Kirchen und Klöstern verbunden wurden (Dom- und Klosterschulen), war besonders thätig der angelsächsische Geistliche Alcuin, der gelehrteste Mann seiner Zeit, den Karl zum Lehrer seiner Söhne bestellte und mit dem er selbst zu seiner Belehrung viel verkehrte. Auch zu Aachen an seinem Hofe stiftete Karl durch Alcuin eine Schule für die Söhne seiner Hofbeamten, Schola Palatina, und er besuchte sie oft,

um sich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Einst fand er bei einem solchen Besuche, daß die Söhne der niedern Beamten am besten, die der vornehmen am schlechtesten gearbeitet hatten. Er stellte daher jene zu seiner Rechten, diese zu seiner Linken und sprach zu jenen: „Ich danke euch, meine Söhne, daß ihr den Wunsch eures Königs und euer eigenes Wohl stets im Auge gehabt habt. Fahret fort wie bisher, und stets sollt ihr geachtet sein in meinen Augen und reichlich will ich eueren Eifer belohnen.“ Dann sprach er zu denen auf der Linken: „Ihr aber, Söhne der Vornehmen, ihr trägen Weichlinge, die ihr gewissenlos den Befehl eures Königs verachtet und euren eigenen Vortheil in arger Verblendung verkennt, euch versichere ich bei dem allmächtigen Gott, wenn ihr nicht bald bessere Wege betretet, so habt ihr von mir nichts Gutes zu erwarten. Euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; nein, Wissenschaft und reine edle Sitte sind das Erste am Menschen, nur wahres Verdienst wird bei mir Anerkennung und Belohnung finden.“

Karl war eine durchaus deutsche Natur, er gehört seinem Wesen nach ganz den Deutschen an, nicht den romanischen Franzosen. Er pflegte deutsche Art und Sitte, und die deutsche Sprache hielt er hoch. Unter anderm schrieb er einen Entwurf zu einer deutschen Sprachlehre; er erfand für die lateinischen Namen der Monate, der Winde u. drgl. deutsche Namen und sammelte altgermanische Lieder, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Die deutschen Lande am Rhein, die alte Heimat der Franken, waren für Karl der gewöhnlichste und liebste Aufenthalt; seine Lieblingssitze waren Aachen, Nimwegen, Ingelheim (zwischen Mainz und Bingen), wo er sich prächtige Paläste bauen ließ. Zu Aachen baute er die durch ihre Schönheit berühmte Marienkirche, welche mit italienischen Gemälden und Marmorsäulen geschmückt war.

Karl war ein kräftiger, stattlicher Mann von schlankem Wuchs. Er maß sieben seiner Fußlängen oder, wenn man nach einer erhaltenen eisernen Lanze, die genau seine Länge haben soll, bestimmt, 6 Fuß 3 Zoll rhein. Er hatte eine hohe, klare Stirne und große, lebendige Augen, eine etwas große

gebogene Nase; aus den edlen Zügen seines Antlitzes sprach Heiterkeit und Wohlwollen, die ganze Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, war voll hoher Würde. Die natürliche Kraft seines Körpers hatte er von Jugend auf durch mancherlei Uebungen gestählt; er war so stark, daß er mit leichter Mühe ein Hufeisen entzweibrechen konnte, daß er einen geharnischten Mann schwebend in die Höhe hob. Die Jagd war ihm eine Lieblingsbeschäftigung, und er bestand kühn manchen Eber, Bären und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig, und seine Kleidung war nach deutscher Art einfach.

Karl hatte in seinem hohen Alter das schwere Leid, daß seine beiden ältesten und tüchtigsten Söhne, Karl und Pipin, noch vor ihm ins Grab sanken (810 und 811), so daß der minder befähigte Ludwig sein einziger Erbe ward. Vor seinem Tode ließ er ihn in Aachen vor den versammelten Großen des Reiches in der Marienkirche sich selbst die Krone aufsetzen. Karl starb nach kurzem Krankenlager zu Aachen im J. 814, in einem Alter von 72 Jahren. Noch an demselben Tage ward sein Leichnam gesalbt und geschmückt und in einer Gruft der Marienkirche beigesetzt. Da saß er auf einem goldenen Throne im vollen Kaiserschmuck, auf dem Haupte die Krone und ein Stück des heiligen Kreuzes, in der Hand einen Kelch, an der Seite das Schwert, um die Hüften die goldene Pilgertasche, zu den Füßen Scepter und Schild, auf den Knieen ein goldenes Evangelienbuch. Die Gruft ward mit vielen Schätzen und Spezereien gefüllt, dann versiegelt und verschlossen, und darüber ein vergoldeter Bogen errichtet mit der Inschrift: „Unter diesem Steine ruht der Körper Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken ruhmvoll erweitert und 47 Jahre glücklich regiert hat. Er starb, ein 72jähriger Greis, im Jahre der Geburt unseres Herrn 814 am 28. Januar." Jetzt bezeichnet die Grabstätte eine einfache Marmorplatte mit der kurzen Inschrift: Carolus Magnus.

VI. Ludwig der Fromme und die letzten Karolinger.

Ludwig der Fromme, der Sohn Karls des Gr., saß auf dem fränkischen Throne von 814—840, ein schwacher Mann, der in beständiger Abhängigkeit von seiner Umgebung und unfähig war, ein so ausgedehntes Reich zu regieren. Der Fromme wurde er von den geistlichen Geschichtschreibern genannt wegen seiner Gottesfurcht, seiner Freigebigkeit und Gefügigkeit gegen die Kirche. Den größten Theil seines Lebens hatte er in Westfranken und in der spanischen Mark zugebracht; daher neigte er sich mehr dem romanischen als dem deutschen Wesen zu und war dem deutschen Volke entfremdet. Da er seine Schwäche fühlen mochte, so theilte er schon im J. 817 auf Zureden der ihn umgebenden Großen das Reich unter seine drei Söhne. Pipin erhielt Aquitanien, Ludwig Baiern; der älteste, Lothar, ward zum Mitregenten angenommen, mit der Bestimmung, daß er nach dem Ableben des Vaters Kaiser und Oberherr über das ganze Reich sein sollte. Ludwig gab ihm auch noch Italien, nachdem Bernhard, ein Sohn seines verstorbenen Bruders Pipin, der nach dem Willen Karls d. Gr. Italien unter der Oberhoheit seines Oheims Ludwig erhalten hatte, in Folge einer Empörung, durch die er sich unabhängig machen wollte, besiegt und zum Tode verurtheilt worden war. Ludwig verwandelte die Todesstrafe in Blendung, die aber so ungeschickt ausgeführt ward, daß der Unglückliche nach drei Tagen starb. Diese unfromme Grausamkeit des frommen Kaisers gegen einen seiner nächsten Verwandten erfüllte ihn bald mit der bittersten Reue, und sein gequältes Herz fand nicht eher Ruhe, als bis er öffentlich auf einem Reichstage seine Schuld bekannt und Kirchenbuße gethan hatte.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte sich Ludwig mit Judith, der Tochter des bairischen Grafen Welf, einer ränkevollen und herrschsüchtigen Frau, die ihm keinen Segen ins Haus brachte. Sie wußte die Großen, welche bisher um den Kaiser gewesen, zu entfernen und zog ihren Günstling Bernhard, Herzog von Septimanien, an den

Hof, um mit diesem gemeinsam nach Willkür die Regierung zu führen, zur großen Unzufriedenheit der Großen und der Söhne Ludwigs aus erster Ehe. Die Unzufriedenheit der letzteren wuchs, als Ludwig sich durch Judith bestimmen ließ, zu Gunsten ihres 6jährigen Sohnes Karl, der nachher den Namen der Kahle erhielt, eine neue Theilung des Reiches vorzunehmen. Pipin, der für sein Besitzthum fürchtete, erhob sich gegen den Vater und bewirkte, daß Judith und Bernhard vom Hofe entfernt wurden, und der Kaiser wurde von ihm und dem aus Italien herbeigeeilten Lothar soweit gebracht, daß er versprach abzudanken und in ein Kloster zu gehen. Aber sein Sohn Ludwig und die Großen Deutschlands verhinderten dies.

Judith und Bernhard kamen jetzt wieder an den Hof und bearbeiteten den Kaiser, der durch das Geschehene nicht klüger geworden war, daß er seinem Sohne Pipin jetzt wirklich Aquitanien nahm, um es dem jungen Karl zu geben, und daß auch der Sohn Ludwig verkürzt ward. Da schlossen die drei Söhne aus erster Ehe einen Bund und ergriffen die Waffen, um den Vater zur Entfernung der Stiefmutter und ihres Anhanges zu zwingen. Der Papst Gregor IV. unterstützte die Söhne und war mit Lothar aus Italien herbeigekommen. Als die beiderseitigen Heere auf dem Rothfelde in der Nähe von Colmar einander zum Kampfe gerüstet gegenüberstanden, brachten es der Papst und die Söhne dahin, daß in einer Nacht der größte Theil des kaiserlichen Heeres zu den Söhnen überging. Am andern Morgen sprach der verrathene Kaiser zu dem kleinen Häuflein, das noch bei ihm geblieben: „Gehet auch ihr zu meinen Söhnen; ich will nicht, daß um meinetwillen einer das Leben verliere", und ritt mit seiner Gemahlin und dem jüngsten Sohne in das feindliche Lager. Von diesem Verrathe heißt seitdem jenes Feld das Lügenfeld.

Die Kaiserin ward nach Italien verwiesen und ihr Sohn Karl in das Kloster Prüm gebracht. Den Kaiser führte Lothar, nachdem seine Brüder Ludwig und Pipin wieder in ihre Länder abgegangen, nach Soissons und sperrte ihn dort

in ein Kloster, wo auf des Sohnes Veranlassung eine Anzahl von Bischöfen den armen schwachen Mann Tag und Nacht so lange bedrängte, bis er sich entschloß, öffentlich Buße zu thun. Er ward in die Kirche geführt und las, auf einem härenen Sack vor dem Altar knieend, unter heißen Thränen vor allem Volke ein langes Verzeichniß seiner Sünden ab. Darauf gürtete er sein Wehrgehenk ab und legte es auf den Altar, die Priester bekleideten ihn mit einem Büßergewand und führten ihn in das Kloster zurück. Der unnatürliche Sohn beabsichtigte durch diese Erniedrigung den Vater unfähig zu machen, noch weiter die Krone zu tragen. Aber er erreichte seinen gottlosen Zweck nicht. Der Alte weigerte sich hartnäckig, sich die Haare scheeren und sich zum Mönche machen zu lassen, und unterdeß kamen auch seine zwei Brüder zum Schutze des Vaters herbei und erzwangen seine Freilassung. Ludwig war wieder im Besitze seiner Macht, und Judith kehrte an seinen Hof zurück.

Aber der Alte war auch durch diese Erfahrungen nicht klug geworden. Nachdem sein Sohn Pipin gestorben, ging er wieder auf Anstiften seiner Gemahlin an eine Theilung des Reichs. Diesmal sollte Karl besonders reich bedacht werden, und damit er in seinem Besitze gesichert sei, sollte Lothar durch Zuwendung des größten Theils des Uebrigen zu seinem Schutze gewonnen werden; für Ludwig, den besten und tüchtigsten seiner Söhne, der auch mehrmals sich des Vaters tüchtig angenommen, war blos Baiern bestimmt. Entrüstet über diese ungerechte Behandlung ergriff Ludwig die Waffen gegen den Vater; aber noch ehe es zwischen Vater und Sohn zu einer blutigen Entscheidung kam, starb der Kaiser auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber (740). Bei dem Sterbenden war sein Halbbruder Drogo, den er einst ins Kloster geschickt hatte. Dieser bat ihn, er möge nicht im Zorn gegen den Sohn dahinscheiden, und nach längerem Weigern sprach der Kaiser: „Wohlan, ich vergebe ihm alles, was er Böses an mir gethan; aber saget ihm, daß er meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht hat.“

Nach Ludwigs Tode wendeten seine drei Söhne die Waffen gegen einander. Der falsche und herrschsüchtige Lothar beanspruchte als Kaiser die Herrschaft über das ganze Reich. Deshalb verbündeten sich seine Brüder gegen ihn, und es kam bei Fontenaille oder Fontenay in Burgund zu einer Schlacht, in welcher Lothar besiegt ward. Die Schlacht war außerordentlich mörderisch, so daß die Kraft des fränkischen Adels sich hier verblutet haben soll und die Geschichtschreiber behaupten, von diesem Tage an beginne die Schwäche des fränkischen Reiches. Der besiegte Lothar mußte sich fügen, und die drei Brüder theilten im J. 843 durch den Vertrag zu Verdun das Reich unter sich in folgender Weise:

Lothar erhielt mit dem Kaisertitel das fränkische Italien und einen schmalen Strich Landes von dem Mittelmeer bis hinauf zu der Nordsee, der im Allgemeinen im Osten von den Alpen, dem Jura und dem Rhein, im Westen von Rhone, Saone, Maas und Schelde begrenzt war; doch gehörte östlich vom Rhein noch ein Theil des ripuarischen Frankens und Friesland dazu.

Ludwig, mit dem Beinamen der Deutsche, bekam Deutschland östlich von jenem Reiche Lothars mit den abhängigen slavischen Ländern an der Elbe, Saale und dem Böhmerwald, und außerdem auf dem linken Ufer des Rheins die Städte Mainz, Worms und Speier mit ihren Gebieten, damit er sich da seinen Wein ziehen könne.

Karl der Kahle erhielt alle fränkischen Länder, welche westlich von Lothars Reiche lagen.

Der Vertrag zu Verdun war für die deutsche und französische Geschichte von großer Wichtigkeit; denn dadurch wurden zuerst Ost- und Westfranken oder Deutschland und Frankreich von einander geschieden. Beide Länder waren abgerundete Ganze und hatten eine im Allgemeinen gleichmäßige Bevölkerung; sie hatten in sich die Gewähr eines dauernden Bestandes und weiterer Entwickelung. Dasselbe konnte man von dem Lande Lothars nicht sagen. Der kurzsichtige und geistesarme Lothar hatte gehofft, von dem Landstrich zwischen den Besitzungen Ludwigs und Karls aus seine

herrschende Hand über beide ausstrecken zu können; aber er bedachte nicht, daß das schmale Land eine zu ausgedehnte Grenze hatte, die nicht leicht zu vertheidigen war, und daß seine weit auseinander gezogenen Länder von einer zu verschiedenartigen Bevölkerung bewohnt wurden, die man nicht zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfassen konnte.

Lothars I. Geschlecht starb aus mit seinen Söhnen (875), die sich in sein Reich getheilt hatten. Als Lothar II. starb (868), theilten seine beiden Oheime, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, durch den Vertrag zu Mersen (870) sein nach ihm benanntes Land Lothringen so, daß ihre beiderseitigen Länder jetzt die Vogesen und Ardennen als natürliche Grenzen erhielten. Südlich von Lothringen bildeten sich aus den Besitzungen Lothars und angrenzenden Landschaften zwei selbständige Königreiche Niederburgund oder Provence und Hochburgund am Jura, welche beide im Jahre 930 zu einem burgundischen Königreich, dem arelatischen Reiche verbunden wurden. Italien und das römische Kaiserthum wurden ein Zankapfel für inländische und ausländische Fürsten.

Die Karolinger in Frankreich, ein schwaches Geschlecht, dessen Mitglieder meistens früh starben, existirten bis 987. Als damals der letzte des Stammes, Ludwig der Faule (Fainéant), kinderlos starb, wählten die französischen Großen den Hugo Capet, Herzog von Francien, zu ihrem König, und dessen Nachkommen, die Capetinger, herrschten in Frankreich bis in die neuere Zeit, solange es Könige von Frankreich gab.

Die Karolinger in Deutschland waren: Ludwig der Deutsche (843—867), dann nebeneinander dessen Söhne Karlmann, Ludwig und Karl der Dicke, von denen dieser nicht blos zuletzt ganz Deutschland erbte, sondern auch auf kurze Zeit (885—887) fast die ganze fränkische Monarchie unter sich vereinigte. Die Deutschen setzten ihn wegen seiner Schwäche ab und wählten Arnulph (887—899), Herzog von Kärnthen, einen natürlichen Sohn Karlmanns, zu ihrem

König. Mit dessen Sohn, Ludwig dem Kind, starb im J. 911 das karolingische Haus in Deutschland aus.

Ludwig der Deutsche war ein ehrenwerther Mann und ein tüchtiger und kräftiger Regent und Krieger. Er hatte viele Kämpfe zu bestehen mit den Slaven im Osten und war im Ganzen darin glücklich. Ein anderer Feind, den er zu bekämpfen hatte, waren die Normannen, die den Germanen verwandten, noch heidnischen Bewohner von Norwegen, Schweden und Dänemark, welche um diese Zeit anfingen, die westeuropäischen Länder zu bedrängen. Sie kamen als kühne, verwegene Seeräuber in zahllosen Schaaren auf ihren leichten Schiffen, den schwarzen Meeresrossen, an die westlichen Küsten und drangen auf den schiffbaren Flüssen grausam mordend, verheerend und plündernd tief in die Binnenländer ein, wo sie manche blühende Stadt zerstörten (Hamburg, Köln, Bonn, Trier). Ludwig der Deutsche widerstand ihnen noch mit Glück, so daß sie es vorzogen, ihre Raubzüge mehr gegen Frankreich zu richten. Später (891) wurden die Normannen von König Arnulph, einem tapferen Kriegsmanne, an der Dyle bei Löwen so gewaltig aufs Haupt geschlagen, daß sie wenigstens keine größeren Angriffe mehr in Deutschland versuchten. Arnulph besiegte auch den mährischen Fürsten Zwentibold, der sich ein mächtiges Reich vom Böhmerwald bis zu den Karpathen gegründet hatte. Die Mähren wurden mit Hülfe der Ungarn so geschwächt, daß ihr Reich bald ganz zerfiel; aber dadurch wurden die Ungarn die schlimmen Nachbarn von Deutschland.

Die Ungarn oder Magyaren, ein den Hunnen ähnliches wildes Reiter- und Nomadenvolk, hatten, aus Asien kommend, in der weiten Ebene zwischen der Donau und den Karpathen, den alten Sitzen der Hunnen und der Avaren, sich niedergelassen und machten von da ihre verheerenden Raubzüge nach Deutschland, nach Frankreich und Oberitalien, eine Plage und ein Schreck für ganz Mittel-Europa. Deutschland wurde häufig von ihnen heimgesucht, seit Arnulphs Sohn, ein sechsjähriges Kind, zum Thron gelangt war (899). Sie waren ein furchtbares Kriegervolk, dem selten ein Gegner

standhielt. Wenn sie auf ihren schnellen Rossen ins Land einfielen, dann flüchtete alles voll Schreck hinter die Mauern und Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete. Blutdürstig und schonungslos, gefürchtet und verabscheut von dem deutschen Volke, mordeten sie fanatisch den schwachen Greis und das zarte Kind; wie Vieh koppelten sie die gefangenen Frauen und Mädchen zusammen und schleppten sie unter Mißhandlungen mit sich fort. Stellte ein Heer sich ihnen zum Kampfe, so fochten sie mit wilder Tapferkeit und schlauer List, und blieben fast immer Sieger. Und wehe dem Besiegten; erbarmungslos ward alles erschlagen. Ludwig das Kind starb im Gram über solches Unheil, dem er nicht abhelfen konnte, in einem Alter von 18 Jahren, im J. 911.

Diese verderblichen Einfälle der Nachbarn, der Slaven, Normannen und Ungarn waren nur möglich, weil das deutsche Reich unter den letzten Karolingern, sowie alle Länder, die einst Karl der Große besessen hatte, durch Zwietracht und Gesetzlosigkeit in Verwirrung und Schwäche verfallen war. Die alte Ordnung der Verwaltung, wie sie Karl der Gr. eingerichtet, war allmählich vernachlässigt worden und zu Grunde gegangen. Die königlichen Sendboten hörten auf, und die Großen erhoben immer anmaßender ihr Haupt. Die Herzogswürde, welche Karl d. Gr. abgeschafft, entstand wieder in den einzelnen Volksstämmen und erlangte eine Macht, welche der königlichen Macht gefährlich wurde. Am Ende der karolingischen Zeit waren in Deutschland wieder fünf Herzogthümer: S a c h s e n, F r a n k e n, B a i e r n, A l e m a n n i e n oder S c h w a b e n und L o t h r i n g e n.

Zweiter Zeitraum.

Von Konrad I. bis Rudolph v. Habsburg.

911—1273.

VII. Konrad I., König von Deutschland.

(911—918.)

Nach dem Erlöschen der Karolinger in Deutschland erkannten die deutschen Fürsten das Erbrecht der französischen Karolinger in Deutschland nicht mehr an und beschlossen, sich einen deutschen König zu wählen aus ihrer Mitte und Deutschland für immer als ein selbständiges Reich hinzustellen. Sie trugen dem Herzog von Sachsen, Otto dem Erlauchten, einem Manne von langer Erfahrung und hoher Weisheit, die Krone an; dieser aber wies sie ab, weil er zu alt sei, und forderte die Fürsten auf, den Herzog Konrad von Franken zu ihrem Oberhaupte zu wählen, einen ritterlichen, mannhaften Fürsten, der trotz seiner Jugend bei allen Deutschen in hohen Ehren stand und früh sich in Kampf und Waffen bewährt hatte. Daneben pries man seine Güte und Leutseligkeit und seine ausgezeichnete Geistesbildung. So ward denn Konrad anf einem Reichstag zu Forchheim von vier deutschen Stämmen Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben einhellig zum deutschen König erwählt und nach alter Sitte der Franken gesalbt und gekrönt, im November 911. Der fünfte deutsche Stamm hatte sich vor kurzem zu Frankreich geschlagen. Seitdem ist Deutschland ein Wahlreich.

Als Konrad die Zügel des Reichs ergriff, herrschte in Deutschland wilde Zügellosigkeit, Auflehnung und Gewaltthat überall. Das gemeinsame Band, das die verschiedenen Stämme des deutschen Volkes umschlang, hatte sich mit der Zeit völlig gelockert. Schwaben und Baiern, Sachsen und Franken waren wie selbständige Länder, von denen das eine um das andere sich wenig kümmerte, jedes sich selbst gegen innere und äußere Feinde half, so gut es konnte. Die Her-

zöge an der Spitze der Stämme, mit denen ihr Haus eng verwachsen war, übten in ihren Landen die Regierungsgewalt, ohne viel nach dem König zu fragen. Bei einer solchen Zersplitterung war die einst so gefürchtete Kraft des deutschen Volkes erlahmt, und die Nachbarn bedrängten von allen Seiten die deutschen Grenzen. Der neue König war, im Vertrauen auf seine Kraft, entschlossen, die Macht des deutschen Reiches neu zu begründen, zunächst dadurch, daß er die innere Einheit wieder herstellte, daß er die getrennten Stämme einander näher brächte und dem Willen des einen Königs wieder unterordnete. Die Macht der Herzöge mußte niedergedrückt und in die Schranken zurückgewiesen werden, welche in dem Reiche Karls d. Gr. die Grafen gehabt hatten.

Aber in seinem Streben, das Reich wieder zu einigen, war Konrad nicht glücklich. Er machte zwei Feldzüge nach Lothringen, um dies Land dem französischen König wieder zu entreißen, konnte aber nur das Elsaß wieder gewinnen. Dem jungen Sachsenherzog, Heinrich, dem Sohne Ottos des Erlauchten, wollte er, um seine Macht zu vermindern, einen Theil seiner Lehen entziehen, und es kam zum Kriege, in welchem der Herzog sich gegen den König behauptete. Sehr hartnäckige Kämpfe hatte Konrad auch in Süddeutschland, in Schwaben gegen seine unbotmäßigen Schwäger, die Gebrüder Erchanger und Berthold, und den Grafen Burchard, in Baiern gegen den Herzog Arnulph, seinen eigenen Stiefsohn. Auch tobten zweimal hier die Ungarn durch das Land bis nach Elsaß und Lothringen hinein. Zwar mußte Arnulph endlich aus dem Lande flüchten, und Erchanger und Berthold wurden gefangen und von einer Fürstenversammlung zum Tode verurtheilt; aber dauernde Erfolge sah der König trotz siebenjährigem beständigem Ringen und Kämpfen nirgends; und das verzehrte seine Kraft vor der Zeit. Er war krank aus einem Kriege in Baiern nach seinem Schlosse zu Weilburg an der Lahn zurückgekehrt, krank an einer Wunde, wie es heißt; aber brennender und tiefer als die Wunde seines Körpers war die Wunde in seiner Seele. Er hatte erkannt, daß sein Ringen umsonst war. Er starb am 23. Decbr. 918.

Als Konrad fühlte, daß sein Ende nahe sei, ließ er seinen Bruder Eberhard, der sich zur Thronfolge berechtigt hielt, an sein Lager rufen, und sprach zu ihm in Gegenwart der fränkischen Großen: „Ich fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Last dieses Lebens; Gott will es so, ich muß sterben. Was nun aus dem Reiche der Deutschen werden soll, das steht vornehmlich bei dir; darum erwäge es wohl und achte auf meinen Rath, den Rath deines Bruders. Wir haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, wir haben viele Burgen und Waffen, in unsern Händen sind Krone und Scepter, und es umgibt uns aller Glanz des Königthums. Aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und diese Sinnesart fielen Heinrich von Sachsen zu; die Zukunft des Reiches steht bei den Sachsen. Nimm also die königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich dem Sachsen und mache deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn hinfort zum Freunde habest. Denn wahrlich, er wird ein König und Herr sein vieler Völker."

Eberhard und die fränkischen Großen gelobten unter Thränen, den letzten Willen des Königs zu erfüllen und sich um seinetwillen vor dem Sachsenherzoge, der sich als Feind des Königs und der Franken erwiesen hatte, zu beugen, und kaum war Konrad todt, so brachte Eberhard die Reichskleinodien zu Heinrich und veranstaltete eine Versammlung zu Fritzlar, wo dieser von den Franken und Sachsen zum König ernannt wurde, im April 919.

So vergaß König Konrad auf seinem Sterbelager in edler Sorge für das Wohl des Vaterlandes hochherzig alle Sonderinteressen seiner Familie und seines Stammes, unterdrückte er die bitteren Gefühle des eigenen Herzens und bestimmte seinen Feind zu seinem Nachfolger, weil er überzeugt war, daß dessen Macht und persönliche Tugenden Deutschlands Einheit und Größe begründen würden. Daher Ehre seinem Namen.

VIII. Die deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause.

1. Heinrich I., der Finkler.

919—936.

Eine Sage erzählt, als Eberhard dem Sachsenherzog Heinrich die Reichskleinodien überbrachte, wäre dieser gerade im Harz bei Quedlinburg am Vogelherd mit Vogelsang beschäftigt gewesen; daher haben spätere Geschichtschreiber ihm den Beinamen der Vogelsteller oder Finkler (auceps) gegeben; aber besser hätten sie ihn den Großen genannt, denn Heinrich war ein großer Mann und hat Großes für Deutschland gethan. Er war der Mann, den die damaligen Verhältnisse von Deutschland verlangten, und vollführte mit sicherer Hand, was sein Vorgänger erstrebt hatte. Ein tapferer, muthiger und geschickter Krieger, besaß er den dem Sachsenstamm eigenthümlichen natürlichen Scharfblick mehr als jeder Andre; das Zweckmäßige und Ausführbare erkannte er auf den ersten Blick. Er war ein stattlicher Mann mit schönem Antlitz, ernst und streng, doch vermochte er jeden, mit dem er verkehrte, an sich zu fesseln. Seine Sachsen hingen mit Ehrfurcht und mit Liebe an ihm, und diese seine treuen Sachsen, mit deren Hülfe besonders er sein königliches Werk durchzuführen hatte, waren der kräftigste und ausdauerndste Stamm, welcher das ächtdeutsche Wesen am reinsten bei sich erhalten hatte.

Das Erste, was dem deutschen Volke noth that, war die Einheit. Heinrich war nur von den Sachsen und Franken gewählt worden; Baiern und Schwaben hatten sich für den Augenblick vom Reiche getrennt, und Lothringen stand schon seit Jahren bei Frankreich. Es dauerte keine sechs Jahre, so waren diese drei Länder dem Reiche wieder gewonnen. Diese schnellen und dauernden Erfolge hatte der König dadurch erreicht, daß er die unglücklichen Irrungen seines Vorgängers vermied, daß er nicht mit unruhiger Hast und Härte und schreckendem Zwang, sondern mit Ruhe und klarer Erkenntniß seine Ziele verfolgte. Entschieden zwar und mit den Waffen in der Hand trat er dem Herzog Burchard von

Schwaben und dem Herzog Arnulph, der wieder nach Baiern zurückgekehrt war, mit seinen Forderungen entgegen; aber es bedurfte der Waffen nicht, die Fürsten wurden gewonnen durch offenes, friedfertiges Entgegenkommen, durch zeitgemäße Zugeständnisse und milde Schonung. Danach wurde auch Giselbert, der Herzog von Lothringen, auf die deutsche Seite gebracht, nicht durch blutige Schlachten, sondern durch kluge und geschickte Benutzung der Verhältnisse. Der König gab dem wankelmüthigen Manne, um ihn dauernd an sich zu fesseln, seine Tochter zur Gemahlin.

Nachdem das Reich geeinigt war, erhob es sich unter der weisen Leitung des Königs rasch aus seinem Verfall; namentlich konnte jetzt daran gedacht werden, die Wehrkraft nach außen wieder herzustellen. Der schlimmste Feind waren noch immer die Ungarn. Als sie im J. 924 wieder nach Norddeutschland kamen, hatte Heinrich das Glück, einen ihrer vornehmsten Anführer in seine Gefangenschaft zu bekommen. Durch seine Auslieferung erlangte er einen 9jährigen Waffenstillstand, während dessen er auch noch einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Der tapfere König that dies mit widerstrebendem Herzen; aber er bedurfte durchaus für längere Zeit des Friedens, um erst sein Volk zum Kampfe gegen einen solchen Feind tüchtig zu machen.

Die Ungarn waren ein Reitervolk, gegen welches der deutsche Heerbann, der zu Fuß kämpfte und ohnehin in Verfall gerathen war, nicht aufkommen konnte, und in Norddeutschland wenigstens waren nur wenige Städte und Burgen, welche die Ungarn auf ihren raschen Zügen hätten aufhalten und das bedrängte Landvolk hätten aufnehmen können. In Süddeutschland waren schon von der Römerzeit her nicht wenig Städte. Heinrich hatte daher zunächst für Norddeutschland zu sorgen. Die wenigen festen Plätze, welche dort bestanden, wie Merseburg, Quedlinburg, Meißen, wurden mit stärkeren Befestigungen umgeben nnd dazu neue Burgen erbaut, wie Goslar, Duderstadt u. a. Jeder neunte Mann mußte als Dienstmann in die Burg ziehen, während die acht übrigen draußen das Land bebauten und den dritten

Theil des Ertrages in die Burg liefern mußten; bei einem Einfall des Feindes sollten sie mit ihrer Habe und ihren Heerden hinter den Mauern der Burg Schutz suchen. Diese festen Plätze, in welche der an die freie Natur gewöhnte Deutsche nur ungern einzog, erwuchsen in der Folge zu eigentlichen Städten, in denen sich ein reges Verkehrsleben entwickelte, und deshalb erhielt Heinrich auch den Beinamen der Städtegründer. Zu gleicher Zeit wurde das Heerwesen verbessert, das Fußvolk gelehrt, gegen Reiter standzuhalten, und eine tüchtige Reiterei geschaffen.

Nach einer dreijährigen Uebung seiner Krieger erprobte der König ihre Tüchtigkeit in einem Kriege gegen die Slaven, welche gewöhnlich gleichzeitig mit den Ungarn über die deutsche Grenze hereinbrachen. Heinrich drang im J. 928 in das Land der Haveller ein und eroberte, indem er mitten im Winter auf dem Eis der Havel sein Lager aufschlug, ihren Hauptort Brennabor (Brandenburg). In den folgenden Jahren wurde der größte Theil des Landes zwischen Elbe und Oder unter deutsche Herrschaft gebracht. Auch der Herzog von Böhmen unterwarf sich. Zur Sicherung der eroberten Länder wurden zahlreiche sächsische Colonien dorthin verpflanzt und die Markgrafschaften Nordsachsen (später die Altmark genannt) und Meißen gestiftet.

Unterdessen nahte der Waffenstillstand mit den Ungarn seinem Ende. Heinrich fühlte sich jetzt stark genug, es mit diesen Bedrängern des Vaterlandes aufzunehmen, und war entschlossen, die lang getragene Schmach abzuwerfen. Er berief daher die Sachsen zu einem Landtage und stellte ihnen in einer längeren Rede die frühere Verwirrung und Schwäche des Reichs vor Augen und wie es durch Gottes Beistand und seine Sorge gelungen sei, Ordnung und Eintracht zu schaffen und die einst gefürchteten Slaven zu unterwerfen. „Aber Eins ist noch übrig", sprach er dann, „gegen die Ungarn, den Feind aller, müssen wir allzumal zu den Waffen greifen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher, um den Seckel dieses Feindes zu füllen, geschatzt; jetzt muß ich die Kirchen Gottes und die Diener des Herrn berauben und plündern;

denn nichts ist uns geblieben, als die nackten Leiber. Erwäget daher, was ich thun soll. Soll ich nun auch das, was dem Dienste des Herrn geweiht ist, nehmen und seinen Feinden geben, um uns von Knechtschaft zu lösen? Oder soll ich nicht lieber den Altären des Herrn zum Opfer weihen, was wir bisher den Feinden gaben, auf daß er unsere Bande löse?" Laut rief das Volk: „Der lebendige Gott mache uns frei von unseren Banden!" und schwor, treu zu ihm zu halten in allen Gefahren.

Bald darauf erschienen die Gesandten der Ungarn, um den Tribut in Empfang zu nehmen; aber sie wurden mit Hohn abgewiesen und kehrten mit leeren Händen heim (932). Die Erzählung, daß Heinrich ihnen einen räudigen und verstümmelten Hund habe reichen lassen, ist wahrscheinlich eine Erdichtung. Sofort kam racheschnaubend ein ungeheures Heer der Ungarn ins Land geritten. Nachdem während des Winters ganz Thüringen verheert worden war, drang ein Theil weiter gen Westen vor, während der größere Theil in den Gegenden der Elbe zurückblieb. Jene Schaar wurde von Sachsen und Thüringern in einer blutigen Schlacht fast ganz vernichtet, der Rest kam um durch Winterfrost und Hunger oder ward gefangen. Der im Osten zurückgebliebene Theil stieß auf den König selbst, der mit einem starken Heere bei Riade stand, vielleicht dem heutigen Dorfe Rietheburg an der Unstrut.*) Die Ungarn wurden durch eine kleinere Schaar von thüringischem Fußvolk und Reitern in die Nähe des Heeres gelockt; sobald sie aber die glänzenden Reihen der deutschen Reiterschaaren vor sich sahen, wandten sie sich zur Flucht und flohen in solcher Hast davon, daß nur wenige getödtet oder gefangen werden konnten. Dagegen wurde ihr Lager erstürmt, in welchem man eine ungeheure Beute und eine große Zahl von gefangenen deutschen Frauen und Jungfrauen fand. Dieser Sieg bei Riade am 15. März 933 erfüllte das Heer und das ganze Land mit Jubel und Freude, und der Ruhm des großen Sachsenkönigs verbreitete sich über alle Welt. Aber Heinrich schrieb bescheiden Gott allein die

*) Mit Unrecht ist die Schlacht in die Gegend von Merseburg verlegt worden.

Ehre des Sieges zu und gab seitdem den Tribut, den er den Ungarn gezahlt, der Kirche und den Armen. Die Ungarn wagten, solange Heinrich lebte, nicht mehr, den deutschen Boden zu betreten.

Im folgenden Jahre (934) zog Heinrich gegen die Dänen, welche schon längst die Eider, die ihnen von Karl d. Gr. gesetzte Grenze, wieder überschritten und alles Land bis zur Elbe eingenommen hatten. Der Dänenkönig Gorm der Alte wagte keinen Kampf und bat um Friede. Er trat nicht blos das Gebiet südlich von der Eider ab, sondern auch das Land zwischen Eider, Treene und Schlei, aus welchem die Mark Schleswig gemacht ward.

Zwei Jahre später starb Heinrich (936) in seiner Pfalz zu Memleben an der Unstrut, im 60. Jahre seines Lebens. Es folgt ihm der Ruhm, das deutsche Reich neu gegründet zu haben. Er hat die deutschen Stämme zu einer staatlichen Gemeinschaft geeinigt und sie von der Nothwenigkeit und Heilsamkeit dieser Einigung sosehr überzeugt, daß seitdem bei keinem Theile mehr das Gelüste aufkam, sich vom Ganzen zu trennen; er hat durch die Einigung dem Volke seine Kraft wiedergegeben und durch glänzende Thaten sein nationales Bewußtsein gehoben. Von jetzt an tritt das deutsche Volk dem Auslande gegenüber stolz und selbstbewußt mit gewaltiger Kraft stets in geschlossener Einheit auf und steht Jahrhunderte lang als der mächtigste Staat der Christenheit da.

---

2. Otto I., der Große.

(936—973.)

König Heinrich I. hatte vier Söhne, von denen der älteste, Thankmar, aus einer von der Geistlichkeit nicht anerkannten Ehe stammte. Von den Söhnen aus zweiter Ehe war Otto zu der Zeit, wo der Vater noch Herzog war, Heinrich und Bruno zu der Zeit, wo er König war, geboren. Bruno, der jüngste, wurde für den geistlichen Stand bestimmt — er war später Erzbischof von Köln; Heinrich, schön und in den Waffen geschickt, wie Keiner, des Vaters Ebenbild, glaubte mehr Recht auf den Thron zu haben, als Otto, weil er der ächte Königs-

sohn sei; aber König Heinrich hatte den Aeltesten aus zweiter Ehe zu seinem Nachfolger bestimmt und auch vor seinem Tode schon von den Großen des Reichs das Versprechen erlangt, daß sie ihn wählen wollten. So wurde denn Otto zunächst von den Sachsen und Franken zum König ernannt, und darauf empfing er, wohl auf eigenen Wunsch, zu Aachen in der alten Kaiserburg Karls d. Gr., auf dem Marmorstuhl Karls d. Gr. sitzend, die Huldigung der Großen aller deutschen Völkerstämme. Darauf begab er sich, begleitet von den Herzögen, Grafen und Herrn, in feierlichem Zuge zu dem Münster, dessen Gänge dicht erfüllt waren von dem aus nah und fern herbeigeströmten Volke. An der Pforte der Kirche empfing ihn der Erzbischof von Mainz und führte ihn in die Mitte, wo Kaiser Karls Grabstein liegt. Hier rief er laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erkoren, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch diese Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände und riefen laut: „Heil und Segen dem neuen König!“

Hierauf führte der Erzbischof den König zum Altar, auf welchem die Reichsinsignien lagen: Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem. Zuerst reichte er dem König das Schwert mit den Worten: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn; denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne“, und dann auch die übrigen Insignien, jedes mit einem entsprechenden Wort. Darauf salbte er ihn und setzte ihm das goldene Diadem auf. Nun bestieg Otto, die Krone auf dem Haupte, den Thron, auf dem er, allen sichtbar, während der Messe sitzen blieb. Darnach kehrte er mit den weltlichen und geistlichen Herrn in die Pfalz Karls d. Gr. zurück, um das Krönungsmahl zu halten. Hier versahen zum erstenmal die Herzöge der deutschen Länder, als die ersten Dienstleute des Königs, die Erzämter des Reiches. Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiet Aachen lag, übernahm als Erzkämmerer die Leitung des ganzen Festes und die Beschaffung der Ge-

mächer und der zur Bewirthung nöthigen Geräthe, der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, Hermann von Schwaben als Mundschenk für die Getränke, Arnulph von Baiern als Erzmarschall für die Unterbringung der Pferde.

Ein so glänzendes Fest, wie diese Krönungsfeier, hatte das deutsche Volk noch nie gesehen. Es war ganz nach dem Sinne des jungen, 24jährigen Königs, der sich gleich beim Antritt der Herrschaft dem Volke in dem vollen Glanze des Königthums zeigen wollte. Sein Vater war immer nur gleichsam wie ein Sachsenherzog aufgetreten, der als König die übrigen Herzöge nur wenig überragte; aber Otto verlangte, daß der König weit über allen andern Mächten im Reiche stände. Otto war ein reichbegabter Mann von hochstrebendem, königlichem Sinn, fest und voll Selbstgefühl, und fühlte sich zu den höchsten Dingen berufen. Er war geschmückt mit schönen Tugenden, man rühmte sein unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und edle Großmuth gegen gedemüthigte Feinde; er war heiter und freundlich gegen Jedermann, und doch war er in seinem hohen Wesen gleichsam unnahbar; man fürchtete ihn mehr, als man ihm vertrauend sich hingab. Gefährlich war allerdings seine Nähe, wenn er aufbrauste in Leidenschaft und Zorn; es fehlte ihm die Mäßigung des Vaters. Er war eine kräftige, hohe Gestalt mit majestätischem Antlitz und blondem Lockenhaar.

Die Regierung des jugendlichen Herrschers begann mit schweren Stürmen; aber er verlor seine Zuversicht zu Gott und zu sich selbst nicht und überwand durch Ausdauer und Entschiedenheit alle Gefahren. Sobald die Slaven und Ungarn und Dänen vernahmen, daß der gefürchtete alte König Heinrich gestorben und sein jugendlicher Sohn an seine Stelle getreten sei, da glaubten sie ihre Zeit wieder gekommen und empörten sich oder drangen über die Grenzen ein. Sie wurden rasch besiegt und unschädlich gemacht; aber die Kämpfe mit den Slaven und den Dänen kamen denn doch erst nach Jahren zu einem erwünschten Abschluß. Mit den auswärtigen Kämpfen wechselte innere Empörung, die zumeist von den nächsten

Verwandten des Königs ausging und oft durch das durchgreifende und rücksichtslose Wesen des Königs herbeigeführt wurde.

Eberhard, der Herzog der Franken, war beständig die treuste und zuverlässigste Stütze des Königs Heinrich gewesen; Otto machte ihn sich zum erbitterten Feinde. Eberhard hatte mit einer größeren Zahl von fränkischen Großen, einen vornehmen Sachsen, der sein Lehnsmann war, aber übermüthig die Lehnspflicht verweigerte, mit den Waffen gezüchtigt. Der König, der den Sachsen begünstigte, legte Eberhard eine Buße von 100 Pfund Silber auf, die er in edlen Pferden bezahlen sollte; die andern Franken aber strafte er durch die entehrende Strafe des Hundetragens. Sie mußten nämlich vor allem Volke Hunde nach der königlichen Pfalz zu Magdeburg tragen. Seitdem trug Eberhard unversöhnlichen Haß gegen den König in seinem Herzen. Um sich zu rächen, verband er sich mit Ottos Bruder Thankmar, der es mit Unwillen ertrug, daß er als der älteste Sohn des vorigen Königs nicht die Krone erhalten, und dem Bruder zürnte, weil er eine Grafschaft an der Elbe und ein Commando gegen die Slaven nicht ihm, sondern dem Grafen Gero, den der König für geeigneter hielt, gegeben hatte. Beide Verschwörer erhoben die Waffen gegen den König. Thankmar warf sich in die Eresburg; aber die Bürger öffneten dem heranziehenden König die Thore, und nun blieb Thankmar keine andere Rettung, als sich in die Kirche zu flüchten. Am Altar wurde er von königlichen Kriegern angegriffen und zuletzt durch einen Speer, der durch das Kirchenfenster kam, getödtet. Eberhard konnte sich jetzt nicht länger halten; Heinrich, der Bruder des Königs, und Friedrich, der Erzbischof von Mainz, verwendeten sich für ihn beim König, und er erhielt nach einer gelinden Strafe volle Verzeihung.

Aber bald sehen wir diese drei Männer, Eberhard, Heinrich und Friedrich, wieder die Fahne des Aufstandes erheben, dessen Zweck war, den König zu stürzen und Heinrich, der ein größeres Recht zu haben vermeinte als sein Bruder, auf den Thron zu erheben. Mit ihnen verband sich Gisel-

bert, der Herzog von Lothringen und Ottos Schwager, der auch noch den französischen König in den Bund hineinzog. Der König hatte einen schweren Stand; aber mit kühner Entschlossenheit rückte er seinen Feinden entgegen nach den Landschaften am Rhein, wo die Hauptgefahr war. Er schlug die Lothringer bei Birthen in Niederlothringen, dann belagerte er Breisach am Oberrhein. Hier kam er in große Noth, da seine Leute schaarenweise zu dem Feinde übergingen, und schon riethen ihm seine Freunde zur Flucht. Allein der König bewahrte eine unerschütterliche Ruhe und sprach: „Kein Rückzug! Besser der Tod als ein Leben voll Schmach." Bald darauf nahm die Sache des Königs plötzlich und unerwartet eine glückliche Wendung. Giselbert und Eberhard hatten eben bei Andernach unterhalb Koblenz den größten Theil ihres Heeres über den Rhein gesetzt und weilten noch diesseits, unbesorgt ihr Mahl verzehrend. Während sie danach sich am Brettspiel ergötzten, wurden sie plötzlich von zwei fränkischen Grafen, Konrad Kurzbold und Udo, Verwandten des Eberhard, die treu zu ihrem König standen, überfallen. Eberhard wehrte sich aufs tapferste, sank aber zuletzt, mit Wunden bedeckt, todt zu Boden; Giselbert warf sich mit mehreren andern flüchtend in einen Kahn, der Kahn sank und Giselbert ertrank in den Fluthen. So war auf einmal der König von zwei mächtigen Feinden befreit, und der Krieg war zu Ende (939). Heinrich erhielt großmüthig Verzeihung. — Die Verwaltung von Franken übertrug Otto seinem Eidam, dem Grafen Konrad von Worms oder Konrad dem Rothen, einem sehr tapfern und tüchtigen Manne, der auch Herzog von Lothringen wurde.

Heinrich gab den Haß gegen seinen Bruder und das Streben nach der Krone trotz des Königs edelmüthiger Verzeihung nicht auf. Im J. 941 schmiedete er mit einer Anzahl unzufriedener Großen, unter denen auch der Erzbischof Friedrich von Mainz war, den verruchten Plan, den König am Osterfeste zu ermorden. Aber die Verschwörung ward kurz vor Ostern dem König verrathen, der sich zu Quedlinburg, wo die Verschwornen sich eingefunden hatten, während des

Festes durch treue Wachen sicherte, dann aber, als das Fest ruhig vorübergegangen, die Schuldigen sämmtlich ergreifen ließ. Die meisten litten den verdienten Tod durch Henkershand; Friedrich von Mainz wurde dem Abt von Fulda in strengen Gewahrsam gegeben; Heinrich hatte sich durch die Flucht gerettet. Bald aber kam über ihn die bitterste Reue. Nachdem seine Mutter und einige Bischöfe das Herz des Königs erweicht, erschien Heinrich vor ihm und erhielt nochmals Verzeihung. „Du hast zwar meine Gnade nicht verdient," sprach der König, „aber da du dich demüthigst, so will ich dir kein Leid zufügen." Heinrich wurde vor der Hand in die Pfalz nach Ingelheim gebracht und dort in strenger Haft gehalten. Aber er entfloh bei Nacht und begab sich nach Frankfurt am Main, wo Otto das Weihnachtsfest feierte. Als hier der König am Christmorgen im Dome dem Gottesdienst beiwohnte, warf sich ihm der Bruder barfuß und in härenem Gewande plötzlich zu den Füßen und bat um Gnade, und der König, den Frieden des Festes im Herzen, hob ihn auf und verzieh ihm alles, was er gegen ihn verbrochen (941). Von diesem Tage an blieben die beiden Brüder unwandelbar in Liebe und Eintracht verbunden.

Im J. 947 gab Otto seinem Bruder Heinrich das erledigte Herzogthum Baiern, und 949 seinem eigenen Sohne Ludolf, der die einzige Tochter des Schwabenherzogs Hermann geheirathet hatte, nach dessen Tode das Herzogthum Schwaben. Da nun außerdem sein Schwiegersohn, Konrad der Rothe, Lothringen und Franken besaß, der König selbst aber das Herzogthum Sachsen, so waren jetzt alle deutschen Herzogthümer in den Händen der königlichen Familie. Später gab Otto sein eigenes Herzogthum Sachsen in die Verwaltung seines treuen und ausgezeichneten Dieners, des Grafen Hermann, Billungs Sohn. Die Macht der Herzöge wurde aber beschränkt durch Einsetzung von Pfalzgrafen, welchen neben dem höchsten Gericht an Stelle des Königs die Aufsicht über alle königlichen Güter und über die Einkünfte des Reiches übertragen war.

Nachdem mit dem J. 941 die inneren Kriege ihr Ende

erreicht hatten, trat eine ruhige Zeit ein, in welcher Otto für die Befestigung der königlichen Macht und die friedliche Einigung der deutschen Stämme Sorge tragen konnte. Zugleich konnte er mit mehr Nachdruck und in eigner Person den Kampf an den Grenzen aufnehmen. Die Slaven, gegen welche bisher der Markgraf Gero und Hermann, Billungs Sohn, mit Glück gekämpft, unterwarfen sich alle bis zur Oder der deutschen Herrschaft. In den slavischen Ländern wurden sechs Bisthümer gegründet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet. Auch der Herzog von Böhmen demüthigte sich endlich und ward Christ. Die Dänen, welche die Mark Schleswig verwüstet und daselbst alle Sachsen niedergemacht hatten, wurden von Otto in ihrem eignen Lande heimgesucht. Er zog verwüstend bis zur Nordspitze von Jütland und schleuderte hier seinen Speer weit in die See, um damit nach alter Sitte das Meer als die Grenze seines Reiches zu bezeichnen. Davon erhielt das Meer den Namen Ottensund. Auf dem Rückmarsch schlug er den kühnen Dänenkönig Harald Blauzahn und zwang ihn zum Frieden und zur Taufe. Die Mark Schleswig wurde hergestellt. Zur Befestigung des Christenthums wurden in Jütland die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhus gestiftet.

In Oberitalien, wo die Parteien seit lange um die Herrschaft gehadert, war im J. 950 der junge König Lothar, aus dem burgundischen Hause, plötzlich gestorben. Man beschuldigte den boshaften Markgrafen Berengar von Ivrea, ihn durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben, damit er sich selbst der Krone bemächtigen könne. Um alle Parteien zu vereinigen und mit sich zu versöhnen, wollte Berengar die schöne 18jährige Gemahlin Lothars, Adelheid, zwingen, seinen Sohn Adalbert zu heirathen, und da sie diese Ehe verabscheute und zurückwies, wurde sie von dem ehrlosen Weibe Berengars mißhandelt, an den Haaren zu Boden gerissen und mit Füßen getreten, und dann in einen Thurm am Gardasee eingesperrt. Aber ein Freund ihres Hauses, der fromme

Priester Martin, der sie in den Kerker begleitet hatte, grub heimlich einen unterirdischen Gang ins Freie und erlöste die Unglückliche nach viermonatlicher Gefangenschaft; er brachte sie in der Nacht in einem Kahn über den See und verbarg sie auf der weiteren Flucht in Kornfeldern, im Wald und in Höhlen. Endlich fand ihr der treue Priester eine Zufluchtsstätte zu Canossa bei dem Markgrafen Azzo. Während Berengar Canossa belagerte, eilte Martin nach Deutschland mit einem Briefe der verfolgten Frau, in dem sie den König Otto um Hülfe anflehte.

Otto war sogleich bereit, der bedrängten Unschuld zu Hülfe zu ziehn. Aber sein Zug nach Italien hatte auch noch andere Gründe. Er war unbestritten der erste Fürst der Christenheit und betrachtete sich als einen Erben Karls d. Gr., der auf das Königthum von Italien und die Kaiserkrone ein angestammtes Recht habe. Beides wollte er erwerben, und um sein Recht auf Italien noch mehr zu begründen und den Besitz zu befestigen, gedachte er die junge Königin Adelheid als Gemahlin heimzuführen. Mit einem glänzenden Heere zog er über die Alpen, begleitet von seinen Brüdern Heinrich und Bruno, seinem Sohne Ludolf, seinem Schwiegersohne Konrad von Lothringen und vielen Bischöfen, unter denen auch der verschlagene Friedrich von Mainz. Berengar leistete keinen Widerstand; er flüchtete in eine seiner Burgen, ohne Schwertstreich nahm Otto die Lombardei und zog in die Hauptstadt Pavia ein. Er nannte sich ohne Weiteres König der Lombarden, König der Italiener. Von Pavia schickte er eine Gesandtschaft nach Canossa an Adelheid und warb um ihre Hand. Sie kam als Braut des Königs nach Pavia, wo die Hochzeit glänzend gefeiert ward. Hierauf gedachte der König nach Rom zu ziehen und sich dort die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen; aber wegen neuer Wirren, die in Deutschland drohten, mußte er diesen Plan vor der Hand aufgeben. Er ging nach Deutschland zurück, indem er seinem Eidam Konrad die Vertheidigung Italiens überließ. Dieser brachte den Berengar auf gütlichem Wege zur Niederlegung der Waffen durch das Versprechen, daß er sein Reich behalten würde, wenn er frei-

willig nach Sachsen ginge und sich dem König Otto zur Unterwerfung bereit zeigte. Otto wußte davon nichts und war ungehalten über Konrads Verfahren. Er gab zwar dem Berengar das italienische Königreich zurück, aber er mußte dem deutschen König den Vasalleneid schwören und Tribut versprechen; auch nahm ihm Otto das alte Herzogthum Friaul und gab es seinem Bruder Heinrich.

Die Wirren, welche Otto nach Deutschland zurückriefen, gingen wieder von seinen nächsten Verwandten aus. Sein Sohn Ludolf war mißvergnügt über die Vermählung seines Vaters und die Bevorzugung seines Oheims Heinrich, mit dem er zerfallen war. Gleich nach der Vermählungsfeier in Pavia war er eigenmächtig nach Hause gezogen; mit ihm ging der alte Ränkeschmied, Friedrich von Mainz, der beständig das Feuer schürte. Ludolf entschloß sich zum Aufstand gegen den Vater, und mit ihm verband sich Konrad der Rothe, der sich tief verletzt fühlte, weil sein Schwiegervater sein dem Berengar verpfändetes Wort nicht respectirt hatte. So hatte denn der König die traurige Aufgabe, gegen Sohn und Schwiegersohn ins Feld zu ziehen, und es entspann sich ein zweijähriger hartnäckiger Krieg (953 und 954), der die Einheit des Reiches gänzlich zu lösen drohte. Endlich jedoch mußten die Empörer sich unterwerfen und verloren ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burchard, der Sohn des früheren gleichnamigen Herzogs. Lothringen wurde dem Bruder des Königs, dem Erzbischof Bruno von Köln, übergeben; es ward aber auf Brunos Wunsch in Oberlothringen (an der Mosel) und Niederlothringen (an der Maas) getheilt und zwei Herzögen, die unter Brunos Oberaufsicht standen, in Verwaltung gegeben.

Die innern Kämpfe in Deutschland hatten die **Ungarn**, die alten Erzfeinde des Reiches, zu neuen Einfällen ermuthigt. Während des Kriegs zwischen Otto und seinen Söhnen, im J. 954, hatten sie unter Verheerungen und vielen Greueln Baiern, Franken und Lothringen durchschweift, und man machte nicht

mit Unrecht Ludolf und Konrad den Vorwurf, daß sie dieses Raubvolk wenn auch nicht gerufen, so doch als Bundesgenossen gebraucht hatten. Gleich im nächsten J. 955 kamen sie wieder nach Süddeutschland mit einem Heere von 100,000 Mann, und sie rühmten sich, wenn nicht die Erde sie verschlänge oder der Himmel einstürze, so solle niemand sie bezwingen. Sie drangen unter entsetzlichen Verwüstungen vor bis an den Lech und belagerten Augsburg, das sich unter der Leitung des Bischofs Ulrich aufs tapferste vertheidigte, bis der König Otto mit einem Heere zur Rettung herbeikam.

Auf dem Lechfeld unweit Augsburg kam es zur entscheidenden Schlacht. Die Ungarn lagerten auf der östlichen Seite des Lechs, die Deutschen auf der westlichen. Das bei weitem geringere Heer des Königs stellte sich zur Schlacht in 8 Zügen auf, von denen jeder aus etwa 1000 wohlgerüsteten Reitern mit einer beträchtlichen Zahl von Dienern und Troß bestand. Die drei ersten Züge, nach dem Flusse hin, waren Baiern, der vierte waren Franken unter Konrad dem Rothen, dem gefeiertsten Helden des Heeres. Dann folgte der Zug des Königs, vor dem die Fahne des Erzengels Michael wehte, verstärkt durch eine Schaar der Auserlesensten aus jedem Zug. Den sechsten und siebenten Zug bildeten Schwaben, den achten 1000 böhmische Ritter in schimmernder Rüstung, geführt von ihrem Herzog. Ihnen, als der Nachhut, war das Gepäck des ganzen Heeres anvertraut. Otto glaubte das ganze feindliche Heer sich gegenüber jenseits des Flusses. Aber ein Theil desselben hatte in der Nacht den Lech überschritten und den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Dieser Theil fiel zuerst plötzlich und unerwartet die Böhmen an und zerstreute sie, worauf er das Gepäck wegnahm. Auch die schwäbischen Heerzüge wurden über den Haufen geworfen, und schon war der Zug des Königs im Rücken bedroht, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungarn in fester Ordnung zusammenstand. In diesem gefährlichen Augenblick schickte der König den tapfern Konrad mit den Franken gegen die Schaaren in seinem Rücken. Mit furchtbarer Gewalt warfen sich die Franken würgend auf die Ungarn,

und nachdem sie viele erschlagen, stoben die andern in wilder Flucht auseinander. Nun wandte sich der König mit seiner ganzen Macht, er selbst hoch zu Roß und die heilige Lanze in der Hand den Seinen voran, gegen die ungarische Hauptmacht, und nach einem fürchterlichen Kampfe ergiff auch diese die Flucht. Viele fanden in dem Fluß ihr Grab, viele verbrannten in den Dörfern, in die sie sich geflüchtet und die von den Verfolgern angesteckt wurden. Erst der Abend machte dem blutigen Werk ein Ende.

Die Deutschen hatten einen großen Sieg errungen. Aber ihre Freude war getrübt durch den Tod manches geliebten tapferen Mannes. Am meisten schmerzte den König und das ganze Heer der Tod Konrads des Rothen, der mit Löwenmuth gekämpft und das Meiste zum Siege beigetragen hatte. Er hatte die Schuld, die er durch seine Empörung auf sich geladen, im Kampfe für das Vaterland und seinen König mit dem Leben gesühnt. Als er erschöpft von der Blutarbeit und der Hitze des Tages — es war der 10. August 955 — um aufzuathmen, die Helmbänder lüftete, traf ihn ein ungarischer Pfeil in die Kehle. „Konrad war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll", sagt der sächsische Chronikschreiber Widukind, „alle Franken beklagten und beweinten sein Ende."

In den folgenden Tagen wurden die flüchtenden Ungarn theils von dem nacheilenden Heere, theils von den Bewohnern der Gegenden, durch welche sie kamen, niedergemacht. Nur sieben Mann sollen ihre Heimat wieder erreicht haben, und zwar ohne Ohren und Nasen. Von nun an verging ihnen für immer die Lust, den deutschen Boden zu betreten. Sie gaben allmählich ihr Nomadenleben auf, gründeten in ihrem Lande feste Wohnsitze und nahmen das Christenthum an. Auch die übrige Welt hatte jetzt vor ihnen Ruhe.

Während der eben erzählten Kämpfe in Deutschland hatte Berengar in Italien sich von dem deutschen König wieder losgesagt und schaltete mit Willkür und Grausamkeit. Deshalb zog Otto im J. 961 zum zweitenmal nach Italien,

setzte den entflohenen Berengar ab, und als er ihm später in die Hände fiel, schickte er ihn als Gefangenen nach Bamberg. Er selbst ließ sich mit der eisernen Krone zum König von Italien krönen. Im folgenden J. 962 setzte ihm in Rom der Papst Johann XII. die römische Kaiserkrone auf, und seitdem ist diese bei den deutschen Königen geblieben bis in späte Zeit. Viel Blut hat diese römische Kaiserkrone dem deutschen Volk gekostet; aber sie erhöhte des Reiches Ruhm und Ansehen, bezeichnete das deutsche Volk als das erste der Christenheit. In dem unruhigen und unbotmäßigen Rom stellte Otto die Ordnung her, setzte Päpste ab und ein, und als er im J. 966 durch neue Unruhen in Rom zum dritten Zuge nach Italien gezwungen ward, hielt er strenges Gericht; viele vornehme Römer wurden verbannt, enthauptet oder aufgeknüpft. Während dieses dritten Aufenthaltes in Italien warb Otto für seinen Sohn und Nachfolger Otto II., den er in Rom zum Kaiser krönen ließ, um die Hand der griechischen Prinzessin Theophano, indem er die Landschaften Apulien und Calabrien, die noch in den Händen der Griechen waren, als Mitgift forderte. Der griechische Kaiser Nikephoros aber wies diesen Antrag zurück und forderte sogar Rom und einen Theil Italiens für sich. Deshalb führte Otto in Apulien und Calabrien einen zweijährigen glücklichen Krieg, worauf des Nikephoros Nachfolger in die verlangte Ehe einwilligte, aber die Abtretung des Landes versagte.

Otto I., mit Recht der Große genannt, endigte sein thatenreiches Leben im J. 973 zu Memleben, wo auch sein Vater gestorben war. Er hinterließ seinem 18jährigen Sohne Otto II. das mächtigste Reich in Europa. Otto II. regierte 10 Jahre (973—983), die angefüllt waren mit Kämpfen gegen die Slaven und Dänen, gegen Frankreich und die Griechen in Unteritalien. Ihm folgte sein dreijähriger Sohn Otto III. (983—1002) unter der Vormundschaft seiner Mutter Theophano und seiner Großmutter Adelheid. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und war seinem innern Wesen nach mehr Italiener als Deutscher, weshalb er auch Rom zur Hauptstadt seines Reiches machen wollte. Aber

er starb schon in einem Alter von 22 Jahren, ohne Nachkommen. Daher folgte ihm Heinrich III., Herzog von Baiern, als deutscher Kaiser Heinrich II., der Heilige genannt (1002—1024). Er war der Enkel jenes Heinrich, den wir als Bruder Ottos I. kennen gelernt haben. Mit ihm starb das sächsische Königshaus aus.

IX. Die fränkischen oder salischen Kaiser auf dem deutschen Thron.

1024—1125.

1. Konrad II. und Heinrich III.

1024—1039. 1039—1056.

König Heinrich II., ein thatkräftiger Mann, hatte nach der unruhigen Regierung seiner beiden Vorgänger die Ordnung im Reiche wieder gesichert und den Grund zu einer erhöhten Macht des Königthums gelegt. Als er ohne Erben starb, fürchtete man, das Reich möchte wieder in die alten Wirren zurücksinken; Hoch und Niedrig sahen mit banger Spannung in die Zukunft, und die Großen der einzelnen Stämme hielten Berathungen, wem sie die Krone übertragen sollten. Etwa zwei Monate nach Heinrichs Tod kamen die Fürsten mit ihren Mannen in der Ebene des Rheins zwischen Mainz und Worms zur Wahl eines neuen Kaisers zusammen. Auf der Ostseite des Flusses lagerten sich die Ostfranken, Baiern, Schwaben und Sachsen, jenseits die Rheinfranken und Lothringer. Die Großen überlegten mit Sorge hin und her, sie empfahlen und verwarfen diesen und jenen; endlich schwankte man nur noch zwischen zwei Männern, die als die würdigsten für den Thron erschienen. Es waren zwei Konrade aus dem Frankenstamme, Brudersöhne und Urenkel Konrads des Rothen, des Schwiegersohnes von Otto I., also Verwandte des vorigen Königsgeschlechtes. Der ältere Konrad, ein Mann von etwa 40 Jahren, dem die meisten Stimmen

sich zuwendeten, war reich begütert um Speier und in der Hardt, sein jüngerer Vetter war Herzog in Franken.

Nachdem schon fünf Tage verhandelt worden war, nahm der ältere Konrad seinen Vetter bei Seite und stellte ihm vor, wie die Herrschaft ihrem Geschlechte gesichert sei, wenn sie sich vereinigten, durch Zwietracht aber zur ewigen Schande ihres Hauses die Krone einem Dritten zufallen werde. Daher wolle er, wenn er die Wähler dem Vetter geneigt sehe, selbst mit Freuden für ihn stimmen; im andern Falle aber möge er ihm Gleiches mit Gleichem vergelten. Der jüngere Konrad gelobte, er werde willig ihm huldigen, wenn sich die Wahl für ihn entscheide. Als die Wähler aus der Ferne gesehen, wie die beiden Nebenbuhler sich durch Umarmung und Bruderkuß vereinigten, schritten sie sogleich freudig zur Wahl. Der Erzbischof von Mainz, der zuerst seine Stimme gab, rief laut den Namen des älteren Konrad, und ihm folgten der Reihe nach alle geistlichen Wähler. Dann hatte Konrad der Jüngere unter den weltlichen Wählern zuerst seine Stimme zu geben; er wählte mit lautem Rufe seinen Vetter, und nun stimmten unter frohem Jubel des Volkes die übrigen alle in gleicher Weise. Der ältere Konrad war zum König gewählt; er wurde sogleich nach Mainz geführt und von dem Mainzer Erzbischof gekrönt.

Konrad II. war ein Mann von gewaltiger Kraft, festen, unbeugsamen Willens, großmüthig und leutselig den Guten, ein strenger Richter seinen Feinden. An Tapferkeit und Muth stand er keinem nach; in seiner Sorge für das Wohl des Reiches war er unermüdlich thätig. Zwar besaß er nicht die gelehrte Bildung seiner Vorgänger, aber er war ausgezeichnet durch eine natürliche Klugheit, einen scharfen Blick und die Gabe, die Menschen nach ihrer Eigenthümlichkeit zu behandeln und für sich zu gewinnen. Als er nach seiner Krönung seinen Königsritt durch die deutschen Gaue hielt, kam ihm das allgemeine Vertrauen entgegen, und auch keiner seiner Widersacher wagte die Huldigung zu versagen. Bald darauf, im J. 1026, zog Konrad nach Italien und ließ sich in Mailand zum König von Italien und in Rom zum römischen Kaiser krönen. Seiner

Krönung in Rom (1027) wohnten außer vielen andern weltlichen und geistlichen Fürsten auch der König Rudolph von Burgund und Knud, der König von Dänemark, bei. Auch in Italien hatte Konrad die Feinde, die sich ihm entgegenstellten, in kurzer Zeit niedergeworfen, so daß die Welt über die raschen und glänzenden Erfolge des deutschen Königs staunte.

Schon vor seinem Zuge nach Italien hatte Konrad mit Knud dem Großen, dem mächtigen König von Dänemark und England, ein Freundschaftsbündniß geschlossen, er hatte seinen kleinen Sohn Heinrich mit Knuds Tochter verlobt und die Mark Schleswig an Dänemark zurückgegeben, so daß von nun an die Eider wieder die Grenze zwischen Dänemark und Deutschland war. Schleswig blieb viele Jahrhunderte lang von Deutschland getrennt, bis es in unsern Tagen wieder an dasselbe zurückgekommen ist. Man mochte dem König es zum Vorwurf machen, daß er eine deutsche Provinz preisgegeben; aber Deutschland zog daraus denn doch nicht unbedeutenden Gewinn. Die Kriege an der Nordgrenze hörten auf; Knud ward durch die Freundschaft mit Deutschland bestimmt, seinen Vetter, den Herrscher von Polen, der eine große Macht gewonnen und den Königstitel angenommen hatte, im Kampfe gegen Deutschland nicht zu unterstützen, und die Folge war, daß im Laufe der nächsten Jahre die deutsche Herrschaft im Osten, in den Slavenländern sich weiter ausdehnte und befestigte und die Macht der Polen zerfiel.

Was Konrad im Norden preisgegeben, das ersetzte er dem Reich im Süden durch eine neue, schöne Erwerbung. Schon Kaiser Heinrich II. hatte mit dem König Rudolph von Burgund, der keine Nachkommen hatte, einen Vertrag geschlossen, wonach Burgund nach Rudolphs Tode an ihn, den deutschen König, fallen sollte. Rudolph und die burgundischen Großen glaubten nach Heinrichs Tode von diesem Vertrage entbunden zu sein. Aber Konrad war nicht Willens, die Ansprüche seines Vorgängers und Deutschlands aufzugeben; er hielt daran fest, daß der Vertrag für Deutschland und nicht für Heinrichs Person abgeschlossen worden war, und brachte es durch längere, geschickte Unterhandlung dahin, daß Rudolph

den Vertrag mit ihm erneuerte. Auch glaubte er für seine Person ein Anrecht auf die burgundischen Länder zu haben, da seine Gemahlin Gisela, die Wittwe des Herzogs Ernst von Schwaben, eine Nichte des burgundischen Königs war. Als daher Rudolph im J. 1032 starb, zog Konrad nach Burgund und ward daselbst zum König gekrönt. Die Erwerbung Burgunds aber hatte ihm einen Krieg mit seinem eigenen Stiefsohn, dem jungen Herzog Ernst von Schwaben, erregt, der als Sohn Giselas die nächsten Ansprüche auf das Land zu haben glaubte. Ernst konnte sich gegen die Macht des Königs nicht halten; zuletzt warf er sich mit seinem treuen Freund, dem Grafen Werner von Kiburg, in die ödesten Gegenden des Schwarzwaldes, in die steile Felsenburg Falkenstein. In seinem Unglück wollte er lieber tapfer sterben, als schmachvoll verderben. Er verließ mit den Seinen den Falkenstein und suchte die kaiserliche Schaar auf, die zu seiner Bekämpfung ausgeschickt war. Es kam zu einem wilden, verzweifelten Kampfe, in welchem Ernst und Werner fielen mit fast allen ihren Genossen.

Um die königliche Macht zu stärken und die Macht der Bischöfe und der Großen in Italien zu mindern, gewährte Konrad dort durch ein Gesetz dem niedern Lehnsadel die Erblichkeit. Denselben Grundsatz verfolgte der König auch in Deutschland, ohne daß jedoch ein bestimmtes Gesetz darüber gegeben ward; nicht blos die kleinern Lehen wurden als erblich anerkannt, sondern auch die Grafschaften. Die Herzogthümer dagegen, welche sich der königlichen Macht so oft gefährlich gezeigt hatten, beabsichtigte der König allmählich ganz zu beseitigen. Als Baiern und Schwaben erledigt wurden, gab er sie an seinen Sohn Heinrich, den künftigen König; Kärnthen ließ er unbesetzt.

Konrad II. starb nach einer thatenreichen, glänzenden Regierung im J. 1039, in einem Alter von etwa 60 Jahren, zu Utrecht. Seine Leiche ward in dem Dome zu Speier beigesetzt. Seine vier Kronen hinterließ er seinem 22jährigen Sohne Heinrich III. (1039—1056), den er schon in den ersten Jahren seiner Regierung zu seinem Nachfolger hatte erwäh-

len lassen. Heinrich III. — er heißt auch der Große, der Schwarze — befolgte im Allgemeinen die Regierungsgrundsätze seines Vaters; namentlich trachtete er danach, die Herzogthümer mit der Krone zu vereinigen, doch ging er später wieder, als das Mißvergnügen der ersten Familien sich regte, von diesem Grundsatze ab. Er regierte das Reich mit unerschütterlicher Kraft und übte auch auf die Kirche eine große Gewalt; er setzte mehrere Päpste ab und ein und betrieb gemeinschaftlich mit den Päpsten die Abstellung der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche. Unter ihm und seinem Vater hatte das deutsche Königthum seine höchste Macht erlangt. Leider starb er schon in einem Alter von 39 Jahren und hinterließ einen unmündigen Sohn als Nachfolger.

Unter König Heinrich III. wurde auch in Deutschland zur Unterdrückung des Faustrechts der s. g. Gottesfriede (Treuga Dei) eingeführt, demzufolge von Mittwoch Abend bis Montag Morgen alle Fehden ruhen sollten. Im J. 1031 war in dem durch beständige Fehden zerrütteten südlichen Frankreich von den Bischöfen der Beschluß gefaßt worden, daß fortan alle Fehden ruhen sollten, und wer dieses Gebot übertrete, sollte mit den strengsten Kirchenstrafen belegt werden. Das Volk nahm diesen Beschluß der Geistlichkeit mit unglaublichem Enthusiasmus auf, und man erzählte sich, ein Brief sei vom Himmel gefallen, in welchem Gott selbst die Friedensbestimmungen den Menschen kund thue. Die Bestimmungen des allgemeinen Friedens verbreiteten sich auch rasch über ganz Burgund, und hier wurde im J. 1041 die eigentliche Treuga Dei mit dem oben angegebenen Inhalte von der Geistlichkeit abgeschlossen. Sie fand weit und breit Eingang und hat wenigstens einigermaßen dem wilden Waffengetümmel des Mittelalters Einhalt gethan.

2. Heinrich IV.
1056—1106.

Heinrich IV. war noch nicht sechs Jahre alt, als sein Vater, Heinrich III., starb. Wäre der Vater länger am Leben geblieben, so daß der Sohn von ihm in die Kunst des Regierens eingeführt worden wäre und in reifem Alter erst die Herrschaft erlangt hätte, so wäre erhalten geblieben, was die starken Vorgänger geschaffen, und die Königsgewalt hätte sich in ihrer Kraft behauptet. So aber zerschlugen, während der Knabe den Königstitel führte, die weltlichen und geistlichen Großen des Reiches die Königsgewalt, um die eigne Macht zu heben, und Deutschland gerieth in die traurigste Verwirrung.

In den ersten Jahren führte die verwittwete Kaiserin Agnes die Vormundschaft über den Sohn und die Regierung. Um sich unter den Großen mächtige Freunde zu gewinnen, gab sie das Herzogthum Baiern an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim, das Herzogthum Schwaben an den jungen Grafen Rudolph von Rheinfelden, dem sie ihre älteste Tochter vermählte; Kärnthen erhielt Berthold von Zähringen. Die Kaiserin fühlte ihre Schwäche und war nicht fähig zur Regierung des Reiches; deshalb überließ sie ihrem Günstling, dem Bischof Heinrich von Augsburg, vorzugsweise die Reichsgeschäfte. Aber bald erhob sich unter den Fürsten eine Gegenpartei; sie beneideten Heinrich von Augsburg und wollten selbst die Herrschaft an sich reißen. An der Spitze dieser Partei standen der herrschsüchtige Erzbischof Hanno (Anno) von Köln, Rudolph von Schwaben (von Rheinfelden) und Ekbert von Braunschweig, der nächste Verwandte des jungen Königs. Sie beschlossen, den königlichen Knaben und dadurch die Regierung durch einen Gewaltstreich in ihre Hände zu bringen. Als im Frühjahr 1062 die Kaiserin mit ihrem 12jährigen Sohne in Kaiserswerth (zwischen Duisburg und Düsseldorf), das damals noch eine Rheininsel war, Hof hielt, erschienen dort die drei Verschworenen mit zahlreichem Gefolge und wurden freundlich

aufgenommen. Nach dem heitern Mahle lud der Erzbischof Hanno den jungen König ein, eins seiner mitgebrachten Schiffe, das sich durch Pracht auszeichnete, zu besehen. Aber kaum hatte der Knabe, umdrängt von den Verschworenen und ihrem Gefolge, das Schiff betreten, so trieben es die Ruder in die Mitte des Stromes. Heinrich fürchtete Gewalt und stürzte sich erschreckt in die Fluth. Graf Ekbert sprang ihm nach und rettete ihn unter eigener Lebensgefahr. Man beschwichtigte den widerstrebenden Knaben mit Schmeichelreden und führte ihn nach Köln, während das am Ufer bei Kaiserswerth versammelte Volk den Königsräubern seine Verwünschungen nachsandte. Die schwache Kaiserin hatte nichts als Thränen und Klagen; sie unternahm nichts, um die Frevler zu strafen. Nicht lange nachher zog sie sich ins Kloster zurück.

Der herrschsüchtige Hanno war von Anfang an Willens gewesen, nach dem Sturze der Kaiserin allein das Regiment zu übernehmen; aber die Fürsten beschlossen, daß die Vormundschaft über den König und die Reichsregierung auf die Gesammtheit der Bischöfe übergehen und jedesmal der Bischof regieren sollte, in dessen Sprengel gerade der König Hof hielte. Indeß ruhte doch alle Gewalt in den Händen des Hanno. Der König wohnte in dessen Palaste zu Köln unter strenger Aufsicht und ward nicht wie der künftige Regent eines großen Reiches, sondern fast wie ein Mönch erzogen. Bald erkannte man, daß das Gesammtregiment der Bischöfe nur dem Namen nach bestand; deßhalb ward auf einem Reichstage (1063) der Beschluß gefaßt, daß die Erziehung des Königs dem Hanno, die Reichsregierung aber ihm und dem Erzbischof Adalbert von Bremen, einem Manne von nicht geringerer Herrschsucht, zustehen sollte. Als jedoch Hanno im J. 1064 in kirchlichen Angelegenheiten eine Reise nach Italien unternahm, kamen der König und die Regierung ganz in die Hände Adalberts. Dieser behandelte den jungen König in gerade entgegengesetzter Weise, wie Hanno. Während Hanno hart und schonungslos die Neigungen des Knaben bekämpft hatte, machte sich Adalbert, freundlich und einschmeichelnd, zum willigen Diener desselben und gönnte ihm an seinem

üppigen und verschwenderischen Hofe alle Genüsse. Kein Wunder, wenn Heinrich mit grenzenloser Liebe an ihm hing, während er den finsteren Hanno, der ihn einst hartherzig und frevelhaft aus den Armen seiner Mutter gerissen, in tiefster Seele haßte; aber unter Adalberts Leitung verdarb das Herz des Knaben, der mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet war, er ward leichtsinnig und lüderlich. Zudem brachte ihm Adalbert eine überspannte Meinung von der königlichen Gewalt bei und einen unvernünftigen Haß gegen die Sachsen, mit denen er selbst seit lange in beständiger Feindschaft und Fehde lag. Um Hannos Einfluß für die Zukunft ganz zu vernichten und allein in dem Namen des Königs zu herrschen, den er ganz an sich gefesselt, ließ er diesen schon im J. 1065 im 15. Lebensjahre für mündig erklären.

Der junge König lebte sein leichtsinniges Leben fort, unbekümmert um die Regierung, die Adalbert allein führte. Adalbert schaltete mit unbegrenzter Willkür und vergaß nicht den eigenen Vortheil, während der König im Sachsenlande, in Goslar, Hof hielt und die Umgegend schwer bedrückte; denn nach altem Herkommen mußte die Gegend, wo der Hof sich befand, alle Bedürfnisse bestreiten. Schon verweigerten die Sachsen in ihrem Zorne die Lieferungen, so daß die Bedürfnisse gekauft oder erpreßt werden mußten, und die Reichsfürsten, voll Sorge um das eigene und des Staates Wohl, beschlossen, den König zur Entlassung Adalberts zu zwingen. In den ersten Tagen des J. 1066 wurde zu Tribur (in der Mitte zwischen Mainz, Frankfurt und Darmstadt) ein Reichstag gehalten, auf welchem der König in die Absetzung Adalberts willigen mußte und unter die Bevormundung der verschworenen Fürsten gestellt wurde.

Heinrich ertrug den Zwang, den die Fürsten, namentlich der vielvermögende Hanno, auf ihn übten, mit großem Widerstreben und suchte sich allmählich von demselben zu befreien. Nach drei Jahren kehrte Adalbert an den Hof zurück nnd übte wieder seinen alten Einfluß. Der Haß gegen seine Widersacher war noch gestiegen, und er dachte daran, mit Hülfe des Königs sie zu vernichten. Der gefährlichste unter ihnen war

Otto von Nordheim, der Herzog von Baiern, ein tapferer, entschlossener, kluger und ehrgeiziger Mann, gegen welchen dem König der Argwohn beigebracht war, daß er selbst nach der Krone trachte. Im J. 1070 wurde gegen diesen die Klage wegen Hochverraths erhoben. Ein Mann von dem übelsten Rufe, Namens Egino, trat mit der Beschuldigung auf, der Herzog Otto habe ihn im vorigen Jahre bestochen, den König zu ermorden, und zeigte den Dolch vor, mit dem ihn Otto bewaffnet habe. Ob etwas Wahres an dieser Beschuldigung war, läßt sich nicht ermitteln; doch glaubten viele, die Sache sei eine von Adalbert und andern Feinden Ottos angezettelte Intrigue. Der König forderte, Otto solle sich stellen, um durch einen Zweikampf mit Egino seine Unschuld zu beweisen; da Otto aber freies Geleit verlangte, das der König versagte, so unterblieb der Zweikampf. Durch das Urtheil eines aus sächsischen Fürsten bestehenden Gerichtes ward Otto in die Acht erklärt; sein Herzogthum und die übrigen Reichslehen sowie seine Familiengüter wurden ihm genommen.

Das Herzogthum Baiern erhielt Ottos Schwiegersohn, Welf IV., der Stammvater der jüngeren Linie der Welfen, die jetzt noch den Thron von England und das Herzogthum Braunschweig besitzt. Den Ahnen dieses Hauses, Welf I., haben wir als den Schwiegervater Ludwigs des Frommen kennen gelernt. Der männliche Stamm desselben erlosch im J. 1055 mit Welf III., Herzog von Kärnthen, dessen Schwester an den italienischen Markgrafen Azzo von Este vermählt und die Mutter dieses Welf IV. war. Otto suchte sich durch Gewalt der Waffen zu behaupten, und es kam zu einem blutigen Krieg, an welchem sich auch Ottos Freund Magnus, der Sohn des Sachsenherzogs Ordulf, gegen den König betheiligte. Der König blieb Sieger, Otto und Magnus ergaben sich im J. 1071 auf der Reichsversammlung zu Halberstadt und wurden unter die Obhut zuverlässiger Männer in leichte Haft gegeben. Otto ward von der Haft befreit und erhielt seine Familiengüter zurück. Die Gefangenschaft des Magnus aber erbitterte die Sachsen um so mehr, weil sie glaubten, der König wolle nach dem vor kurzem erfolgten

Tode Ordulfs dem Sohne desselben das Herzogthum entziehen und sich selbst aneignen.

Die Unzufriedenheit und Furcht der Sachsen wuchs mit jedem Tage, da die Bedrückung nicht abnahm und der König stets neue Burgen in Sachsen und Thüringen erbaute. Zuletzt entschlossen sie sich, als der König einen Feldzug gegen die Polen vorbereitete und man glaubte, derselbe sei im Grunde gegen Sachsen gerichtet, unter Führung des aus seiner Haft entlassenen Otto von Nordheim, die Bauern sowohl wie die Edlen, zu offenem Widerstand. Sie kamen, 60,000 Mann stark, in die Nähe von Goslar, wo sich der König aufhielt, und da er ihre Forderungen abschlug und nach der Harzburg, der schönsten und stärksten Burg, die er im Sachsenland erbaut, entwich, so belagerten sie ihn hier mit ihrer ganzen Macht. Heinrich überließ die Vertheidigung der Burg seiner Besatzung und entfloh in der Nacht mit geringer Begleitung, geführt von einem Jäger, durch die Wälder und Berge des Harzes gen Süden. Nach drei Tagen war er sicher in Eschwege in Hessen, also im Herzogthum Franken. Die deutschen Fürsten, die er um Hülfe gegen die Sachsen ansprach, versagten ihre Unterstützung, ja viele unter ihnen dachten daran, ihn abzusetzen und einen andern König zu wählen. Die Sache des Königs stand äußerst schlimm. Als er aber an den Rhein kam, zogen ihm die Bürger der Stadt Worms, aus der ursprünglich sein Geschlecht stammte, einer der größten und volkreichsten Städte am Rhein, mit ihrer ganzen bewaffneten Macht entgegen und versprachen ihm ihre Hülfe. Die Fürsten, hierdurch erschreckt, verständigten sich jetzt mit dem König, der, um seine Stellung im Reiche wieder zu festigen, auch mit den Sachsen ein für ihn demüthigendes Abkommen traf, zu Gerstungen im J. 1074. Sie unterwarfen sich unter der Bedingung, daß der König alle seine Burgen in Sachsen niederreiße und ihnen ihre alten Rechte gewährleiste, daß er jedem die eingezogenen Güter zurückgebe und Otto von Nordheim wieder in das Herzogthum Baiern einsetze.

Heinrich ging selbst nach Sachsen und gab mit schwerem

Herzen den Befehl zur Zerstörung seiner Burgen. Auch die ihm so theure Harzburg mußte geschleift werden, mit Ausnahme der inneren Gebäude, der Kirche und des Klosters. Kaum war er nach dem Rheine zurück, so fielen die sächsischen Bauern aufs neue mit Wuth über die Harzburg her und zerstörten auch die noch stehenden Gebäude, verbrannten die Kirche, einen stattlichen Holzbau, raubten die Kirchenschätze, rissen die Leichen von Heinrichs Söhnchen und kleinem Bruder aus der Gruft und warfen sie umher. Die Sachsen hatten ihren Sieg zu frevelndem Uebermuth mißbraucht, und das brachte ihnen Unheil. Ihre Schandthaten verletzten nicht blos den König aufs tiefste, sondern erregten auch den Zorn und Abscheu der deutschen Fürsten, die jetzt dem König zur Bestrafung der Sachsen ihre Macht zu Gebote stellten. Er zog mit einem starken Heere nach Sachsenland und schlug die Sachsen unter Otto von Nordheim in einer hartnäckigen und blutigen Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut vollständig (1075). Nach längerer Unterhandlung versprachen die sächsischen Fürsten den Bevollmächtigten des Königs, gegen Zusicherung ihres Lebens, ihrer Güter und ihrer Freiheit sich zu unterwerfen und persönlich den König um Frieden zu bitten. Als sie sich aber vor dem Könige stellten, ließ dieser sie als Gefangene abführen; ihre Güter gab er an seine Anhänger. Ungewiß bleibt es, ob die Bevollmächtigten des Königs den Sachsen mehr versprochen hatten, als ihr Auftrag lautete, oder ob der König wortbrüchig geworden. Jedenfalls vergaß er im Gefühle der Uebermacht der klugen Mäßigung, ebenso wie kurz zuvor es die Sachsen gethan, und stürzte sich so ins Unheil. Die Sachsen, der Macht des Königs jetzt hülflos gegenüber gestellt, wandten sich klagend an den Papst Gregor VII., der mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen.

Der Papst Gregor VII. (1073—1085), ein Mann von großen Geistesgaben, strengen Sitten und unbeugsamer Willenskraft, verfolgte den großartigen Plan, die römische Kirche, die schon seit langer Zeit unablässig nach weltlicher Herrschaft gestrebt hatte, selbständig und von der weltlichen

Macht unabhängig hinzustellen und über alle Königs- und Fürstengewalt zu erheben. „Die Welt," so sagte er, „wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und durch den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer als die der Throne, und der König ist dem Papste unterthan und Gehorsam schuldig." Hildebrand, dies war der ursprüngliche Name des Mannes, war im Toscanischen geboren — sein Vater soll Schmied oder Zimmermann gewesen sein — und erhielt in Rom seine erste Bildung. Später lebte er als Mönch in dem berühmten burgundischen Kloster Clugny, aus welchem ihn der Papst Leo IX., der seine großen Fähigkeiten erkannt, wieder nach Rom in die Nähe des päpstlichen Stuhles zog. Unter ihm und den vier nächsten Päpsten leitete Hildebrand als Subdiaconus, dann als Archidiaconus und Kanzler der römischen Kirche die päpstlichen Geschäfte und übte eine Macht, die der päpstlichen gleich war. Bisher waren die Päpste von der gesammten römischen Geistlichkeit, von dem Adel und dem Volke gewählt worden. Hildebrand setzte es im J. 1059 durch, daß die Wahl nur durch die 7 Cardinalbischöfe und 28 Cardinalpriester geschah. Das Zustimmungsrecht, das der Kaiser besaß, wurde als eine unbedeutende Form hingestellt und bei den nächsten Papstwahlen ganz außer Acht gelassen. Zur Aufrechterhaltung dieses Beschlusses gewann Hildebrand den tapfern Normannenfürsten Robert Guiscard, der von dem Papste zum Herzog von Apulien und Calabrien ernannt und mit Sicilien, das aber noch zu erobern war, belehnt wurde und dagegen die Wahlfreiheit des Cardinalcollegiums zu schützen versprach.

Nachdem Hildebrand selbst im J. 1073 als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, that er die letzten wichtigen Schritte, um die Kirche vom Staate unabhängig zu machen und ein mächtiges geistliches Reich (Hierarchie) zu gründen. Er verschärfte das Gebot des Cölibats, der Ehe-

losigkeit der Geistlichen, wodurch die Geistlichen von ihrem Vaterlande und aus allen Verhältnissen, in denen ein Familienvater steht, losgelöst und zu rücksichtslosen Dienern des römischen Stuhles gemacht wurden; er erneuerte die Gesetze gegen die Simonie und erließ ein Gesetz gegen die Laieninvestitur. Unter Simonie verstand man den in der Kirche vielfach eingerissenen Mißbrauch, daß weltliche Herrn geistliche Stellen in ihrem Lande für Geld verkauften, wodurch mancher Unwürdige zu einem geistlichen Amte gelangte. Der Name ist entlehnt von jenem Simon in der h. Schrift (Apostelgesch. 8, 18 ff.), der von den Aposteln Petrus und Johannes die Gabe, durch Händeauflegen den h. Geist zu ertheilen, mit Geld erkaufen wollte. Investitur heißt Einkleidung in das geistliche Amt. Die Bisthümer und Abteien waren nicht blos kirchliche Aemter, sondern hatten auch weltliche Besitzthümer, welche Lehen des Königs oder der Landesfürsten waren. Wenn daher ein neuer Bischof oder Abt einzusetzen war, so schickte ihm der Lehnsherr (ein Laie, ein Nichtgeistlicher) Ring und Stab, den Ring als Zeichen seiner Vermählung mit der Kirche, den Stab als Symbol seines Hirtenamtes. Indem Gregor das Recht der Investitur für die Kirche in Anspruch nahm, verlangte er mehr, als der Kirche zukam; ein großer Theil der deutschen Lande wäre ganz aus dem Lehnsverband geschieden und der Oberhoheit des weltlichen Herrn entzogen worden. Daher entstand zwischen Papst und König der s. g. Investiturstreit, der sich viele Jahre hinzog.

Der König Heinrich hatte auf diese Verordnungen des Papstes keine Rücksicht genommen und fuhr fort Simonie zu treiben und das Investiturrecht auszuüben. Als nun der Hülferuf der Sachsen an den Papst erging und dieser von dem König die Freilassung der Bischöfe, die sich unter den sächsischen Gefangenen befanden, verlangte, kam ein neuer Streitpunkt hinzu. Es erschienen päpstliche Legaten an dem Hofe des Königs und luden ihn unter Androhung des Bannes vor eine Synode nach Rom zur Verantwortung. Eine solche Anmaßung mußte den Zorn des Königs erregen. Er ließ

auf einer Kirchenversammlung der deutschen Bischöfe zu Worms den Papst Gregor absetzen, und die lombardischen Bischöfe, die zu Piacenza eine Synode hielten, folgten diesem Beschluß. Gregor hielt eben im Lateran die österliche Synode ab, als ihm dieser Beschluß und ein Schreiben des Königs überbracht wurde. Das Schreiben begann mit den Worten: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes fromme Anordnung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch“, und schloß: „Du also, mit Fluch behaftet und durch unser und aller Bischöfe Urtheil verdammt, steige herab von dem angemaßten apostolischen Stuhle. Ihn soll ein Anderer besitzen, der nicht mit der Religion seine Gewaltthätigkeiten bemäntelt, sondern die wahre Lehre Petri verkündet. Ich Heinrich, von Gottes Gnaden König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: Steige herab.“ Als der Papst das Schreiben vorlas, entstand eine solche Erbitterung in der Versammlung, daß das Leben des Ueberbringers gefährdet war. Gleich am folgenden Tage sprach der Papst den Bann über den König aus, entsetzte ihn der Regierung und entband seine Unterthanen vom Eid der Treue.

Wären der König und sein Volk, namentlich die Großen des Reiches, in Freundschaft und Treue vereinigt gewesen, so wäre diese Anmaßung des Papstes ohne Schaden an ihm vorübergegangen. Aber der König war mit den Sachsen völlig zerfallen, und die Großen des Reiches, welche die eigene Macht heben und die königliche Macht zertrümmern wollten, machten, statt pflichtmäßig das Haupt des Reiches zu stützen, gemeinschaftliche Sache mit seinem Gegner. An der Spitze derselben standen Otto von Nordheim, welchem zuletzt die Verwaltung Sachsens anvertraut worden war, und Rudolph von Schwaben, Heinrichs Schwager, der selbst König zu werden hoffte. Sie veranstalteten eine Versammlung zu Tribur (Octbr. 1076), um eine neue Wahl vorzunehmen, und nur durch flehentliches Bitten erlangte es der König, daß er vor der Hand seine Würde behielt; sei er aber binnen Jahresfrist nicht von dem Banne befreit, so würden sie sich ohne Verzug einen andern König wählen.

Um seine Widersacher in Deutschland zu entwaffnen, beschloß Heinrich vor allen Dingen, den Frieden mit dem Papste zu suchen und sich vom Banne zu lösen. Mitten in dem durch Kälte ausgezeichneten Winter von 1076 auf 1077 reiste er, begleitet von seiner treuen, trefflichen Gemahlin, Bertha von Susa, mit ihrem Söhnlein und wenigen Getreuen, nach Italien, und zwar, da seine Gegner ihm die deutschen Alpenpässe verschlossen hatten, auf großen Umwegen durch Burgund und Savoyen. Unsäglich waren die Beschwerden und Gefahren dieser Reise über die hohen Berge, die Eisfelder und verschneiten Abgründe. Oft mußten sie auf Händen und Füßen dahinrutschen; die Frauen wurden an den steilen Abhängen in Ochsenhäuten hinabgelassen, die Pferde ließ man mit zusammengebundenen Beinen an Stricken hinabgleiten.

Als Heinrich in der Lombardei erschien, versammelten sich mit Heeresmacht um ihn die Fürsten und Bischöfe des Landes; denn sie glaubten, er sei gekommen, um den ihnen durch seine Strenge verhaßten Papst zu züchtigen. Aber Heinrich dachte an keinen Angriff, er suchte nur den Frieden und die Lösung des Bannes. Gregor befand sich damals in Oberitalien, er war auf der Reise nach Deutschland. Als er die Anwesenheit des Königs erfuhr, erschrak er und zog sich auf das feste Schloß Canossa zurück, wo die ihm ganz ergebene Markgräfin Mathilde von Toscana wohnte. Da Heinrich ihm dorthin ohne bewaffnete Begleitung folgte, demüthig und unterwürfig, wappnete sich der Papst wieder mit seiner alten Strenge. Anfangs wollte er den König gar nicht vor sich lassen; dann gestattete er auf Mathildens Fürsprache, daß der König ohne Begleitung in dem Vorhofe des Schlosses in wollenem Bußgewande, in der grimmigen Kälte des Januar barfuß und barhaupt unter freiem Himmel stehend, von Morgen bis Abend ohne Speise und Trank, die Entscheidung des Papstes abwartete. Gregor selbst schildert diese Schmach des deutschen Königs in einem Briefe mit folgenden Worten: „Heinrich kam mit wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen

Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thore und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten und alle über die ungewöhnliche Härte unseres Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Benehmen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge".

Am vierten Tage wurde Heinrich vor den Papst gelassen und vom Banne gelöst, unter der Bedingung, daß er sich aller Ausübung der königlichen Gewalt enthalte, bis in Deutschland auf einem Reichstage von den Fürsten und dem Papste entschieden worden sei, ob er noch länger König bleiben solle. Hätte Heinrich einen solchen Spruch geahnet, er hätte wohl nie die Schmach von Canossa auf sein Haupt und auf die deutsche Krone geladen. Mit Scham und Reue zog er von Canossa ab, den Entschluß im Herzen, sobald wie möglich den Uebermuth des Papstes zu strafen. Das Volk in Oberitalien aber wollte jetzt von dem König, der sich so tief erniedrigt hatte, nichts mehr wissen; doch fand er bald wieder einigen Anhang, so daß er dem Papste, der nach Deutschland reisen wollte, um mit den Fürsten Gericht über den König zu halten, das freie Geleit verweigern konnte. Daher bewirkten die päpstlichen Legaten in Deutschland, daß die Fürsten auf einer Reichsversammlung zu Forchheim den Rudolph von Schwaben zum König wählten und zugleich bestimmten, daß in Zukunft der Sohn eines Königs nur durch freie Wohl und nicht durch Erbschaft König werden sollte. So wurde von den Fürsten jetzt erst Deutschland förmlich zum Wahlreich erklärt, ein Act, der die deutsche Königsgewalt zum Vortheil der päpstlichen Macht schwächen mußte. Aber wie die Absetzung des rechtmäßigen Königs, so war auch diese Erklärung des Wahlreichs, die von dem rechtmäßigen König nicht genehmigt war, ein revolutionärer Act, der im Grunde keine Gültigkeit hatte.

Als Heinrich IV. im J. 1077 im Büßergewande zu

Canossa stand, war er ein Mann von 27 Jahren. Bis dahin war der in seiner Jugend durch die Erziehung Hannos und Adalberts verdorbene König noch nicht zur Mannesfestigkeit gereift. Er hatte mit Leichtsinn das Leben durchlebt, ohne inneren Halt geschwankt zwischen Gewaltthat und Nachgiebigkeit, zwischen Uebermuth und Zaghaftigkeit. In den drei Tagen, wo er einsam in dem Schloßhof von Canossa im Froste stand, hatte er Zeit, über sein vergangenes Leben nachzudenken, über seine Schwächen und Fehler, über den Wechsel seines Thuns und den Wechsel seines Geschickes. Und seitdem ist er ein fester, tüchtiger Mann geworden; er legte die Fehler seiner Jugendzeit ab, verfolgte seine Ziele mit entschiedener Kraft und ohne Wanken, und die Folge davon war, daß er in den nächsten Jahren alle seine Gegner niederwarf.

Heinrich kehrte nach Deutschland zurück, entschlossen, seine Krone bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Er hatte bald ein tüchtiges Heer um sich versammelt; denn der neue König Rudolph mit seinem empörerischen Anhang fand unter Hoch und Niedrig viele Gegner. In Süddeutschland behielt der rechtmäßige König die Ueberhand. Rudolph war geächtet und seines Herzogthums verlustig erklärt worden, und der König gab es zugleich mit der Hand seiner Tochter Agnes an den schwäbischen Grafen Friedrich von Büren oder von Hohenstaufen, der sich stets als seinen treusten Freund erwiesen und ihn auch bei seiner unglücklichen Reise über die Alpen begleitet hatte. Während Herzog Friedrich von Schwaben seine und des Königs Sache in Süddeutschland glücklich verfocht, kämpfte der König selbst in Norddeutschland. Gregor nahm während dieser Zeit eine zuwartende Stellung ein; ohne sich für den einen oder den andern König offen zu entscheiden, schickte er seine Legaten bald an diese bald an jene Partei und nahm Geld an von beiden. Als jedoch Heinrich im J. 1080 bei Flarchheim unweit Mühlhausen von Otto von Nordheim geschlagen ward, erkannte der Papst Rudolph als König an und erneuerte den Bann gegen Heinrich. Dagegen ließ dieser von einer Versammlung deutscher Bischöfe

zu Mainz nochmals Gregors Absetzung aussprechen. Eine Versammlung italienischer Bischöfe that dasselbe und wählte den Erzbischof Guibert von Ravenna als Clemens III. zum Gegenpapst.

Im October desselben Jahres 1080 lieferten sich die beiden Gegenkönige bei Mölsen an der weißen Elster eine Schlacht, in welcher Heinrich besiegt, Rudolph aber auf den Tod verwundet ward. Es heißt, Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, habe ihm die Spitze des Reichsbanners in den Leib gerannt; auch wurde ihm die rechte Hand abgehauen. Als man dem Sterbenden seine Hand zeigte, sprach er zu den umherstehenden Bischöfen: „Sehet, das ist die Hand, mit welcher ich meinem König Treue geschworen. Ich verlasse jetzt sein Reich und das Leben; aber ihr, die ihr mich seinen Thron besteigen hießet, sehet wohl zu, ob ihr mich, der ich euch nur folgte, auf den rechten Weg geführt habt." Noch heute zeigt man in Merseburg die zerfressenen Reste jener Hand, bei deren Betrachtung jeder der Folgen des Meineids gedenkt. Um wieviel mehr mußten die Zeitgenossen in dem merkwürdigen Tode des Meineidigen ein Strafgericht Gottes erkennen. Seine Anhänger verloren jetzt immer mehr an Achtung und an Macht, und die Sache des Königs erlangte den Sieg.

Im folgenden Jahre (1081) konnte Heinrich daran denken, nach Italien zu ziehen und den Papst Gregor, seinen schlimmsten Gegner, zu züchtigen. Nach dreijähriger Belagerung nahm er Rom ein und ließ sich von seinem Papste Clemens III. die Kaiserkrone aufsetzen. Gregor war in die Engelsburg geflüchtet, das zu einer Festung umgestaltete Grabmal des Hadrian. Als der Herzog Robert Guiscard mit einem starken Heere ihm zur Hülfe heranzog, verließ Heinrich Rom und zog nach Deutschland zurück. Die Normannen drangen mit Gewalt in Rom ein, das ihnen die Thore verschlossen hatte, und plünderten drei Tage lang die Stadt in furchtbarster Weise, so daß die Römer in ihrer Verzweiflung aufs neue die Waffen ergriffen und über die zerstreuten Feinde herfielen. Während des Kampfes ließ Robert

die Stadt anzünden; der größte Theil derselben mit Kirchen und Palästen sank in Asche. Dieses Unglück ihrer Stadt schrieben die Römer dem Papst Gregor zu, welcher, um ihrem Hasse zu entgehen, sich nach Salerno in den Schutz Robert Guiscards begab. Hier erneuerte er den Bann gegen Heinrich und starb bald nachher (1085). Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung."

In Deutschland hatten Heinrichs Gegner während seiner Abwesenheit in Italien (1081) den Grafen Hermann von Luxemburg zum Gegenkönig erhoben. Das Volk nannte ihn spottweise den Knoblauchskönig, weil in der Gegend von Eisleben, wo er gewählt worden war, viel Knoblauch wuchs. Hermann aber konnte nicht zu Macht kommen und legte im J. 1088 die Krone nieder. Heinrich schien jetzt ruhigeren und freundlicheren Tagen entgegen zu gehen. Aber es war ihm noch viel Herzeleid beschieden. Die unversöhnliche geistliche Gegenpartei verführte in Italien seinen ältesten Sohn Konrad, den er dort zur Bekämpfung seiner Gegner zurückgelassen, zur Empörung gegen den eigenen Vater. Der Erzbischof von Mailand krönte ihn zum König von Italien (1093). Heinrich ließ den Sohn, nachdem er ihn mehrere Jahre vergebens bekämpft hatte, durch eine Reichsversammlung zu Aachen (1098) der Nachfolge für verlustig erklären und seinen zweiten Sohn Heinrich zum römischen König wählen; doch mußte dieser eidlich geloben, daß er bei Lebzeiten des Vaters sich die Regierung nicht anmaßen wollte. Konrad starb in Italien im J. 1101, von jedermann verlassen.

Jetzt endlich konnte der früh alternde König Ruhe und Frieden hoffen. Aber aufs neue erhob sich ein verführter Sohn wider ihn, der eben genannte Heinrich, ein Mensch voll Herrschsucht und Heuchelei. Auf einer Kirchenversammlung zu Nordheim (1105), an der auch ein päpstlicher Legat sich betheiligte, übertrug ihm eine große Zahl verschwörerischer Bischöfe und weltlicher Herrn die Regierung. Unter Thränen rief der heuchlerische Sohn Gott zum Zeugen an, daß er sich

nicht aus Herrschsucht gegen den Vater aufgelehnt habe, noch auch wünsche, daß dieser des Kaiserthums beraubt werde; nur das Wohl der Kirche liege ihm am Herzen, und er werde dem Vater, wenn er sich dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern unterwerfe, wie ein Knecht gehorsam sein. So war das Reich aufs neue gespalten, und alles, was der Kaiser zur Befestigung der Reichsgewalt gethan, war wieder in Frage gestellt. Vater und Sohn, Kaiser und König standen sich in Waffen gegenüber. Aber der Sohn fürchtete die Entscheidung der Waffen, er hielt es für sicherer, durch Hinterlist zu seinem Ziele zu gelangen. Der Kaiser stand mit einem Heere zu Koblenz. Da erschien unerwartet der Sohn in dem Lager und bat um eine Unterredung. Als sich beide begegneten, fiel der Vater dem Sohne zu Füßen und beschwor ihn, von weiterer Verfolgung abzustehen. „Wenn ich auch verdient habe," sprach er, „von Gott für meine Sünden gestraft zu werden, so schreibt doch kein Gebot der Schrift vor, daß der Sohn die Schuld des Vaters zu rächen habe; vielmehr gereicht es dem Sohne zu unauslöschlicher Schande, wenn er gegen den Vater die Hand erhebt." Da warf sich auch der Sohn dem Vater zu Füßen und flehte um Verzeihung und gelobte Treue und Gehorsam, wenn er sich mit dem apostolischen Stuhle aussöhnen wolle. Zugleich versprach er, den Vater nach Mainz geleiten zu wollen, wo eine Fürstenversammlung ihre Sache in Frieden schlichten und von wo aus er für die Aussöhnung des Vaters mit dem Papste wirken werde. Er verbürgte sein Leben für des Vaters Sicherheit und bat ihn, ihm zu trauen und sein Heer zu entlassen.

Der Vater vertraute den Thränen und Schwüren des Sohnes und folgte ihm mit geringem Gefolge gen Mainz. Als sie nach Bingen kamen auf die Burg Klopp, erklärte der Sohn dem Vater, der Erzbischof von Mainz weigere sich, den gebannten Kaiser in Mainz aufzunehmen, und bat ihn, er möge sich auf die einige Stunden entfernte Burg Böckelheim zurückziehen, um dort die Entscheidung abzuwarten. Schon war die Burg zu Bingen mit Bewaffneten erfüllt; der Kaiser war Gefangener und wurde trotz Fußfall und Thränen nach

Böckelheim gebracht, wo der Bischof von Speier das Amt des Kerkermeisters übernahm. Die Behandlung in der Gefangenschaft war schmählich; man quälte ihn selbst durch Hunger und Durst und schüchterte ihn mit Schmähungen und Drohungen ein, daß er sein Leben gefährdet glaubte und die Abdankung versprach. Er wurde nach Ingelheim gebracht, wohin sich die Fürstenversammlung mit dem päpstlichen Legaten von Mainz aus begeben hatte, und hier gezwungen, öffentlich abzudanken und dem Sohne die Reichsinsignien auszuliefern

Der Kaiser wurde zu Ingelheim gefangen gehalten; aber er entfloh und begab sich über Köln, dessen Bürger ihn freundlich aufnahmen, nach Lüttich zu seinem Freunde, dem Bischof Olbert. Er ward von Geistlichkeit und Bürgerschaft festlich empfangen; der Herzog Heinrich von Niederlothringen ergriff für ihn die Waffen, und Köln, Bonn und andere Städte schlossen sich ihm an. Während König Heinrich zum Kampfe mit dem Vater heranzog, starb dieser in Lüttich im J. 1106, in einem Alter von 56 Jahren. Der Gram zog ihn vor der Zeit ins Grab. Der Bischof ließ die Leiche in der Kirche beisetzen; aber sie mußte wieder ausgegraben werden, weil der Kirchenbann noch auf ihr haftete, und wurde in eine ungeweihte Kapelle auf einer Maasinsel gebracht. Ein mitleidiger Mönch sang Tag und Nacht in der einsamen Kapelle Bußpsalmen für des Kaisers Seele. Nach 9 Tagen wurde die Leiche abermals ausgegraben und auf Befehl des Königs nach Speier geführt. Die Geistlichkeit und das Volk brachten die Leiche in feierlicher Procession in den Dom und bestatteten sie neben den Gräbern des Vaters und Großvaters. Aber der Bischof von Speier gönnte dem Todten seine Ruhe nicht; abermals wurde das Grab aufgerissen und der Sarg in die ungeweihte Kapelle der h. Afra zur Seite des Domes gestellt. Hier stand sie fast fünf Jahre, bis endlich im J. 1111 der König Heinrich erlangte, daß der Bann von der Leiche genommen wurde. Jetzt ward sie mit allen kirchlichen Ehren und unerhörter Pracht in dem Dome beigesetzt.

Ein unglücklicherer König hat nie auf dem deutschen

Throne gesessen als Heinrich IV. Allerdings hat er die Leiden, die ihn trafen, zum Theil sich selbst durch Fehler und Sünden zugezogen — und wie schwer hat er die Sünden seiner Jugend gebüßt! — doch das meiste verschuldeten seine selbstsüchtigen Erzieher, die nach eigner Macht trachtenden Fürsten des Reichs und die Herrschsucht der römischen Politik. Er war immer viel mehr der angegriffene Theil als der angreifende. Heinrich besaß viele treffliche Eigenschaften; er war ungemein klug und scharfsinnig, treu und dankbar gegen Freunde, großmüthig gegen überwundene Feinde, ein wahrer Vater der Armen. Im Kriege war er tapfer und ausdauernd — er hat 62 Schlachten geschlagen — als Regent sorgte er mit Eifer und Strenge für den Landfrieden, für Handel und Verkehr und den Wohlstand der Bürger. Darum waren die Städte ihm auch immer zugethan. Er war ein großer Mann mit leuchtendem Auge und schönen Gesichtszügen, eine stattliche, königliche Erscheinung.

Heinrich V. (1106—1125) war ein besserer König, als man erwartet hatte. Er hob die Königsgewalt, die durch ihn soviel gelitten, wieder empor und beendigte den Investiturstreit durch das Wormser Concordat (1122), wonach hinfort die Kirche den Geistlichen durch Ring und Stab, der König durch Ueberreichung des Scepters, des Zeichens weltlicher Macht, belehnte. Heinrich V. war der letzte seines Stammes; er starb kinderlos, wie er es verdient.

X. Aus der englischen Geschichte.

Im J. 827 waren die angelsächsischen Königreiche zu einem einzigen Reiche, England, vereinigt worden (S. 16), zu einer Zeit, wo die Normannen (S. 73) oder Dänen, wie sie in England hießen, schon ihre räuberischen Seezüge an die westeuropäischen Küsten begonnen hatten. Sie hatten bereits einen Theil von England erobert, als im J. 871 Alfred, der später den Namen der Große erhielt, auf den

Thron kam, ein schöner, tapferer und frommer Jüngling von 22 Jahren. Er begann sogleich den Krieg mit den Dänen, aber sein Heer wurde wiederholt geschlagen; viele Angelsachsen flohen übers Meer, andere schlossen sich den Dänen an, so daß der junge König alles verlor und, nur von wenigen begleitet, in den Wäldern und Sümpfen von Somerset Schutz suchen mußte. Hier baute er sich auf einer von zwei Flüssen gebildeten Insel eine Verschanzung, aus der er öfter Streifzüge gegen die Dänen machte. Einst ging er, als Harfner verkleidet, in das dänische Lager und kundete während seines Spiels und Gesanges ihre Zurüstungen aus. Dann sammelte er eine größere Truppenzahl um sich, überfiel die Dänen und schlug sie. Ein Theil derselben verließ das Land unter dem Versprechen, nie zurückzukehren, ein andrer Theil blieb zurück, nahm das Christenthum an und unterwarf sich. Wohl kamen noch öfter neue Schaaren; aber Alfred hatte sich eine Flotte von 300 größeren Schiffen erbaut und wußte seine Küste zu schützen.

Nachdem Alfred sein Reich nach außen gesichert, die zerstörten Städte wieder hergestellt und viele neue Burgen gebaut hatte, war er besorgt, in jeder Weise das Wohl seiner Unterthanen zu begründen. Er gab weise Gesetze und richtete eine strenge und gerechte Rechtspflege ein, so daß man sagte, der Reisende, der seine Börse auf der Straße verloren, würde sie nach einem Monat noch auf derselben Stelle wiederfinden; ja der König selbst soll goldene Armbänder an den Scheidewegen haben aufhängen lassen, und niemand wagte es, sie wegzunehmen. Außerdem sorgte Alfred für Hebung des Ackerbaus, des Handels und der Gewerbe, er verschönerte die Städte durch herrliche Bauten, namentlich London, das zur Hauptstadt gemacht wurde. Auch viele Schulen und Klöster wurden errichtet zur Verbreitung und Förderung der Bildung, berühmte Gelehrte wurden ins Land gerufen. Er selbst arbeitete beständig an seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung; in seinem 36. Jahre lernte er noch die lateinische Sprache, und er hat mehrere nützliche Werke in das Angelsächsische übersetzt, wie das S. 26 erwähnte Werk des Boethius.

Alfred d. Gr. regierte von 871—901. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich wieder durch Aufstände im Innern und erneute Einfälle der Dänen. Als der König Ethelred II. im J. 1002 sämmtliche Dänen im Lande an einem Tage ermorden ließ, erfolgte die völlige Eroberung Englands durch den Dänenkönig Suen (1013). Auf diesen folgte Knud der Große (1017—1035), der uns als Freund des deutschen Königs Konrad II. bekannt ist und der mächtigste Herrscher in Nordeuropa war. Er besaß England und Dänemark und eroberte dazu Norwegen und einen Theil von Schweden.

Nach Knuds Tode theilten sich seine drei Söhne in sein Erbe; Harald I. erhielt England. Dessen Stamm erlosch 1042, und die Engländer hoben wieder einen Sprossen des angelsächsischen Königshauses auf den Thron, Eduard II., „den Bekenner" (1042—1066). Als nach dessen Tode sein Schwager Harald II. als König anerkannt ward, erhob sich gegen diesen der mit dem angelsächsischen Königshause nah verwandte Herzog Wilhelm von der Normandie, der sich durch die Eroberung Englands den Beinamen der Eroberer gewann.*)

Wilhelm von der Normandie, ein tapferer und heldenmüthiger Kriegsmann, fuhr im J. 1066 auf wenigstens 700 (nach Andern sogar auf 3000) Schiffen, mit einem Heere von 60,000 Mann, unter denen sich auch Vasallen des deutschen Königs Heinrich IV. auf dessen Erlaubniß befanden, nach England hinüber. Als er ans Land sprang, fiel er zu Boden; da rief er, um die unglückliche Vorbedeutung abzuwenden: „Ich fasse das Land mit beiden Händen, das ich mit Gottes Beistand erobere!" Einer seiner Krieger lief zu einer nahen Hütte, zog einen Strohhalm vom Dache und überreichte ihn dem Herzog als ein Zeichen der Besitznahme. Um seinem Heere alle Hoffnung auf Rückkehr zu benehmen, ließ er alle Schiffe durchbohren. Nicht lange nach der Landung wurde bei Hastings zwischen den Normannen und Angelsachsen, zwischen Wilhelm

---

*) Die Normandie war im J. 911 von dem französischen Könige dem Normannenführer Rollo als Lehen übergeben worden.

und Harald die Entscheidungsschlacht geschlagen (14. Oct. 1066). Als der Herzog mit seinem Heere zum Sturm anrückte, ritt vor ihm her der Ritter Taillefer, der als Knabe Wasserträger in Wilhelms Hause gewesen sein soll; er stimmte das Heldenlied von Roland an, welches das ganze Heer mitsang, und warf mehrere blanke Schwerter wiederholt in die Luft, um sie wieder aufzufangen. Plötzlich flog eins der Schwerter einem englischen Bannerträger in die Brust und streckte ihn nieder. Das war der Beginn des Kampfes, der vom Morgen bis in die Nacht hinein dauerte und nach schrecklichem Blutvergießen mit dem Siege der Normannen endete. Harald fiel mit dem größten Theil seiner Edlen.

Nach der Schlacht zog Wilhelm nach der Hauptstadt London und ließ sich dort zum König von England krönen. Aber es folgten noch häufige Empörungen der Angelsachsen, die mit großer Härte und Grausamkeit unterdrückt wurden. Fast alle Lehnsgüter kamen an die normännischen Krieger. Die Normannen brachten die französische Sprache mit, und durch Vermischung derselben mit der angelsächsischen ist die englische Sprache entstanden.

Wilhelm der Eroberer starb in Frankreich im J. 1087 während eines Krieges mit dem französischen König. Sein Stamm regierte in England bis zum J. 1154, wo das Haus Anjou oder Plantagenet auf den Thron kam (1154—1485). Der zweite König dieses Hauses war Richard Löwenherz, den wir später genauer kennen lernen werden.

XI. Der erste Kreuzzug.

1096—1099.

Schon früh war es Sitte bei den Christen des Morgen- und des Abendlandes, nach Palästina zu wallfahrten und an dem heiligen Grabe, wo der Kaiser Constantin d. Gr. eine prachtvolle Kirche erbaut hatte, an den Orten, wo Christus gelebt, gelehrt und gelitten, seine Andacht zu verrichten. Die

Leiden und der schwere Druck der Heimat, drückendes Schuldbewußtsein und die Sehnsucht nach Befreiung von der Sünde trieb manchen nach dem Lande, wo der Erlöser gewandelt; eine solche Pilgerfahrt, so glaubte man, reinige von allen Sünden und mache den Himmel gewiß. Indessen wurden auch viele durch weltlichen Vortheil von mancherlei Art zu solch frommem Werk veranlaßt. So lange die Araber in Palästina herrschten, ließen sie den Christen des Landes ihre freie Religionsübung und ehrten die Pilger; als aber im J. 1072 die rohen Seldschucken, ein türkischer Stamm, sich in den Besitz des heil. Landes gesetzt, entweihten sie die heiligen Orte, mißhandelten Einheimische wie Fremde und erpreßten durch Gewaltthat und Grausamkeit große Geldsummen. Die Klagen hierüber kamen ins Abendland, und überall ward der Wunsch rege, Palästina wieder durch einen heiligen Kriegszug in christliche Hände zu bringen. Besonders erregte der Einsiedler Peter von Amiens, als er von einer Wallfahrt nach Palästina zurückkehrte, alle Gemüther. Er überbrachte dem Papst Urban II. ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem dieser die Lage der Christen in Palästina schilderte und um Hülfe flehte. Peter malte das Bild des Jammers noch weiter aus und unterstützte die Bitten des Patriarchen.

Urban ging bereitwillig auf die Sache ein. Zu den religiösen Beweggründen kam auch die weltliche Erwägung, daß durch eine solche Unternehmung die Kirche nur an Macht gewinnen könne. Er trug daher dem Einsiedler auf, zunächst in Italien und Frankreich die Gemüther für das große Werk vorzubereiten. Peter zog in grobem Pilgerkleid, mit einem Strick umgürtet, barfuß, das Crucifix in der Hand, eine bleiche, hagere Gestalt, auf einem Esel reitend, in den Landen umher und forderte, mit feuriger Beredtsamkeit unter Klagen und Weinen das Elend im heiligen Lande schildernd, in Kirchen und auf offener Heerstraße die Christen zu dem heiligen Kriege auf. Wie ein Heiliger ward er vom Volke verehrt; glücklich, wer sein Kleid berühren durfte; die Haare, seinem grauen Esel ausgerissen, wurden aufbewahrt wie Reliquien. Im März 1095 hielt Papst Urban eine Kirchenversammlung

zu Piacenza, wo schon viele gelobten, an dem Unternehmen theilzunehmen, und im November desselben Jahres zu Clermont im südlichen Frankreich. Hier kam außer vielen Bischöfen, Fürsten und Rittern eine ungeheure Volksmenge zusammen; es waren an 30,000 Menschen. Nachdem Peter durch das Feuer seiner Beredtsamkeit aller Herzen aufgeregt, forderte der Papst durch eine begeisterungsvolle Rede zur Befreiung des heiligen Landes auf, und seine Worte machten einen solchen Eindruck, daß zuletzt die ganze Versammlung wie aus einem Munde rief: „Gott will es! Gott will es!“ Eine unendliche Menge jeglichen Standes erklärte sich zu dem Zuge bereit. Sie hefteten sich zum Zeichen, daß sie für die heilige Sache ausziehen wollten, ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter; daher der Name Kreuzfahrer und Kreuzzug.

Während des folgenden Winters wurden die Zurüstungen für die Heerfahrt vorgenommen, und kaum war der Frühling erschienen, so sammelten sich Tausende meist niederen Volkes um den Einsiedler Peter und zogen ohne regelmäßige Bewaffnung und ohne Mittel zur Verpflegung, vereint mit einem andern Haufen, den der Ritter Walther von Perejo, genannt von Habenichts, führte, einem wilden, stets wachsenden Strome gleich, durch Süddeutschland dem Osten zu. Aber diesem Haufen von Menschen fehlte der ordnende Geist, der sie zusammengehalten hätte. Wie Räuber zogen sie durch die Länder und wurden wie Räuber behandelt. Viele kamen um auf dem Zuge durch Ungarn nach Constantinopel; was übrig blieb, setzte über nach Kleinasien. Hunger und Krankheit und das Schwert der Türken verzehrte hier die meisten. Von mehr als 100,000 Menschen retteten sich nur 3000 unter Peters Führung nach Constantinopel zurück, wo sie die Ankunft des regelmäßigen Kreuzheeres abwarteten.

Diese regelmäßigen und wohlgerüsteten Schaaren der Fürsten und Ritter brachen erst im Spätsommer des J. 1096 aus der Heimat auf. Gottfried von Bouillon, der edle und tapfere Herzog von Niederlothringen, zog am 15. August mit einem wohlgeordneten, mit allen Bedürfnissen reichlich versehenen Heere von 80,000 Mann zu Fuß und 10,000

Reitern von den Ufern der Maas aus und gelangte durch die Länder der Donau nach Constantinopel. Hier stießen auf verschiedenen Wegen zu Wasser und zu Land die übrigen Fürsten mit ihren Schaaren zu ihm: Graf Hugo von Vermandois, Bruder des Königs Philipp I. von Frankreich, Graf Raimund von Toulouse, der reichste Fürst seiner Zeit, Herzog Robert von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers, Graf Robert von Flandern, Fürst Bohemund von Tarent, Sohn des Robert Guiscard, und dessen Vetter, der fromme und tapfere Tancred von Brundusium, u. A. Mit Gottfried von Bouillon zogen seine Brüder Balduin und Eustachius. Das ganze Heer betrug über 300,000 Mann zu Fuß, über 100,000 Reiter; mit Weibern und Kindern, Mönchen und Knechten mochte es eine Masse von 600,000 Menschen sein.

Der griechische Kaiser Alexius, der kurz vorher die Christen des Abendlandes um Hülfe gegen die Türken gebeten hatte, behandelte die Kreuzfahrer mit Argwohn und Hinterlist; er beschaffte ihnen nicht eher die Fahrzeuge zur Ueberfahrt nach Kleinasien, als bis sie ihm eidlich versprochen, daß sie ihm alle Städte abtreten wollten, die sie den Türken entreißen würden. Einen gemeinschaftlichen Anführer hatte das Heer nicht; aber Gottfried von Bouillon, der tüchtigste und hervorragendste Mann unter allen, war die Seele des Ganzen. Man zog unter steten Kämpfen mit den Türken und mannigfaltigen Beschwerden, in Mangel und Noth durch die Länder Kleinasiens und kam nach Syrien, wo die wichtige Stadt Antiochia neun Monate lang belagert werden mußte. Während der Belagerung litt das Heer außerordentlich durch Krankheiten und Hunger, so daß man sich von Pferdefleisch, Baumrinde, Leder und andern ungenießbaren Dingen nähren mußte, daß viele, um dem Hungertode zu entgehen, zu den Türken entflohen und ihren Glauben abschworen. Auch den Peter von Amiens verließ hier sein Glaubenseifer; er ging durch, wurde aber eingeholt und unter Spott und Hohn ins Lager zurückgebracht. Endlich, am 3. Juni 1098 bemächtigte man sich der Stadt durch Verrath. Aber kaum war das Heer

eingezogen, so erschien ein türkisches Heer von 200,000 Mann vor den Mauern der Stadt, und das eingeschlossene Christenheer litt bald an größerem Mangel, als vorher bei der Belagerung. Muthlosigkeit und Verzweiflung herrschten allgemein. Da trat ein Geistlicher, Namens Peter Bartholomäus, vor Raimund von Toulouse und eröffnete ihm, der Apostel Andreas habe ihm im Traume die Stelle in der Peterskirche nicht weit vom Hauptaltar bezeichnet, wo die heilige Lanze, mit welcher die Seite des Heilands durchstochen worden, verborgen liege; dem Grafen Raimund solle man die Lanze im Kampfe vortragen, und die Christen würden siegen. Man grub an der bezeichneten Stelle nach und fand die Lanze. Mit Jubel ward sie von dem Heere begrüßt; man machte sogleich im ersten Feuer der Begeisterung einen Ausfall, und die Türken wurden völlig geschlagen. Sie hinterließen dem geretteten Heer eine große Beute und Lebensmittel in Fülle. Antiochia wurde dem Bohemund von Tarent als Fürstenthum übergeben. Früher schon hatte Balduin in Folge eines Streites mit Tancred das Heer verlassen und in Edessa jenseits des Euphrat sich ein eigenes Fürstenthum gegründet.

Erst im Januar 1099 zog das Heer von Antiochia weiter und gelangte endlich am 6. Juni auf eine Anhöhe, von wo aus man die Stadt Jerusalem erblickte. Ein unendlicher Jubel erscholl; mit Freudenthränen warf man sich zur Erde und dankte Gott mit Lobgesängen und inbrünstigem Gebet. Aber noch waren sie nicht am Ziele. Das Heer war zusammengeschmolzen auf 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter, und Jerusalem, das von starken Festungswerken umgeben war, hatte eine Besatzung von 40,000 Mann. Zudem war man ohne alle Belagerungswerkzeuge. Aber das begeisterte Heer ließ sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken. Als der erste Sturm mißglückt war, schickte man sich zur Belagerung an und verfertigte aus dem mühsam zusammengebrachten Holze Sturmleitern und sonstiges Geräthe. Aber es kam bald der Hunger, es kamen unter der brennenden Sonne die Qualen des Durstes, da die meisten Quellen verstopft und das wenige Wasser, das vorhanden, stets von lauernden Feinden umstellt

war. Da brachte eine genuesische Flotte, die im Hafen von Joppe landete, Lebensmittel und Belagerungswerkzeuge und geschickte Handwerker. Mit neuem Muthe wurde das Werk fortgesetzt. Nach einer Belagerung von 35 Tagen unternahm man am 14. Juli den Sturm auf die Mauern. Er ward abgeschlagen. Aber gleich am folgenden Tage ward der Sturm erneuert, und nun gelang es dem tapferen Gottfried von Bouillon, von seinem Belagerungsthurme aus auf die Mauer zu gelangen und allen voran in die Stadt einzudringen. Er eilte mit seinen Genossen nach einem Thore und öffnete es. Sogleich stürzten die Schaaren unter dem Rufe: „Gott hilft! Gott will es!" durch das Thor in die Stadt, während andre über die Mauern eindrangen. Es folgte ein entsetzliches Blutbad. Voll Wuth, gleich wilden Thieren fielen die Christen, aller Barmherzigkeit vergessend, über die Feinde her und machten nieder, was vor sie kam. Weder Weib noch Kind ward verschont. In Omers Moschee, wohin sich Tausende geflüchtet, war ein solches Gemetzel, daß das Blut von den Treppen in den Vorhof hinabrieselte und die Christen bis an die Knöchel im Blute wateten. Der betäubende Dunst von 10,000 Leichen trieb endlich die unmenschlichen Sieger aus diesen grauenvollen Räumen fort. Von den 70,000 Einwohnern der Stadt blieben nicht so viele übrig, als zur Bestattung der Erschlagenen nöthig war. Und nach diesen Thaten des Entsetzens legten die Christen ihre Waffen nieder, reinigten Hände und Kleider vom Blute und zogen in feierlicher Procession nach der Auferstehungskirche, um inbrünstig zu beten und unter Freudenthränen Gott zu danken für das glücklich vollendete Werk.

Gottfried von Bouillon wurde durch die Wahl der Fürsten an die Spitze des neu gegründeten Staates gesetzt. Man wollte ihn zum König von Jerusalem machen; allein er weigerte sich, da die Königskrone zu tragen, wo unser Heiland einst die Dornenkrone getragen, und nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Der fatimidische Kalif von Aegypten, der kurz vor der Ankunft der Christen den Seldschucken Jerusalem abgenommen hatte, zog sogleich nach der Einnahme der

Stadt durch die Christen mit einem Heere von 140,000 M. zur Wiedereroberung heran. Aber Gottfried ging ihm mit einem Heere von weniger als 20,000 Mann entgegen und schlug ihn bei Ascalon (12. Aug. 1099). Schon im folgenden Jahre starb er in einem Alter von 40 Jahren (18. Juli 1100). Die außerordentlichen Anstrengungen und das ungewohnte Klima hatten die gewaltige Kraft des edlen Helden vor der Zeit gebrochen. Er war so stark, daß er einst vor Antiochia einen reitenden Türken quer durchhieb, so daß die untere Hälfte, noch im Sattel sitzend, von dem Pferde zu den entsetzten Türken zurückgebracht wurde.

Auf Gottfried von Bouillon folgte sein Bruder Balduin, der den Titel eines Königs von Jerusalem annahm. Zu dem Königreich Jerusalem gehörten als Lehen die Fürstenthümer von Antiochia, Edessa, Tripolis und Tiberias. Eine besondere Stütze des neuen Reiches wurden die bald nach der Gründung desselben gestifteten geistlichen Ritterorden, die Johanniter, die Tempelherrn und die Deutschen oder Marianerritter. Sie verbanden mit der ritterlichen Pflicht, für die Kirche, für Wittwen und Waisen zu kämpfen und die Pilger zu beschützen, das Mönchsgelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Zu dem Orden der Johanniter gehörten auch Priester und dienende Brüder, welche die Kranken pflegten.

Dritter Zeitraum.

Die hohenstaufische Zeit.

1138—1273.

XII. Die hohenstaufischen Kaiser.

1. Konrad III.

1138—1152.

Der zweite Kreuzzug.

1147—1149.

Der Kaiser Heinrich V. war kinderlos gestorben. Seine nächsten Erben waren seine beiden Neffen, die Söhne des Herzogs Friedrich von Schwaben, die hohenstaufischen Brüder Friedrich von Schwaben, der später, nachdem er ein Auge verloren, den Beinamen der Einäugige erhielt, und Konrad, Herzog in Ostfranken. Beide waren Männer von seltener Kraft und Tüchtigkeit und im Besitz einer bedeutenden Macht. Friedrich, der ältere, hoffte auf die königliche Krone, allein die Feinde der fränkischen Könige hatten ihren Haß auf die Hohenstaufen übertragen und wollten nebst den meisten anderen Fürsten einen schwachen König. Sie wählten daher den Herzog Lothar von Sachsen (1125—1137), einen alten, schwachen Mann, welcher bei seiner Thronbesteigung der Geistlichkeit solche Versprechungen machte, daß der deutsche Königsthron wieder in Abhängigkeit von der geistlichen Gewalt kam. Dem Sohne des Baiernherzogs, Heinrich dem Stolzen, aus dem Hause Welf, gab er seine einzige Tochter Gertrud zum Weibe und versprach ihm sein Herzogthum Sachsen, so daß Heinrich der Stolze zwei Herzogthümer zu erwarten hatte. Den hohenstaufischen Brüdern wollte Lothar, um sie zu schwächen, die von ihrem Oheim ererbten Reichsgüter, welche die fränkischen Kaiser mit den Gütern ihres Hauses vereinigt hatten, wieder abnehmen, und so kam es zu

einem Kriege zwischen Friedrich und Konrad einer- und Lothar und Heinrich dem Stolzen andererseits, der sich jahrelang hinzog, bis die Hohenstaufen sich unterwarfen, ohne jedoch in ihren Ehren und ihrem Besitz etwas zu verlieren.

Nach Lothars Tode erwartete dessen Schwiegersohn Heinrich der Stolze die Krone; er war bei weitem der mächtigste deutsche Fürst. Allein grade die geistliche Partei, die früher den Lothar auf den Thron gehoben und die Hohenstaufen hintangesetzt hatte, wandte sich jetzt den Hohenstaufen zu und wollte von Heinrich nichts wissen. Denn sie fürchteten dessen Macht und haßten ihn wegen seines Hochmuths und seiner Herrschsucht. Da Friedrich der Einäugige wegen der Verstümmelung seines Auges auf die Krone verzichtete, so wählte man seinen Bruder Konrad, der in der Reihe der deutschen Könige Konrad III. heißt (1138—1152). Er ist der erste Hohenstaufe auf dem deutschen Throne, mit seinem Bruder Friedrich der rüstige Vorkämpfer dieses herrlichen Geschlechtes, das ein Jahrhundert hindurch strebte, der deutschen Kaiserkrone ihren alten Glanz zu verleihen.

Um seine Stellung zu sichern, mußte Konrad die Macht der Welfen beschränken und den Herzog Heinrich, der nur mit Widerstreben dem Zwang der Umstände nachgegeben hatte, unschädlich machen. Er erklärte auf einem Reichstag zu Regensburg, für die Ruhe und Ordnung im Reiche sei Heinrichs Macht viel zu groß und gefährlich. Kein Fürst dürfe nach altem Gesetz und Herkommen zwei Herzogthümer zugleich besitzen; und überdies habe Albrecht von Brandenburg, der ein Enkel des Herzogs Magnus von Sachsen war, auf das Herzogthum Sachsen wenn nicht größere, so doch gleiche Rechte; nach dem Lehnsrecht aber, welches hier entscheide, stehe dem Reichsoberhaupt die Begabung zu. Heinrich widersprach, und da er nach längeren Unterhandlungen eine bedeutende Mannschaft um Augsburg, wo der König einen Reichstag hielt, zusammenzog, so daß Konrad zu seiner Sicherheit in der Nacht die Stadt verließ, wurde er in die Acht erklärt und sein Herzogthum Sachsen an den vorhin genannten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, aus dem Hause Askanien,

gegeben. Dieser, unter dem Namen Albrecht der Bär bekannt, hatte von Lothar die Markgrafschaft Nordsachsen mit der Hauptstadt Salzwedel erhalten und von da aus in glücklichen Kriegen gegen die Slaven sich die Markgrafschaft Brandenburg erobert und ans deutsche Reich zurückgebracht. Wegen fortdauernden Ungehorsams wurde Heinrich auch seines Herzogthums Baiern für verlustig erklärt. Dies erhielt der Markgraf Leopold V. von Oestreich, ein Halbbruder des Königs. Agnes nämlich, die Mutter der Hohenstaufen Friedrich und Konrad, hatte nach dem Tod ihres ersten Gemahls den Markgrafen Leopold von Oestreich geheirathet und diesem zwei Söhne geboren, Leopold und Heinrich, der nach seinem gewöhnlichen Betheuerungswort: „Ja so mir Gott (helfe)", den Beinamen Jasomirgott erhielt.

Es kam zum Krieg. Albrecht der Bär fiel in Sachsen ein, um es in Besitz zu nehmen. Heinrich der Stolze wurde von dem König und Leopold aus Baiern vertrieben und floh hülflos und verlassen mit wenigen seiner Getreuen nach Sachsen, wo er seinem Gegner Albrecht die gemachten Eroberungen wieder entriß. Als er Albrecht auch in seinem eigenen Lande angriff, zog der König zur Hülfe herbei; aber ehe es zur Entscheidung kam, starb Heinrich (1139), in einem Alter von 38 Jahren. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Heinrich den Löwen, welchem die Sachsen die Treue bewahrten und sein Herzogthum glücklich vertheidigten. In Süddeutschland setzte der jüngere Bruder des verstorbenen Heinrich, Welf VI. von Altdorf, den Krieg fort gegen Leopold von Oestreich und den König. Dieser belagerte mit seinem Bruder Friedrich die welfische Stadt Weinsberg. Welf zog zum Entsatz herbei, und es kam vor der Stadt zu einer Schlacht, in welcher der König siegte. In dieser Schlacht erhoben die Truppen des Welf das Feldgeschrei: „Hie Welf!" worauf ihnen der Ruf: „Hie Waiblingen!" entgegentönte. Waiblingen war eine Burg der Hohenstaufen. Diese Parteinamen, die hier (21. Decbr. 1140) zum erstenmal gehört wurden, bezeichneten in der Folge die beiden einander feindlich entgegenstehenden Häuser und wurden Jahrhunderte lang, allerdings

in sehr verschiedener Bedeutung, in Deutschland und Italien als Losungswort gebraucht. Bei den Italienern hießen die Namen Gelfen und Gibelinen; das letztere Wort bezeichnete immer die kaiserliche, ersteres die päpstliche Partei.

Nach der Schlacht mußte Weinsberg sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Der König hatte in seinem Zorne gelobt, alle Männer der Stadt hängen zu lassen. Die Weiber von Weinsberg kamen Gnade flehend in sein Lager, erlangten aber nichts als die Erlaubniß, selbst aus der Stadt zu ziehen und soviel von dem Ihrigen mitzunehmen, als sie auf ihren Schultern tragen könnten. Da kamen sie in langem Zuge aus dem Thor, und jede trug, was ihr das Theuerste war, ihren Mann. Herzog Friedrich zwar zürnte über die List der Frauen und wollte solchen Abzug nicht gelten lassen; aber Konrad sprach: „Ein Königswort soll man nicht drehen noch deuteln", und ließ ihnen zum Lohne ihrer Treue noch ihre Kleider und Kostbarkeiten ausliefern.

Dieser Kampf der Welfen und Hohenstaufen wurde durch eine Heirat beendigt. Der König brachte es dahin, daß Gertrud, die Mutter des 13jährigen Heinrichs des Löwen, sich entschloß, dem Heinrich Jasomirgott, der nach dem Tode seines Bruders Leopold das Herzogthum Baiern erhalten hatte, sich zu vermählen, und dagegen belehnte er jetzt wieder ihren Sohn Heinrich den Löwen mit dem Herzogthum Sachsen. Albrecht der Bär wurde auf andere Weise zufrieden gestellt. Die Vermählung wurde auf Pfingsten des J. 1142 zu Frankfurt am Main gefeiert, auf Kosten des Königs, der über diese Verbindung und die dadurch herbeigeführte Schlichtung des Streites nicht geringe Freude hatte. Vierzehn Tage dauerte das Hochzeitsfest.

Konrad hatte in Deutschland, zumal da Welf von Altdorf noch immer nicht Ruhe hielt, noch mancherlei zu thun, viel zu schlichten und zu ordnen, so daß er nicht die Zeit fand, nach außen seine Macht gehörig geltend zu machen. Auch nach Italien zu ziehen und sich dort nach herkömmlicher Weise die Kaiserkrone zu holen, war ihm vor der Hand nicht möglich. Aber einem Kreuzzuge konnte er sich nicht wohl entziehen.

Bei den Christen in Palästina war die frühere Begeisterung, welche das Land erobert hatte, bald verschwunden. Selbstsucht, Neid und Ehrgeiz entzweite sie, und Sinnengenuß lähmte ihre Kräfte. Das benutzten die Sultane von Aegypten, Bagdad und Syrien zu ihrem Vortheil, uud in der Weihnachtsnacht 1144 erstürmte der Sultan von Aleppo die Stadt Edessa, die Vormauer der Christen gegen die Herrscher von Aleppo. Die Nachricht von diesem Unglück erregte im Abendland allgemeine Bestürzung; man verlangte einen neuen Kreuzzug zur Rettung der morgenländischen Christen und der heiligen Orte. Wie Peter von Amiens der Apostel für den ersten Kreuzzug, so war es für den zweiten der Abt Bernhard von Clairveaux. Der Papst Eugen hatte ihn dazu ausersehen und schickte ihn von Land zu Land. Bernhard war einer der größten Männer seiner Zeit; durch seine Frömmigkeit und Sittenstrenge erwarb er sich weit und breit das Ansehen eines Heiligen, durch die Kraft seines Geistes und die Gewalt seiner Rede erlangte er den größten Einfluß auf die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten des ganzen Abendlandes. Das Volk hielt ihn für einen Wunderthäter, der Lahme und Blinde geheilt und Todte auferweckt habe. In Frankreich nahm auf die Zusprache Bernhards der König Ludwig VII. das Kreuz, und viele Fürsten und Bischöfe, Ritter und eine Menge Volks schlossen sich ihm an. In Deutschland fand Bernhard bei dem König Konrad Anfangs großes Bedenken. Aber als am Weihnachtsfest 1146 Bernhard in Gegenwart des Königs zu Speier die Messe hielt, sprach er so eindringlich zu dem König, daß dieser gerührt antwortete, er erkenne den Willen und die Gnade Gottes, er wolle sich fortan nicht undankbar erweisen und sei bereit, ihm zu dienen. Ein lauter Jubelruf des Volkes unterbrach die Worte des Königs. Bernhard überreichte ihm eine Fahne von dem Altar und heftete ihm das Kreuz an. Mit ihm empfingen das Kreuz sein Neffe Friedrich Barbarossa, die Herzöge von Baiern, Lothringen und Böhmen und viele andre Fürsten und Bischöfe.

Um Pfingsten 1147 brach Konrad von Regensburg auf

mit einem Heere von 70,000 geharnischten Rittern und einer unzählbaren Menge leichtbewaffneter Reiter, Fußgänger, Weiber und Kinder. Er zog die Donau hinab nach Constantinopel. Etwas später folgte ihm auf demselben Wege das französische Heer, nicht geringer als das deutsche. Durch Kleinasien wollte Konrad gleich Gottfried von Bouillon quer hindurchziehen nach Syrien; aber die Treulosigkeit und Hinterlist der Griechen führte ihn in öde Wüsteneien, wo er plötzlich von einem großen Heere des Sultans von Ikonium umringt ward. Gegen die leichten Reiter der Türken vermochten die schwerbewaffneten Kreuzfahrer auf ihren ermatteten Pferden nichts; von 70,000 M. retteten sich kaum 7000 nach Nicäa, wo man mit dem nachrückenden französischen Heere zusammentraf. Konrad selbst begab sich verwundet und krank nach Constantinopel, während der Rest seiner Truppen mit den Franzosen an der Küste von Kleinasien weiterzog. Den Franzosen erging es auf dem Marsche nicht viel besser als den Deutschen. Der kleinste Theil des Heeres kam nach Antiochia, wo sie wieder mit ihrem König zusammentrafen, der eine Strecke des Weges zur See zurückgelegt hatte. In Jerusalem langte er fast gleichzeitig mit dem deutschen König an, der von Constantinopel aus zur See gefahren war bis Accon oder Ptolemais. Die Kriegsmacht, welche die beiden Könige noch besaßen, war äußerst gering, so daß an bedeutende Unternehmungen nicht zu denken war. Nachdem sie noch mehrere Haufen nachgekommener Truppen an sich gezogen hatten, beschlossen sie, um doch etwas zu thun, in Verbindung mit Balduin, dem König von Jerusalem, einen Angriff auf Damaskus. Das Unternehmen mißlang. In dem Lager der Christen brachen Uneinigkeiten und Verrath aus; die morgenländischen Fürsten und Ritter waren eifersüchtig und mißtrauisch gegen die Abendländer und brachten es dahin, daß die Belagerung wieder aufgehoben ward. Da die abendländischen Könige überall den bösen Willen der morgenländischen Fürsten sahen, wandten sie zuletzt den Undankbaren entrüstet den Rücken und zogen mißvergnügt nach Europa zurück.

Dieser zweite Kreuzzug hatte gegen 180,000 Men-

schen das Leben gekostet, und man hatte auch nicht das Geringste erreicht. Bernhard von Clairveaux, der die glänzendsten Erfolge versprochen hatte, mußte viele Vorwürfe hören. Er antwortete: „Die Uebereilungen der Fürsten und die schlechten Sitten der Kreuzfahrer haben das Unglück herbeigeführt; auch die Widerwärtigkeiten kommen von oben herab, und lieber will ich die Vorwürfe tragen, als daß Tadel und Hohn gegen Gott ausgesprochen werde.“ Und zudem tröstete er damit, daß die Seelen der Gebliebenen denn doch im Himmel seien.

Nicht lange nach dem Kreuzzug starb Konrad (1152), in einem Alter von 58 Jahren, als er eben sich rüstete nach Italien zu ziehen, seinen Römerzug zu machen. Von ihm schreibt sich der Doppeladler als deutsches Reichswappen her; er hatte ihn von den griechischen Kaisern hergenommen, die ihn als Zeichen des ost- und weströmischen Reiches führten.

---

2. Friedrich I., Barbarossa.

1152—1190.

Konrad III. bestimmte auf seinem Sterbebette, da sein eigener Sohn Friedrich noch unmündig war, seinen Neffen, den 30jährigen Herzog Friedrich von Schwaben, den Sohn Friedrichs des Einäugigen, zu seinem Nachfolger und übergab ihm die Kleinodien des Reichs, unter der Bedingung, daß er das Herzogthum Schwaben an seinen Sohn Friedrich abgeben sollte. Friedrich von Schwaben hatte sich im Frieden als einen besonnenen und mäßigen Mann, im Kampfe als einen tapferen und heldenmüthigen Krieger gezeigt. Er war, wie einst sein Vater, der erste Ritter im Reich und hatte besonders auf dem letzten Kreuzzug sich großen Ruhm und Ehre gewonnen. Da seine Mutter dem Hause Welf angehörte — sie war eine Schwester Heinrich des Stolzen — so hoffte man, er werde die Feindseligkeiten zwischen Welfen und Waiblingern völlig ausgleichen und den Frieden des Reiches erhalten. Darum wählten ihn die Fürsten bereitwillig zu Frankfurt am Main zu ihrem König, und fünf Tage nachher ward er zu Aachen gekrönt.

Friedrich I., einer der größten Kaiser Deutschlands, war

an Körper und Geist ein ächt deutscher Mann. Er war männlich schön, wie alle Hohenstaufen. Sein Wuchs war, wenn nicht hoch, doch schlank und der Bau seines Körpers fest und stark und jeder Anstrengung gewachsen. Sein Gesicht war fein und frisch; über seinen blauen Augen wölbte sich eine erhabene, edle Stirne; die ernsten Züge umschwebte eine freundliche Milde. Von dem blonden Haupthaar, das sich über der Stirn etwas lockte, und dem ins Röthliche spielenden Bart hieß er bei den Italienern Barbarossa, der Rothbart. Stark wie sein Körper, war sein Geist. Er hatte einen scharfen Blick, ein rasches Urtheil und ein ungewöhnliches Gedächtniß, so daß er einen Mann, den er einmal gesehen, auch nach langen Jahren wiedererkannte und bei Namen nennen konnte, einen festen, unbeugsamen Willen und ein hohes Zutrauen zu sich selbst. Er zeigte Liebe für die Wissenschaften, besonders für die Geschichte; doch ließ ihm sein vielfach bewegtes Leben wenig Zeit, um dieser Neigung nachzugehen.

Den jungen König erfüllte ganz die hohe Idee von der Größe des deutschen Reiches, namentlich gedachte er dem deutschen Namen in Italien wieder seine alte Geltung und Macht zu verschaffen; denn dort war seit Lothar kein deutsches Heer mehr erschienen, und man fragte wenig nach dem Willen des deutschen Kaisers. Die Städte in Oberitalien hatten seit Beginn der Kreuzzüge sich durch Handelsverkehr mit dem Morgenlande einen bedeutenden Reichthum erworben und waren dadurch zu nicht geringer Macht gelangt. Vor allen zeichneten sich aus Venedig, Pisa, Genua und in der Mitte des Landes Mailand. Durch ihren Wohlstand war in ihnen die Liebe zur Freiheit erwacht, sie betrachteten sich als Republiken, denen der deutsche Kaiser nichts zu befehlen habe. Vor allen erhob Mailand trotzig sein Haupt. Als der Kaiser auf Beschwerde der Stadt Lodi einen Abgesandten, Namens Sicherius, an die Mailänder schickte, mit einem Schreiben, in dem er ihnen befahl, den Lodensern gerecht zu werden, wunderten sie sich sehr über die Anmaßung des Kaisers. Man warf das kaiserliche Schreiben auf den Boden und trat es mit Füßen, und Sicherius mußte flüchten, um sich den Miß-

handlungen der aufgebrachten Bürger zu entziehen. Hierüber gerieth der Kaiser und mit ihm die deutschen Fürsten in den größten Zorn, und man beschloß, Mailand zu strafen und zu demüthigen.

Erster Zug nach Italien. Im J. 1154 zog Friedrich mit einem großen Heere nach Italien. Auf den roncalischen Feldern am Po zwischen Cremona nnd Piacenza wurde ein glänzendes Lager aufgeschlagen. Dort erschienen die Abgeordneten vieler Städte, um dem König zu huldigen, zugleich aber auch, um sich gegen Mailand zu beklagen, das sich viele Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten gegen die schwächeren Städte erlaubt hatte. Es kamen auch Abgesandte von Mailand, um dem König ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Sie überbrachten ein goldenes Becken mit Geld gefüllt, sie boten große Summen, wenn er ihre Gewalt über Lodi und Como anerkennen wollte; aber der König wies ihr Geld mit Verachtung zurück, und sein Zorn wuchs. Jedoch unternahm er vor der Hand noch keinen directen Angriff auf die mächtige und stark befestigte Stadt; er begnügte sich damit, mehrere Burgen der Mailänder und die Städte Chieri, Asti und Tortona, die es mit Mailand hielten, zu zerstören und zog dann nach Pavia, wo er die eiserne Krone empfing.

Von Pavia wandte sich Friedrich nach Rom, wo seit Jahren große Unordnung herrschte, die der Geistliche Arnold von Brescia hervorgerufen hatte. Arnold, ein Mann von hohem, kräftigem Geiste, beseelt von dem Streben, eine Wiedergeburt der verderbten nnd verwirrten Zeit herbeizuführen, hatte offen gegen Papst und Kirche erklärt, es sei unerlaubt, daß Geistliche weltliches Gut und weltliche Herrschaft besäßen; der Geistliche solle nur von Zehnten und freiwilligen Gaben leben und der Papst seine weltliche Herrschaft niederlegen. Der Papst hatte zwar diese Lehre als ketzerisch verdammt und Arnold aus Rom vertrieben; aber die Römer, mit dem Papste unzufrieden, erfaßten die neue Lehre mit großem Enthusiasmus und erklärten sich für eine Republik. Schon sahen sie sich im Geiste an der Spitze des Erdkreises, wie in altrömischer Zeit; aber es fehlte die Hauptsache, die alte Tugend und die

alte Kraft. Seitdem waren die Päpste mehrmals aus Rom vertrieben worden, mehrmals wieder zurückgekehrt. Jetzt war der Papst Hadrian IV., ein Mann voll Klugheit und Kraft, bemüht, mit Hülfe des deutschen Königs seine Gegner in Rom zu unterdrücken und seine Herrschaft neu zu begründen.

Als Friedrich gegen Rom heranzog, kam ihm der Papst bei Sutri entgegen. Er ward von dem Heer mit großen Ehren und Jubel empfangen; aber als er vom Pferde stieg, vergaß der Kaiser, ihm nach alter Sitte den Steigbügel zu halten. Das verdroß ihn, und als der Kaiser ihm den Friedenskuß geben wollte, wies er ihn von sich, mit den Worten: „Du hast mir die schuldige Ehre nicht bewiesen, welche von deinen Vorgängern meinen Vorgängern bewiesen worden ist; bevor du nicht für diesen Fehler Genugthuung geleistet, gebe ich dir nicht den Friedenskuß." Der Kaiser rief erzürnt: „Dazu bin ich nicht verpflichtet!" und entfernte sich. In den folgenden Tagen verständigte man sich. Als der Kaiser auf der Wiese bei Nepi sein Lager aufgeschlagen hatte, ritt Hadrian dorthin. Friedrich ritt ihm entgegen, sprang vom Pferde und hielt dem Papste, als er abstieg, mit scherzender Laune den Steigbügel. Er meinte, er sei kein Stallknecht und mache wohl die Sache ungeschickt. Nun erhielt der Kaiser den Friedenskuß.

Auf der Wiese von Nepi erschien auch eine Gesandtschaft der römischen Bürger vor dem Kaiser und forderte, nachdem sie sich über die Hoheit und Größe ihrer Stadt, der Beherrscherin der Welt, in hochtrabenden Worten ausgelassen hatte, den Schwur, daß er sich von der römischen Republik seine Anerkennung als Kaiser mit 5000 Pfund Silber erkaufen und sie im Genusse ihrer alten Vorrechte belassen wolle. Der Kaiser antwortete auf diese thörichte Anmaßung seiner Würde gemäß: „Nicht bei euch ist Roms Tugend und Größe, sondern bei uns. Nicht das nackte römische Kaiserthum ist auf uns übergegangen, es ist auf uns übergegangen mit all seiner Tugend angethan, es hat seinen Schmuck nach sich gezogen. Bei uns sind deine Consuln, bei uns ist dein Senat, bei uns dein Vertheidiger. Ich bin der rechtmäßige Besitzer von Rom; wer dem Hercules die Keule zu entwinden vermag, der thue

es! Deine Gerechtigkeit bin ich dir schuldig, und sie wird dir werden; meinen Schutz werde ich dir nicht vorenthalten. Du forderst Geld von deinem Fürsten, das eher der Schenkwirth vom Trödler verlangen darf. Der Fürst der Römer soll nicht zahlen, sondern spenden. Ich bin gewohnt, königlich und freigebig das Meinige nach Gefallen darzubieten; wer aber Nichtgerechtes auf ungerechte Weise begehrt, dem wird gerechter Weise alles versagt." Die römischen Gesandten kehrten kleinmüthig in ihre Stadt zurück. In der Nacht zogen 1000 Mann deutscher Truppen durch eine kleine Pforte in die leoninische Stadt ein, den auf der rechten Seite des Tiber gelegenen Theil von Rom, wo sich die Peterskirche befindet. Päpstliche Reiterei, die diesen Theil besetzt hatte, ließ sie ein.

In derselben Nacht, gegen Morgen, wurde Arnold von Brescia, den der Kaiser gefangen genommen und vertragsmäßig an den Papst ausgeliefert hatte, auf einer Anhöhe nördlich von Rom im Angesichte der Römer und des deutschen Heeres als Ketzer verbrannt. Seine Asche wurde in den Tiber geworfen. Dann zog Friedrich in die leoninische Stadt ein und wurde in der Peterskirche von Hadrian zum römischen Kaiser gekrönt. Gleich darauf verließ er die Stadt wieder und bezog ein Lager nahe an den Mauern, wo er das Heer das Krönungsfest feiern ließ. Die Römer aber, voll Zorn über die Verbrennung des verehrten Arnold von Brescia und die heimliche Krönung des Kaisers, fielen mit den Waffen in der Hand über die noch in der Stadt zurückgebliebenen Deutschen her und erschlugen sie. Schnell stürzte das deutsche Heer zum Kampfe herbei, und nun wurde mit entsetzlicher Wuth in den Straßen der Stadt gefochten. Der Kampf wogte mit wechselndem Glück auf und ab, und es fiel eine Masse Menschen. Friedrich kam dabei in die größte Gefahr. Sein Roß stürzte, und nur durch die schnelle Hülfe Heinrichs des Löwen, der es hier durch Tapferkeit allen zuvorthat, wurde er gerettet. Erst am Abend zogen die Deutschen als Sieger in ihr Lager zurück. „So haben wir denn", sprach Friedrich, „den Wunsch der Römer erfüllt und das Kaiserthum erkauft, aber nicht mit Geld, sondern, wie es deutsche Sitte verlangt, mit dem

Schwert.“ Bald darauf marschierte Friedrich nach Deutschland zurück und überließ es dem Papste, mit den Römern fertig zu werden. Der Zug hatte ein Jahr gedauert.

Nach seiner Rückkehr aus Italien fand Friedrich in Deutschland genugsam zu thun. Fehden mußten geschlichtet, Friedensbrecher gezüchtigt werden. Der Kaiser zerstörte eine große Zahl von Raubburgen; der Pfalzgraf bei Rhein nebst zehn Grafen wurden zu der Strafe des Hundetragens verurtheilt. Auf dem Reichstag zu Regensburg (Septbr. 1156) wurde der Streit wegen Baierns geschlichtet. Schon vor dem Zuge nach Italien hatte Friedrich seinem Vetter Heinrich dem Löwen, um ihn zur Theilnahme an dem Zuge zu bewegen, die Rückgabe von Baiern versprochen; aber er hatte Heinrich Jasomirgott nicht dahin bringen können, daß er Baiern aufgab. Jetzt kam es zu einem Vertrag, wonach Jasomirgott das Herzogthum an den Löwen abtrat und die Mark Oestreich, selbstständig von Baiern hingestellt, als Herzogthum erhielt, und zwar mit der Erblichkeit in männlicher und weiblicher Linie. In demselben Jahre vermählte sich Friedrich mit Beatrix, der Tochter Rainalds von Burgund, und brachte dadurch die Freigrafschaft von Burgund und die Provence an sein Haus. Damals stand das deutsche Reich bei allen Völkern im höchsten Ansehen. Auf einem Reichstage in Würzburg erschienen Gesandtschaften aus allen Theilen Europas, aus Constantinopel und England, Frankreich und Spanien, Italien und Dänemark.

Als im J. 1147 der Kaiser sich in Burgund huldigen ließ, erschienen in Besançon Gesandte des Papstes Hadrian, mit dem wieder Mißhelligkeiten eingetreten waren. Der Sprecher der Gesandtschaft, der Cardinal Roland, erwähnte in seiner Rede der Ertheilung der kaiserlichen Krone als eines Beneficiums. Ueber dies Wort entstand ein heftiger Streit. Durch Beneficium in der Bedeutung „Wohlthat“ war schon zuviel gesagt, nun aber konnte das Wort auch ein „Lehen“ bedeuten, so daß der Papst schien sagen zu wollen, der Kaiser habe seine Krone und seine ganze Macht als ein Lehen des Papstes. In dem darüber entstandenen Streite wagte Roland

in seiner Heftigkeit die Frage: „Von wem hat denn der König das Kaiserthum, wenn nicht von dem Herrn Papste?“ Da zog der Reichsbannerträger, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, im Zorne das Schwert, und er hätte dem Priester das Haupt gespalten, wenn der Kaiser nicht rechtzeitig ihn noch zurückgehalten hätte. Da es sich zeigte, daß die päpstlichen Gesandten aufwieglerische Schriften zu verbreiten vorhatten, so wurden sie gezwungen, am folgenden Morgen gerades Wegs nach Rom zurückzukehren.

Zweiter Zug nach Italien. Im J. 1158 führte Friedrich aufs neue ein großes Heer nach Italien, wo Mailand sich wieder mannigfaltige Feindseligkeiten gegen die Städte, die es mit dem Kaiser hielten, erlaubt hatte. Mailand wurde in die Acht erklärt und durch eine längere Einschließung zur Unterwerfung gezwungen. Hierauf schrieb der Kaiser einen großen Reichstag auf der roncalischen Ebene aus, um daselbst durch Feststellung der Gesetze die alte Ordnung herzustellen und, was er mit den Waffen errungen hatte, zu befestigen. Vier berühmte Rechtsgelehrte der Universität Bologna hatten in Verbindung mit 28 Abgeordneten der italienischen Städte die Rechte des Kaisers in Italien festzustellen. Sie legten das Recht der alten römischen Kaiser zu Grunde, und da konnte es nicht fehlen, daß die Macht des Kaisers sich als eine fast unumschränkte ergab. Alle möglichen Hoheitsrechte wurden ihm zugesprochen und die Ernennung aller Obrigkeiten der Städte eingeräumt. Mailand aber wollte sich dieser letzten Bestimmung nicht fügen, da ihm bei seiner Unterwerfung die Wahl seiner Beamten gestattet worden war, und wurde wieder in die Acht erklärt.

Bevor der Kaiser Mailand selbst angriff, wandte er sich zur Belagerung von Crema, das mit Mailand im Bunde war. Sechs Monate dauerte die Belagerung, während der auf beiden Seiten die größten Grausamkeiten verübt wurden. Der Kaiser knüpfte gefangene Cremenser auf, die Cremenser schlugen deutsche Gefangene ans Kreuz. Die Deutschen hieben ihren gefallenen Feinden die Köpfe ab und spielten damit wie mit Bällen; die Cremenser zerstückelten dagegen aus

Rache die gefallenen Deutschen und hängten die blutigen Glieder auf ihren Mauern zur Schau aus. Einst nahmen die Deutschen vier Cremenser gefangen; dem Einen schnitten sie den Kopf ab, dem Andern die Beine, dem Dritten die Arme, der vierte wurde, mit Wunden bedeckt, getödtet. Zuletzt erhielten die Cremenser freien Abzug, und ihre Stadt wurde in Asche gelegt (Jan. 1160).

Um diese Zeit war Hadrian IV. gestorben, und es entstand eine zwiespältige Papstwahl. Die Freunde des Kaisers wählten den Cardinal Octavian, der sich Victor IV. nannte, die Feinde desselben den Cardinal Roland, der sich den Namen Alexander III. beilegte. Beide Päpste thaten sich gegenseitig in den Bann; auch der Kaiser wurde von Alexander mit dem Bann belegt und hatte an diesem einen sehr thätigen und unversöhnlichen Gegner.

Im Frühjahr 1161, nachdem neue Truppen aus Deutschland gekommen und viele Italiener sich um den Kaiser gesammelt hatten, zog dieser mit einem Heere von 100,000 M. in die Nähe von Mailand. Das ganze Gebiet der Stadt wurde auf 7 Stunden im Umkreis zur Wüste gemacht; 10 Tage lang wälzte sich das Feuer durch die weite Ebene. Dann wurden alle Wege, die nach Mailand führten, besetzt und mit Burgen befestigt, damit keine Zufuhr zur Stadt gelangen könnte; wer von den Mailändern in die Hände des Feindes fiel, ward grausam verstümmelt. Eine vollständige Umzingelung der Stadt war nicht möglich; denn sie hatte 5 Stunden im Umfang. Aber bald trat in der Stadt großer Mangel an Lebensmitteln ein, da eine Feuersbrunst die Vorräthe zerstört hatte. Und auch das Wasser ward der Stadt abgeschnitten. Die Deutschen führten in der Umgebung der Stadt durstige Esel umher, um durch sie die unterirdischen Quellen zu entdecken, aus welchen der Stadt das Wasser zugeführt wurde. Wo die Esel mit dem Fuße scharrten, grub man nach und leitete das entdeckte Wasser ab. Zuletzt rannte das darbende Volk wüthend durch die Straßen und forderte Erlösung; man mußte zur Unterwerfung schreiten.

Am 1. März 1162 erschienen mehrere Consuln und 8

Ritter aus Mailand vor dem Kaiser zu Lodi. Sie warfen sich, die bloßen Schwerter in den Händen, vor ihm nieder und übergaben die Stadt auf Gnade und Ungnade. Einige Tage darauf zogen mehr als 300 Ritter aus der Stadt, warfen sich vor den Thron des Kaisers, küßten seine Füße und baten um Gnade. Sie überreichten ihm die Schlüssel der Stadt, legten ihre Schwerter und 36 Fahnen an den Stufen des Thrones nieder und schwuren Gehorsam. Nach zwei Tagen nahten die Vornehmsten der Stadt und 1000 Krieger mit dem Fahnenwagen und 94 Fahnen dem Palaste des Kaisers zu Lodi. Der Kaiser saß auf dem hohen Thron, der ganze Zug ging schweigend in Reih und Glied an ihm vorüber, und jede Schaar legte ihre Fahne vor dem Throne nieder. Zuletzt nahte das Carroccio, der große stattliche Fahnenwagen; auf ihm ragte empor der hohe eiserne Mastbaum mit eisernen Blättern, auf seiner Spitze ein großes Kreuz mit dem h. Ambrosius, dem Schutzheiligen der Stadt; unter dem Kreuze flatterte die weiße Stadtfahne mit rothen Kreuzen. Als der Wagen vor dem Throne angekommen war, neigte sich der stolze Mast bis zur Erde, und zugleich stürzten alle nieder auf ihr Angesicht und weinten und klagten und baten um Gnade. Ein Consul trat vor und bat um Schonung; ein Graf warf sich, ein Kreuz in der Hand, vor den Thron und flehte um Mitleid für seine Mitbürger, mit ihm flehte das ganze Volk auf den Knien; aber der Kaiser blieb ungerührt. Er ließ die Unterwerfungsakte verlesen und den Mailändern die Frage stellen, ob sie sich auf Gnade oder Ungnade ergäben. Sie antworteten mit Ja und wurden entlassen, mit dem Befehl, am folgenden Tage wiederzukehren. Sie erschienen und erhielten den Bescheid, die Mauern an allen Thoren so weit niederzureißen, daß der Kaiser mit dem ganzen Heere in breiten Colonnen hineinrücken könne. Darauf mußten am 19. März alle Bürger mit Weib und Kind aus der Stadt ziehen und sich vor den Thoren lagern. Sechs Tage lang dauerte die Auswanderung. Mit Bangen und Zagen erwarteten sie auf dem öden Felde das Urtheil des Kaisers. Am 26. März erschien der Kaiser und befahl, die ungerechte Stö-

rerin des Friedens, die Freundin des gebannten Papstes Alexander, das stolze Mailand dem Erdboden gleich zu machen; die Bürger aber sollten sich in vier offenen Flecken, jeder zwei Meilen von dem andern entfernt, ansiedeln. Nun zog der Kaiser mit dem ganzen Heere in die Stadt ein und ließ das Werk der Zerstörung beginnen. Mit freudigem Jauchzen legten die Italiener, die Feinde von Mailand, Hand an, auf allen Seiten erhoben sich prasselnd die Flammen und wälzten sich von Straße zu Straße. Krachend stürzten die Balken und die Mauern, Hütten und Paläste sanken in Trümmer, und endlich nach sieben Tagen war die blühendste Stadt Italiens vom Erdboden verschwunden. Was der Gewalt des Feuers widerstanden hatte, Thürme und Mauern, das zerstörte in den folgenden Tagen die geschäftige Menschenhand. Nur die Kirchen wurden verschont und die Paläste derer, die es mit dem Kaiser gehalten. Durch die Asche der Stadt sollen die Zerstörer kreuzweis einen Pflug gezogen und Salz in die Furchen gestreut haben, zum Zeichen, daß nie mehr Leben und Segen auf diesem Felde der Verwüstung aufblühen solle.

Hierauf zog der Kaiser nach Pavia und setzte jetzt zum erstenmale nach drei Jahren wieder die kaiserliche Krone auf das Haupt; denn er hatte geschworen, nicht eher wieder die Krone zu tragen, als bis er das trotzige Mailand in den Staub geworfen. Nach Mailands Sturz unterwarfen sich voll Schrecken alle Verbündeten desselben; sie zerstörten ihre Befestigungswerke, zahlten große Kriegssteuer und nahmen kaiserliche Vögte auf. So stand der Kaiser auf dem Höhepunkt seiner Macht und schaute siegreich über das niedergeworfene Italien, das bis nach Rom hin sich zitternd seinem Scepter beugte. Jetzt konnte er ruhig nach Deutschland zurückkehren, das er in $4\frac{1}{2}$ Jahren nicht gesehen.

Dritter und vierter Zug nach Italien. Während des dritten Zuges (1163—1164), welchen Friedrich ohne starkes Gefolge nach Italien machte, geschah nichts Bedeutendes. Aber schon regte sich in den unterworfenen Städten, die unter hartem Druck der Vögte seufzten, die Unzufriedenheit; der Papst Alexander setzte sich im November 1165 in

Rom fest und begann alle unzufriedenen Elemente an sich zu ziehen und zu einem Bunde gegen den Kaiser zu vereinigen. Viele oberitalischen Städte verjagten die kaiserlichen Vögte und schlossen sich eng zusammen zu gegenseitigem Schutz. Der Kaiser zog also wieder im Novbr. 1166 mit einem Heere nach Italien und ging sogleich auf Rom los, um seinen gefährlichsten Gegner, den Papst Alexander, zu stürzen. Während dem aber erhoben sich in seinem Rücken die lombardischen Städte und führten die Mailänder aus ihren Flecken auf die Trümmer ihrer Stadt zurück, wo sie die Häuser wieder aufbauten und die Befestigungen stärker herstellten, als sie früher gewesen. Friedrich kümmerte sich vor der Hand nicht um das, was in seinem Rücken geschah, und griff Rom an. Am 24. Juli 1167 eroberte er die leoninische Stadt, und die römischen Bürger leisteten ihm den Eid der Treue. Der Kaiser stand wieder als Sieger da, als Herr von Rom, und neben ihm saß auf dem heiligen Stuhle sein Papst Paschalis III., den er nach Victors Tode hatte wählen lassen.

Aber das Unglück nahte schnell. Wenige Tage nach seinem Siege brach durch die ungesunde römische Luft, durch die Strapazen des Kriegs und die Unmäßigkeit der Seinen eine furchtbare Seuche in dem Heere aus und wüthete unter Hohen und Niedern. Die Menschen stürzten, wie die Flocken des Schnees, im Haus und auf der Straße und an den Gräbern der Todten; die Hände reichten nicht hin, sie alle zu begraben. Bei der Eroberung der leoninischen Stadt hatten sich viele römische Streiter in die Marienkirche geworfen, um sich da zu vertheidigen; die Deutschen hatten die Kirche in Brand gesteckt und die Feinde darin niedergehauen. Die gläubigen Christen sahen jetzt in der furchtbaren Pest die Rache des Himmels für den an dem Heiligthum verübten Frevel und eine Wirkung des von Alexander auf den Kaiser geschleuderten Bannfluchs, und des Kaisers Feinde erhoben aufs neue muthig das Haupt. In 8 Tagen war das ganze Heer des Kaisers durch die Seuche vernichtet, und er mußte entfliehen, um den Händen seiner Feinde zu entkommen. Da die Lombarden die Pässe über die Alpen nach Deutschland

besetzt hatten, so entwich er nach Savoyen, stets von seinen Feinden verfolgt, die er dadurch zu schrecken suchte, daß er von Strecke zu Strecke ihre Geißeln aufhängen ließ. In Susa drangen die Bürger gegen Morgen in sein Schlafgemach, um ihn zu ermorden. Aber sie fanden statt des Kaisers einen deutschen Ritter, Hermann von Siebeneich, in seinem Bette; er selbst war während der Nacht mit seiner Gemahlin und fünf Getreuen in der Kleidung eines Knappen entflohen. Den treuen Ritter ließen die Susaner frei; er folgte seinem Herrn über die Alpen nach Burgund.

Fünfter Zug nach Italien. Fast sieben Jahre blieb Friedrich in Deutschland und wandte alle seine Kraft an, um das Reich in Ruhe zu erhalten und seine Lande durch die Künste des Friedens zu Glück und Wohlstand zu bringen. Mittlerweile bereitete er sich vor zu einem neuen Zuge nach Italien, um sich dort den verlornen Siegeskranz wieder aufs Haupt zu setzen. Endlich im September 1174 ging er wieder mit einem starken Heere über die Alpen, und zwar auf demselben Wege, auf dem er vor 7 Jahren aus Italien geflohen war. Die Stadt Susa ward in Asche gelegt. Dann wendete sich der Kaiser gegen die neue, stark befestigte Stadt Alessandria, welche die Lombarden gegen die Deutschen angelegt und nach Friedrichs schlimmstem Feinde, ihrem Verbündeten, dem Papste Alexander benannt hatten. Nach viermonatlicher Belagerung zog er wieder ab, da ein starkes Lombardenheer zum Entsatz heranmarschirte. Es kam zu einem Waffenstillstand, während dessen der Kaiser sein Heer zu verstärken suchte. Namentlich wandte er sich an Heinrich den Löwen, daß er ihm Hülfstruppen zuführe. Heinrich war der mächtigste Fürst in Deutschland; er hatte sein Herzogthum Sachsen noch weit über seine bisherigen Grenzen ausgedehnt, und da er außerdem noch Baiern besaß, so konnte er sich kühn dem Kaiser zur Seite stellen, ja es wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er darauf gesonnen habe, mit der Zeit den Kaiser zu stürzen und sich selbst die deutsche Krone aufzusetzen. Solcher Gedanken war er fähig; denn sein Sinn war unedel, eigennützig und herrschsüchtig. Auch zürnte er dem Kaiser aus verschiedenen Grün-

den. Der Kaiser besaß in Sachsen die Stadt Goslar mit reichen Silberbergwerken im Harz; Heinrich wünschte sie einzutauschen gegen Besitzungen in Süddeutschland, aber Friedrich ging nicht darauf ein. Heinrichs Oheim, Welf von Altdorf, hatte sich, nachdem sein einziger Sohn an der Seuche zu Rom gestorben war, in die Genüsse des Lebens gestürzt und, um die Mittel zu seinem Aufwande zu erhalten, viele seiner Besitzungen, die Heinrich zu erben gehofft, dem Kaiser verkauft. Heinrich verweigerte jetzt dem bedrängten Kaiser die Hülfsleistung, zu der er als Reichsfürst verpflichtet war. Daher veranstaltete Friedrich eine Zusammenkunft mit ihm zu Chiavenna, nördlich vom Comersee, wohin Heinrich aus dem nahen Baiern herübergeritten kam.

Der Kaiser empfing seinen Vetter und Jugendfreund mit der alten Herzlichkeit; aber in Heinrichs Seele waren alle Regungen der Freundschaft erstorben. Als ihn Friedrich um Hülfe ansprach, entschuldigte er sich mit seinem hohen Alter; und doch war er erst 47 Jahre alt. Wenn ihm Goslar abgetreten werde, wolle er den Kaiser wohl mit Truppen und Geld unterstützen. Diese Forderung war zu hoch; der Kaiser konnte nicht darauf eingehen. Er erinnerte den harten Herzog an die frühere Freundschaft und die vielen ihm zugewandten Wohlthaten, an die Ehre des Reichs und den Eid der Treue, den er dem Reiche geschworen. und versprach ihm treue Unterstützung in allen seinen Unternehmungen; aber der Herzog blieb stumm und unbewegt. Da warf sich der Kaiser dem Herzog zu Füßen und bat ihn knieend, ihn in dieser letzten Noth nicht zu verlassen. Heinrich erschrak über diese Demüthigung des Kaisers; aber Jordanus Truchseß, der Vasall Heinrichs, lachte und sprach: „Die Krone, Herzog, die du zu deinen Füßen siehst, wird bald auf deinem Haupte glänzen." Ein Mann des Kaisers erwiederte: „Ich fürchte, die Krone wird über dein Haupt emporwachsen." Die Kaiserin hob, wie es heißt, ihren Gemahl auf und sprach: „Gott wird dir helfen, wenn du einst dieses Tages und seines Hochmuths gedenkest." Heinrich blieb bei seiner Weigerung und zog mit seinem Ge-

folge nach Baiern zurück; aber der Tag von Chiavenna bestimmte das künftige Schicksal des stolzen Mannes.

Im Mai 1176 stieß bei Legnano das Heer Friedrichs auf das der italienischen Städte, in welchem die Mailänder den Kern bildeten. Der Kaiser griff trotz seiner geringeren Zahl sogleich den Feind an und warf den einen Flügel derselben in die Flucht. Als er aber auf das feindliche Mitteltreffen eindrang, wo das Carroccio der Mailänder stand, umgeben von der s. g. Schaar des Todes und der heiligen Schaar des Carroccios, welche geschworen hatten, eher zu sterben, als zu fliehen, da fand er den furchtbarsten Widerstand. Man rang heiß und blutig lange Zeit. Da sank plötzlich das Roß des Kaisers zusammen, und er selbst verschwand im Getümmel. „Der Kaiser ist gefallen!" ertönte es nach allen Seiten hin, und die Deutschen wandten sich zur Flucht. Die Schlacht war völlig verloren; den Kaiser hielt man allgemein für todt. Die Kaiserin in Pavia hatte schon Trauerkleider angelegt; da erschien er unverhofft zur Freude der Seinigen in der Stadt. Er hatte sich mit Wenigen durch den Feind hindurchgeschlagen und war auf Umwegen nach Pavia geflohen.

Nach dieser Niederlage war des Kaisers Macht in Italien gebrochen, und er dachte an Friede und Versöhnung. Am 23. Juli 1177 kam er nach Venedig zu einer Zusammenkunft mit dem Papst Alexander. Er ward vom Banne befreit und begab sich in feierlichem Zuge nach dem Dome, an dessen Pforte ihn der Papst erwartete. Hier warf er sich dem Papste zu Füßen mit den Worten: „Nicht dir, sondern Petro!" Alexander hob ihn mit Thränen im Auge auf und gab ihm ehrerbietig den Friedenskuß. Auch mit den lombardischen Städten söhnte damals der Kaiser sich aus. Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der nach 6 Jahren in den Frieden zu Constanz (1183) verwandelt ward. Der Kaiser erkannte den Bund der Lombarden an und bestätigte den Städten ihre alten Rechte.

Sobald Friedrich nach Deutschland zurückgekehrt war (Septbr. 1178), ward Heinrich der Stolze, der vornehmlich an dem Unglück in Italien Schuld gewesen, wegen seiner

Unbotmäßigkeit zur Rechenschaft gezogen. Da er auf mehreren Reichstagen sich nicht stellte, erklärte ihn der Kaiser in die Acht und gab das Herzogthum Baiern an den um ihn höchst verdienten Otto von Wittelsbach, den Stammvater der noch heute in Baiern regierenden Familie. Sachsen wurde in zwei Theile getheilt; den östlichen erhielt als Herzogthum Sachsen der Sohn Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt, der westliche kam unter dem Namen Herzogthum Westphalen an den Erzbischof von Köln. Heinrich widersetzte sich natürlich mit den Waffen; aber er konnte sich gegen die Macht des Kaisers nicht halten. Im Novbr. 1181 erschien er auf der Reichsversammlung zu Erfurt und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Das edle Herz des Hohenstaufen vergaß des Tages zu Chiavenna und hob mit Thränen im Auge den Freund seiner Jugend vom Boden auf und gab ihm den kaiserlichen Kuß, indem er sprach: „Und dennoch bist du selbst das Werkzeug deines Unglücks.“ Seine Herzogthümer gab er ihm nicht wieder zurück; aber er ließ ihm seine Erblande Braunschweig und Lüneburg. Zugleich verbannte er ihn auf drei Jahre aus den Grenzen des Reichs. So wanderte der einst so mächtige Herzog, der sogar von der Königskrone geträumt, im Sommer 1182 mit seiner Gemahlin und seinen Kindern als Verbannter an den Hof seines Schwiegervaters, des Königs Heinrich II. von England.

Jetzt war Friede in Deutschland wie in Italien, und so feierte denn der alte 63jährige Kaiser auf Pfingsten 1184 ein glänzendes Friedensfest zu Mainz. In der Ebene der Stadt gegenüber wurde eine neue Stadt aus Holz aufgebaut, in welcher die Fürsten, Grafen und Ritter beherbergt und auf Kosten des Kaisers festlich bewirthet wurden. Es kamen sogar viele Fürsten und Ritter aus England und Frankreich und aus den Ländern der Slaven. An den Turnieren nahm der alte Kaiser selbst noch Theil, sowie seine beiden ältesten Söhne, der junge König Heinrich und Friedrich, Herzog von Schwaben, die hier zu Rittern geschlagen wurden. Von den Festlichkeiten am Rhein ging der Kaiser nach Italien, neuen Festen entgegen.

Sechster Zug nach Italien. Im Anfang des 11. Jahrhunderts, zur Zeit des deutschen Kaisers Heinrich II., hatten sich Normannen, aus der Normandie kommend, in Unteritalien niedergelassen. Die Söhne des Grafen Tankred von Hauteville, unter ihnen Robert Guiscard (S. 105), gründeten hier eine Herrschaft, die sich immer mehr ausdehnte, über ganz Unteritalien und Sicilien, und 1130 vom Papste zum Königreich Neapel und Sicilien erhoben ward. Friedrich Barbarossa suchte dieses schöne Königreich für seine Familie zu erwerben, indem er für seinen ältesten Sohn Heinrich um die Hand der Erbin des Landes, Constanze, der Tochter des Königs Roger II., warb. Die Werbung wurde mit Freuden angenommen; Constanze verließ das Kloster, und 150 Saumthiere brachten ihren reichen Brautschatz nach Mailand, wo die Vermählung mit großer Pracht gefeiert ward (Jan. 1186). Die Mailänder hatten sich die Gnade erbeten, das Fest in ihrer Stadt auf ihre Kosten zu feiern. Sie, wie alle italienischen Städte, waren aus den erbittertsten Feinden des Kaisers seine besten Freunde geworden; sie waren ihm dankbar für den gewährten Frieden, in welchem sie aufs neue zu seltenem Wohlstand emporblühten. So war denn das Vermählungsfest zu Mailand ein großes Friedens- und Versöhnungsfest der Italiener und Deutschen; der alte Kaiser war so heiter und glücklich, daß er eine allgemeine Verzeihung aller früheren Vergehen durch ganz Italien verkünden ließ.

Vier Jahre nach diesem Feste, im J. 1190, beschloß Friedrich Barbarossa sein glorreiches Leben in einem Alter von 68 Jahren. Er fand seinen Tod auf dem dritten Kreuzzug.

---

3. Der dritte Kreuzzug.

1189—1193.

Seit dem unglücklichen Kreuzzuge Konrads III. war dem Königreich Jerusalem keine Hülfe aus dem Abendlande geschickt worden, und das kleine Reich war immer mehr in Verfall gerathen. Saladin, der Sultan von Aegypten, ein

großer Regent und Kriegsmann und ein edler Mensch, vernichtete am 5. Juli 1187 die letzte Macht des Königreichs bei Tiberias auf dem Berge Hittin und nahm am 8. Octbr. desselben Jahres Jerusalem ein. Aber er ließ sich keine Grausamkeiten, keinen Raub und keinen Mord zu Schulden kommen; unter die christlichen Armen, Kranken und Wittwen vertheilte er große Summen. Mit ihm war in Jerusalem ein besserer Geist eingezogen, als bisher dort unter den Christen gewaltet hatte; dennoch klagte man im Abendland über die Befleckung der heiligen Stadt durch die Ungläubigen und über Grausamkeiten aller Art, welche von diesen an den Christen sollten verübt worden sein. Schrecken ging durch alle Länder, und der Papst forderte die Fürsten zu einem neuen Kreuzzug auf. Da nahmen das Kreuz der König von England, Richard Löwenherz, und der König von Frankreich, Philipp August, und der alte Kaiser Friedrich verkündete, daß er sich an die Spitze der Christenheit stellen und ausziehen wolle, das heilige Grab wieder zu erobern. Er wollte durch dies heilige Werk sein ruhmreiches Leben würdig beschließen.

Mit einem trefflich ausgerüsteten Heere von 100,000 Mann brach Friedrich im Mai 1189 auf und zog auf dem bekannten Wege über Constantinopel und durch Kleinasien bis nach Cilicien, wo er sich in der Nähe von Seleucia an dem Ufer des Kalykadnus oder Saleph lagerte. Hier war es, wo der alte Kaiser, eingeladen von den klaren Fluthen nach fröhlichem Mahle zum Bad in den Fluß stieg und sich am Schwimmen ergötzte. Aber der Strom war reißend und voller Strudel. Während Friedrich mit einem Strudel rang, wurde er vom Schlage getroffen und versank. Zwei sächsische Grafen und der Bischof von Basel stürzten sich ihm nach; aber auch sie wurden von dem Strudel verschlungen. Da warf sich ein andrer Ritter zu Pferd in den Fluß; er fand den Kaiser vom Strome fortgetrieben mit dem Haupte an einem vorstehenden Baume hangen und brachte ihn ans Land. Man wandte alle Mittel an, um den Besinnungslosen wieder ins Leben zurückzurufen; noch einmal schlug er die Augen auf, sprach noch einige Worte zu seinen verzweifelnden

Freunden und verschied (10. Juni 1190). Eine grenzenlose Trauer und Verzweiflung herrschte durch das Lager hin; fern von der Heimat, ohne Führer, rings von Feinden umgeben, sahen sie alle ihr Verderben vor Augen. Vier Tage lang klagte man um den Helden und Führer; dann trat der Sohn des Kaisers, Friedrich von Schwaben, unter die Menge und sprach: „Mein Vater ist zwar gestorben; aber faßt euch und seid Männer und nicht schwach, und die Hülfe des Herrn wird mit uns sein." Man balsamirte den Leichnam des Kaisers ein und zog unter Anführung Friedrichs von Schwaben nach Antiochia, wo eine furchtbare Seuche das Heer ergriff. Nur 7000 Mann zogen mit Friedrich, die Leiche des Kaisers in ihrer Mitte, weiter gen Tyrus. Hier ward der Kaiser begraben.

Als die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Deutschland kam, wollte niemand glauben, daß er todt sei; denn über einen solchen Mann schien der Tod keine Macht zu haben. Viele erwarteten noch Jahre lang seine Rückkehr. Man wähnte, er weile in einem paradiesischen Lande des Ostens und werde einst wiederkehren in seiner ganzen Herrlichkeit. Später in den bedrängten Zeiten des Reiches bildete sich die Sage, der große Kaiser sitze in einer weiten, mit goldenen Sternen geschmückten Grotte des Kyffhäuser, auf welchem eine seiner Burgen stand, und schlafe. Sein langer weißer Bart war durch den steinernen Tisch gewachsen. Einst kam, so erzählt die Sage, ein Hirtenknabe in die Grotte und traf den schlafenden Kaiser. Dieser hob das schwere Haupt empor und fragte, ob noch die Raben um den Berg krächzten. Der Knabe bejahte es. Da ließ der Kaiser das Haupt wieder sinken und sprach: „Wehe, so muß ich noch hundert Jahre schlafen." Jetzt ist der große Kaiser endlich wieder aufgewacht; er hat die Raben, die um den Berg flogen, die Feinde des deutschen Landes, verjagt und hat das große deutsche Reich in seiner Herrlichkeit wieder aufgerichtet. Heil unserm Kaiser Wilhelm.

Von Tyrus zogen die deutschen Kreuzfahrer vor die Stadt Accon, welche von Richard Löwenherz und Philipp August belagert wurde. Die Franzosen und Engländer hatten

im J. 1190 gemeinschaftlich die Kreuzfahrt angetreten und waren zur See über Sicilien, wo sie den Winter über rasteten, nach der Küste von Palästina gekommen. Kaum waren die Deutschen in ihrem Lager vor Accon erschienen, so verloren sie ihren Führer, Friedrich von Schwaben. Er starb an einer Seuche im Januar 1191. Nach ihm übernahm die Führung der Herzog Leopold von Oestreich. Wegen der Eifersucht und der Feindseligkeit zwischen den Franzosen und Engländern trafen diese die Einrichtung, daß beide Völker in der Bestürmung der Stadt einen Tag um den andern abwechseln sollten. Als endlich die Einwohner capitulirten und die Engländer einen Theil der Stadt besetzten, die Franzosen einen andern, da zog auch Leopold von Oestreich mit seinen Truppen ein und pflanzte die deutsche Fahne auf einem der Stadtthürme auf. Aber der König Richard, ein zwar außerordentlich tapferer, aber auch sehr roher und übermüthiger Mann, ließ die deutsche Fahne herunterreißen und in den Koth treten. Leopold, zum Widerstande zu schwach, verließ tief gekränkt das Lager und schiffte sich nach der Heimat ein. Auch der französische König ging bald darauf, erzürnt über die Anmaßungen Richards, nach Hause, ließ jedoch den Herzog von Burgund mit einem Theil seines Heeres zurück. Aber es dauerte nicht lange, so trennte sich auch diese Schaar von den Engländern, als sie eben auf dem Marsche gegen Jerusalem waren, und so mußte denn Richard in der Nähe der Stadt unverrichteter Sache sich zum Rückzug wenden. Er schloß einen Waffenstillstand mit Saladin, dem zufolge die Küste von Accon bis Joppe den Christen verblieb; aber Jerusalem behielten die Ungläubigen, doch sollte den christlichen Pilgern gestattet sein, das heilige Grab ungestört zu besuchen. Hierauf ging Richard zu Schiff, um nach Hause zu fahren.

Nachdem Richard lange auf dem Mittelmeer von Stürmen umhergeworfen worden war, litt er im adriatischen Meere zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch; doch kam er mit den Seinen glücklich ans Land und entschloß sich nun, in der Verkleidung eines Kaufmanns zu Lande nach Norddeutschland zu gehen, zu seinem Schwager Heinrich dem Löwen. Im

Salzburgischen wurde er von einem Ritter überfallen und entging nur mit drei Begleitern den Händen des Feindes. Nachdem er mehrere Tage und Nächte unstät durch Wälder und Gebirge geflüchtet war, kam er endlich im Decbr. 1192 nach Erdburg, einem Dorfe bei Wien, das heute eine Vorstadt Wiens ist. Durch die Unvorsichtigkeit eines seiner Begleiter wurde er entdeckt und von dem Herzog Leopold gefangen genommen. Dieser freute sich, für die ihm in Palästina widerfahrene schwere Kränkung Rache nehmen zu können, und brachte ihn als Gefangenen auf die Feste Thierstein. Nicht lange nachher lieferte er ihn an den Kaiser Heinrich VI., den Sohn Barbarossas, aus, der ihn auf seiner Burg Trifels (in Rheinbaiern) in engem Gewahrsam hielt. Richard sollte büßen für die dem deutschen Reiche angethane Schmach; zugleich aber benutzte Heinrich, der zu seinem Zuge nach Italien und der Eroberung Neapels und Siciliens viel Geld brauchte, diese Gelegenheit, von dem englischen Könige Geld zu erpressen.

Richard hatte einen treuen, unzertrennlichen Freund, den Sänger Blondel, der an seiner Seite gefochten und, wenn die Waffen ruhten, mit dem König an Gesang und Saitenspiel sich ergötzt hatte. Bei dem Ueberfall im Salzburgischen war er von seinem König getrennt worden. Als er von der Gefangennehmung desselben hörte, zog er, seinen Herrn suchend, als Sänger durch das östreichische Land von Burg zu Burg. So kam er nach Thierstein. Unter dem Thurme, in welchem der König saß, sang er die erste Strophe eines Liedes; da erscholl aus dem Kerker die zweite Strophe, es war die Stimme des Königs. Blondel nahm nun Dienst bei dem Burgvogt, verständigte sich mit seinem Herrn und eilte dann nach England, um für dessen Befreiung thätig zu sein. Die treuen Unterthanen Richards boten alles auf, um das nöthige Lösegeld aufzubringen. Unterdessen schloß der Kaiser Heinrich mit Richard einen Vertrag, wonach dieser für seine Freilassung 150,000 Mark bezahlen mußte. Im Februar 1194 wurde er entlassen, nachdem er mehr als 13 Monate in der Gefangenschaft gesessen. So hatte der eng-

lische König hart gebüßt für seinen am deutschen Reiche verübten Uebermuth. In England hatte sein Bruder, Johann ohne Land, dem er die Verwaltung des Reiches übertragen hatte, die Krone an sich zu reißen gesucht. Jetzt warf er sich dem zurückkehrenden Bruder zu Füßen und erhielt Verzeihung.

---

4. Heinrich VI., Philipp von Schwaben, Friedrich II.

1190—1197. 1198—1208. 1215—1250.

Heinrich VI., der älteste Sohn Barbarossas, hatte, als sein Vater nach dem heiligen Lande zog, die Reichsverwesung übernommen, in einem Alter von 23 Jahren, und folgte dem verstorbenen Vater wie in einem Erbreich. Heinrich war ein Mann von seltener Klarheit des Verstandes und von festem Willen; er war durch manche glänzende Eigenschaften ausgezeichnet, aber diese wurden durch große Fehler verdunkelt. Er besaß eine maßlose Herrschsucht, und seine Herrscherzwecke verfolgte er mit kalter, eiserner Strenge, mit schonungsloser Grausamkeit, mit Ränken und Arglist, so daß sein Name mit Recht mit dem eines Wütherichs und Tyrannen gebrandmarkt worden ist. In Deutschland zwar konnte man über den König nicht klagen, aber desto scheußlicher war sein Auftreten in Italien.

Im Novbr. 1189 war König Wilhelm II. von Sicilien und Neapel gestorben. Die nächsten Ansprüche auf das Land hatte jetzt Heinrich VI. als der Gemahl der sicilischen Prinzessin Constanze. Aber eine Gegenpartei, die die Herrschaft des Fremden nicht wollte, wählte einen Verwandten Wilhelms II., den Grafen Tankred, zu ihrem König und nach dessen Tode seinen Sohn Wilhelm, ein Kind von drei Jahren. Durch zwei Feldzüge brachte Heinrich Neapel und Sicilien ganz in seine Gewalt, und nun wüthete er, um allen Samen der Empörung zu ersticken, gegen seine Widersacher in unmenschlicher Weise. Die Einen wurden zum langsamen Feuer-

tode verurtheilt, die Andern zum Wassertode, zum Galgen, zum Beil; viele wurden lebendig geschunden, mit Hebebäumen durchbohrt, geblendet und zu ewigem Gefängniß nach Deutschland abgeführt. Der König Wilhelm, das Kind, starb geblendet nach fünfjähriger Gefangenschaft auf der Burg Hohenems im Vorarlberg. Der Graf von Acerra ward an den Schweif eines Pferdes gebunden, durch die Straßen von Capua geschleift und alsdann mit den Füßen an den Galgen gehängt; noch zwei Tage lebte der Unglückliche, bis des Kaisers Hofnarr aus Mitleid wie zum Scherz ihm einen Stein an den Hals hängte und ihn so erdrosselte. Ein sicilischer Fürst, der verdächtig war, nach der Krone von Sicilien gestrebt zu haben, wurde auf einen glühenden eisernen Thron gesetzt, man nagelte ihm eine glühende eiserne Krone auf das Haupt, unter dem Spott der Höflinge, die ihm zuriefen: „Freue dich, Königlein, der Krone, darnach dich gelüstet!"

In Deutschland trachtete Heinrich danach, die Krone in seiner Familie erblich zu machen, wie ja auch die Herzogthümer und Fürstenthümer schon längst erblich waren. Schon hatte er durch Unterhandlung und Geld viele Fürsten für diesen Zweck gewonnen, und es war zu hoffen, daß er trotz dem Widerstreben der andern noch zu seinem Ziele gelangen würde; da riß ihn plötzlich der Tod mitten aus seinen großen Entwürfen. Auf einer Jagd in den Wäldern des Aetna hatte er sich durch den Trunk aus einer kalten Quelle ein Fieber zugezogen, das ihn in wenigen Tagen dahinraffte.

Wie einst der frühe Tod des Kaisers Heinrich III. viel Unheil über Deutschland brachte und die Hoffnung auf größere Einigung des Reiches vernichtete, so jetzt der frühe Tod Heinrichs VI. Er hinterließ einen Sohn von drei Jahren, Friedrich, der in Sicilien in der Obhut der Mutter blieb und schon zu Lebzeiten des Vaters zu seinem Nachfolger in Deutschland bestimmt war. Aber sein Recht konnte nicht geltend gemacht werden. Es erhoben sich in Deutschland wieder die beiden Parteien der Welfen und Gibelinen gegen einander und wählten zwei Gegenkaiser, Philipp von Schwaben, einen Bruder Heinrichs VI., und Otto IV., einen Sohn Heinrichs

des Löwen. Ein 10jähriger Krieg verwüstete die Fluren Deutschlands. Eben hatte Philipp seinen Gegner völlig niedergeworfen, da ward er auf einem Schlosse bei Bamberg, als er dort das Vermählungsfest seiner Nichte feierte, von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, einem Brudersohn jenes tapferen Otto von Wittelsbach, den wir in der Geschichte Friedrichs I. kennen gelernt, ermordet (1208). Er war der mildeste von allen Hohenstaufen. Seine schöne und liebenswürdige Gemahlin Irene, eine griechische Prinzessin, „die Blume des Morgenlandes, die Rose ohne Dorn, die Taube ohne Galle," wie die Dichter ihrer Zeit sie nannten, starb noch in demselben Jahre vor Gram.

Nach Philipps Tode gewann Otto IV. wieder neue Kraft; er ward allgemein als Kaiser anerkannt, nachdem er auch die gibelinische Partei durch seine Vermählung mit einer Tochter Philipps gewonnen hatte. Der Papst Innocenz III., ein gewaltiger Mann, der die päpstliche Macht auf ihren höchsten Gipfel erhob, hatte Otto früher gegen Philipp unterstützt; jetzt aber, wo Otto des Papstes nicht mehr zu bedürfen glaubte, erlaubte er sich gegen die Kirche mancherlei Feindseligkeiten. Deshalb stellte Innocenz im Einverständniß mit unzufriedenen deutschen Fürsten der hohenstaufischen Partei den jungen Friedrich von Sicilien, den Sohn des Kaisers Heinrich VI., als Gegenkaiser auf.

Friedrich war in seinem Erbreich Neapel und Sicilien aufgewachsen, unter der Pflege seiner Mutter und der Vormundschaft des Papstes Innocenz III., in dessen Schutz sich Constanze mit ihrem Sohne, um diesem sein Reich zu erhalten, begeben hatte. Innocenz hatte sich mit der größten Gewissenhaftigkeit des königlichen Knaben angenommen und ihm die trefflichste Erziehung angedeihen lassen. Jetzt, im J. 1212, war Friedrich 18 Jahre alt. Er kam, durch päpstliches Geld unterstützt, über die Alpen. Mit 60 Mann zog er in Constanz ein. Von da zog er den Rhein hinab über Basel nach Mainz, und mit jedem Tage mehrte sich seine Schaar. Ganz Süddeutschland fiel ihm zu. Von allen Seiten kamen die Fürsten, ihm als ihrem König zu huldigen. Das Auftreten

des jungen Hohenstaufen hatte etwas Bezauberndes. Er war eine fein gegliederte Gestalt von kaum mittelmäßiger Größe, ein heiterer, goldgelockter Jüngling mit einem seelenvollen blauen Auge und feinen, anmuthigen Zügen. Sein ganzes Wesen zeigte einen lebendigen, hohen Geist. Die deutschen Fürsten erkannten in ihm mit Freuden das Ebenbild des Barbarossa. Der Gegenkaiser Otto IV. mit seinem barschen und rohen Wesen sah sich von allen verlassen. Nachdem Friedrich II. in Aachen zum deutschen König gekrönt worden war (1215), zog sich Otto nach Braunschweig auf seine Güter zurück, wo er 1218 starb.

Friedrich II. hatte, als er von Innocenz III. als deutscher Kaiser aufgestellt ward, einen Kreuzzug gelobt und bei seiner Krönung zu Aachen dieses Versprechen wiederholt. Aber er fand in seinen Reichen, namentlich in seinem italischen Erblande, soviel zu schaffen, daß er vor der Hand nicht an einen Kreuzzug denken konnte. Für Neapel und Sicilien arbeitete er mit seinem treuen Freunde, Peter von Vinea, dem ersten Staatsmann seiner Zeit, eine Gesetzgebung aus, die ein Muster von Staatsklugheit war und diese Länder zur schönsten Blüthe brachte. Der Kreuzzug wurde von Jahr zu Jahr hinausgeschoben, und der Papst Honorius III., der Nachfolger von Innocenz, ein milder, friedlicher Mann, der früher ein Erzieher Friedrichs gewesen war und ihm seine väterliche Liebe zugewandt hatte, gab ihm stets neue Frist. Als aber im J. 1227 der Papst Gregor IX. folgte, ein Feind der Hohenstaufen, forderte er mit Entschiedenheit von Friedrich die Ausführung des versprochenen Kreuzzugs. Friedrich ging auch noch in demselben Jahre, begleitet von dem Landgrafen Ludwig von Thüringen und Hessen, dem Gemahl der heil. Elisabeth, mit 40,000 Mann zur See, kehrte aber nach dreitägiger Fahrt zurück, da Krankheiten in seinem Heere ausgebrochen waren. Er selbst und der Landgraf waren erkrankt, und der Landgraf starb. Der Papst gerieth über diesen Ausgang des Unternehmens in den äußersten Zorn und sprach ohne weiteres den Bann über den Kaiser aus; er erklärte die Krankheit desselben für Verstellung und Lüge und

ihn selbst für einen gottlosen Heuchler. Da erhob sich Friedrich in königlichem Unwillen gegen den Papst, und der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht brach wieder los. Das päpstliche Interdikt, das über seine Erblande verhängt worden war, durfte nicht in Ausführung gebracht werden, die Geistlichen mußten nach wie vor ihr Amt versehen; und um der Welt zu zeigen, daß es ihm mit dem Kreuzzuge Ernst gewesen, zog der Kaiser trotz dem auf ihm haftenden Bann im nächsten J. 1228 nach Palästina. Jetzt war der Zorn des Papstes noch gewaltiger; er mußte befürchten, daß der Gebannte durch ein glückliches Gelingen seiner Unternehmung das Ansehen der Kirche zu nichte mache. Er bot daher alles auf, um den Kaiser im Morgenlande zu verderben. Kaum war dieser an der Küste von Palästina gelandet, so erschienen zwei Franziskanermönche aus Europa, verkündeten, daß der Kaiser gebannt sei, und forderten im Namen des Papstes den Patriarchen von Jerusalem, die Ordensritter und alle Christen auf, dem Kaiser den Gehorsam zu versagen und alle Verbindung mit ihm aufzugeben. In Folge davon sagten sich die Ritter von ihm los, die Geistlichen predigten den Bann und ermahnten zum Abfall. Aber der Kaiser ging unbeirrt seine Wege; er setzte die begonnenen Unterhandlungen mit dem Sultan Kamel, der im Besitze von Palästina war, fort und schloß im J. 1229 einen Vertrag mit ihm, wodurch ihm Jerusalem und dessen Gebiet, wie es vor der Eroberung durch Saladin bestanden hatte, abgetreten wurde. Er zog als König von Jerusalem in die Stadt ein und setzte sich, da die Geistlichkeit sich fernhielt, in der Kirche des heil. Grabes mit eigner Hand die Krone auf. Der Haß der Geistlichkeit, ihre Bosheit und Tücke zeigte sich jetzt in noch größerem Maße. Der Erzbischof von Cäsarea kam nach Jerusalem und belegte die Kirche des heil. Grabes mit dem Banne, weil der gebannte Kaiser sich in ihr die Krone aufgesetzt habe, die Geistlichen zogen durch das Land und riefen zum Aufruhr auf, die Tempelritter drohten dem Kaiser, ihn gefangen zu nehmen, und versuchten, ihn dem Sultan Kamel in die Hände zu liefern. Kamel, ein edler, hochherziger Mann, schickte ihr Schreiben

an Friedrich und warnte ihn vor seinen falschen Freunden. Von diesem Tage an waren Friedrich und Kamel einander die treusten Freunde. Gegen seine Widersacher aber verfuhr Friedrich mit schonungsloser Strenge; die Ritterorden wurden gedemüthigt, die Geistlichen, die sich nicht fügten, wurden ergriffen und mit Ruthen gepeitscht, alle Fremden aus dem Lande gejagt. Nachdem der Kaiser so Ordnung und Ruhe geschafft und Jerusalem mit einer gehörigen Besatzung versehen hatte, setzte er seinen Marschall, Thomas von Acerra, als Reichsverweser ein und eilte im Mai 1229 nach dem Abendlande zurückzukehren.

Während Friedrich in Palästina beschäftigt war, hatte der Papst Deutschland und Italien gegen ihn aufzuwiegeln gesucht, er hatte mit seinen Truppen, die mit dem Schlüssel des heil. Petrus bezeichnet waren und deshalb allgemein die Schlüsselsoldaten hießen, Apulien besetzt. Als aber Friedrich heimkehrte, trieb er mit leichter Mühe die Schlüsselsoldaten aus seinem Reiche und bedrängte den Papst so, daß dieser sich zum Frieden bequemte und den Bann aufhob (1230). Der Welt ward bekannt gemacht, daß alle Feindseligkeiten nur aus einem Mißverständniß entsprungen seien.

Schon früher war Friedrich mit den lombardischen Städten, welche ihren Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit enger geschlossen hatten, in mancherlei Mißhelligkeiten gekommen. Jetzt, wo er mit dem Papste Frieden hatte, nahm er seine Pläne gegen dieselben wieder auf. Die Unabhängigkeit der Städte war ihm verhaßt, und er war entschlossen, alle Hoheitsrechte, welche der Kaiser früher in Oberitalien besessen, wieder an sich zu bringen. Dadurch entstand ein harter, langwieriger Kampf, an welchem sich auch der Papst wieder gegen den Kaiser betheiligte; denn die Freiheit der lombardischen Städte, welche Italien von Deutschland trennten, war eine Hauptstütze der vom Kaiser bedrohten päpstlichen Macht. Der Papst und die Lombarden zogen auch Friedrichs ältesten Sohn Heinrich, den der Vater zu seinem Nachfolger in Deutschland hatte erwählen lassen und daselbst zum Reichsverweser

eingesetzt hatte, auf ihre Seite und verleiteten ihn, daß er sich von dem Vater unabhängig zu machen beschloß.

Dies veranlaßte den Kaiser im J. 1235 nach Deutschland zu gehen, das er in 15 Jahren nicht gesehen hatte. Heinrich mußte sich dem Vater unterwerfen, er wurde abgesetzt und gefangen genommen. Sieben Jahre lang lebte er noch mit seiner Gemahlin und zwei Söhnen in einem festen Schlosse Apuliens; er starb im J. 1242. In demselben Jahre, wo Heinrich gefangen ward, vermählte sich der Kaiser in Deutschland mit der englischen Königstochter Isabella, seiner dritten Gemahlin. Er suchte diese Verbindung, um dadurch das welfische Haus, das mit der englischen Königsfamilie verwandt war, zu gewinnen. Bald darauf belehnte der Kaiser den einzigen männlichen Sproß des welfischen Hauses in Deutschland, Otto das Kind, einen Enkel Heinrichs des Löwen, mit Braunschweig, Lüneburg und den übrigen welfischen Stammgütern und gab ihm den Herzogstitel. Dadurch war der alte Streit zwischen dem welfischen und hohenstaufischen Hause für immer geschlichtet.

Im J. 1236 kam Friedrich wieder nach Italien und setzte hier den Krieg gegen die Lombarden fort. Er schlug diese im folgenden Jahre bei Corte Nuova dermaßen, daß sich fast alle Städte ergaben. Auch die Mailänder wollten sich unterwerfen; aber Friedrich, durch sein Glück übermüthig gemacht und aller Mäßigung und Klugheit vergessend, forderte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Dazu konnten sich die Mailänder nicht verstehen, und so dauerte denn der Krieg fort. Auch trat der Papst Gregor jetzt wieder offen gegen den Kaiser auf; er erneuerte den Bann und sprach alle Unterthanen des Kaisers von dem Eid der Treue los. Er zürnte, daß Friedrich in seinen Händeln mit den Lombarden sich nicht nach seinen Aussprüchen richten wollte und daß er seinem Sohne Enzio die Insel Sardinien, die der Papst beanspruchte, mit dem königlichen Titel übergeben hatte. Gregor beschuldigte den Kaiser in öffentlichen Schriften der Ketzerei und des Unglaubens und vielfacher Verletzungen der Kirche. Eins seiner Schreiben begann in Bildern der Offenbarung Johannis also:

„Aus dem Meere ist aufgestiegen ein Thier voll Namen der Lästerung, mit den Füßen eines Bären, dem Rachen eines wüthenden Löwen und an den übrigen Gliedern wie ein Pardel. Mit seinen Klauen und eisernen Zähnen will er alles zermalmen, und es erhebt sich nicht mehr heimlich, sondern öffentlich gegen Christum, um die Tafeln seines Bundes mit dem Geifer ketzerischer Bosheit auszulöschen: — das ist Friedrich, der sich Kaiser nennt u. s. f." Um sich vor der Welt zu reinigen, machte Friedrich sein Glaubensbekenntniß bekannt, und in der Erwiederung auf jene Worte des Papstes gebrauchte er in einem Schreiben an die Christenheit eine andre Stelle aus der Offenbarung: „Ein andres Pferd stieg aus dem Meere auf, das war roth, und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde weg, damit die Lebendigen sich unter einander erwürgten."

Im J. 1241 starb Gregor IX. in einem Alter von ungefähr 90 Jahren, und es folgte ihm Innocenz IV., der bisher ein Freund Friedrichs gewesen war; aber sobald er auf dem päpstlichen Stuhle saß, trat er als dessen heftigster Feind auf. Er war ein kalter, berechnender Priester, stolz und herrschsüchtig im höchsten Grade, und verfolgte seine Pläne, die weltliche Macht zu stürzen, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ohne alles Gefühl für Recht und Tugend. Da Friedrich durch unerwartete Nachgiebigkeit keine friedliche Ausgleichung erlangen konnte, so umgab er Rom von allen Seiten mit seinen Truppen, um den Papst zu fangen. Aber der Papst entwich in Verkleidung aus Rom und kam auf einem genuesischen Schiffe nach Genua. „Wenn ich sonst," sagte der Kaiser, „mit dem Papste Schach spielte, machte ich ihn gewöhnlich matt oder gewann ihm doch einen Thurm ab; jetzt aber haben die Genueser ihre Hand aufs Schachbrett gelegt und machen, daß ich mein Spiel verliere." Jetzt wurde Genua von allen Seiten vom Kaiser eingeschlossen; aber der Papst entrann wieder und entfloh nach Lyon (Decbr. 1244). Hier hielt er im folgenden Jahre eine Kirchenversammlung, in welcher er im leidenschaftlichsten Zorn, unter Thränen und lautem Jammern das Unglück der Christenheit beklagte und den gebann-

ten Kaiser mit seinem Sohne Konrad, der an die Stelle seines Bruders Heinrich zum Verweser des deutschen Reiches ernannt worden war, für abgesetzt erklärte.

Als Friedrich die Nachricht von diesem Urtheil erhielt, rief er voll Zorn: „Wie, mich hat der Papst und seine Versammlung abgesetzt und meiner Kronen beraubt? Laßt doch sehen, ob ich sie wirklich noch habe!“ Man brachte ihm die Kronen, und indem er eine derselben aufs Haupt setzte, sprach er: „Noch habe ich sie, und ehe ich sie verliere, müssen Ströme Blutes fließen.“ Jetzt entbrannte zwischen der weltlichen und geistlichen Macht ein Kampf auf Leben und Tod, und jede Partei griff zu den äußersten Mitteln. In Deutschland drang der Papst bei den Fürsten auf die Wahl eines neuen Königs; aber niemand wollte die gefährliche Würde annehmen. Endlich verstand sich hierzu der Landgraf von Thüringen und Hessen, Heinrich Raspe, so genannt von seiner Burg Raspenberg. Er stand ganz im Dienste des Papstes und der Geistlichkeit und übernahm wider Willen die Krone auf das Geheiß des Papstes, nachdem dieser das Gerücht von dem Tode des Kaisers in Deutschland verbreitet hatte. Das Volk nannte ihn spöttisch den Pfaffenkönig, weil er fast nur von Geistlichen gewählt worden war. Er gelangte zu keinem Ansehen und starb schon 1247. Nach seinem Tode wurde Hessen von Thüringen getrennt und kam unter dem Titel einer Landgrafschaft an das Haus Brabant. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln wählten jetzt mit zwei weltlichen Fürsten auf den deutschen Thron den Grafen Wilhelm von Holland, einen Jüngling von 20 Jahren. Auch er kam zu keiner besonderen Geltung. Der König Konrad behauptete sich gegen ihn tapfer und mannhaft, während sein Vater in Italien kämpfte und um die Angelegenheiten in Deutschland sich nicht kümmern konnte.

Friedrich warf in Italien alle seine Gegner nieder. Schon stand er mit einem starken Heere in Oberitalien, um von da aus nach Burgund hinüberzugehen und mit dem Papste in Lyon zusammenzutreffen. Da fiel plötzlich und unerwartet die mächtige Stadt Parma in seinem Rücken von

ihm ab und vereitelte alle seine Pläne (1247). Parma mußte belagert werden. Vor der Stadt erlitt das kaiserliche Heer in Friedrichs Abwesenheit eine empfindliche Niederlage, und nicht lange nachher ward Friedrichs tapferer Sohn Enzio, ein Jüngling von 24 Jahren, bei dem Flüßchen Fossalta in der Nähe von Oliveto von den Bolognesern völlig geschlagen und selbst gefangen. Seitdem blieb er in Bologna in Gefangenschaft und wurde um keinen Preis freigelassen. Friedrich, der diesen seinen schönsten und tapfersten Sohn ganz besonders liebte, soll den Bolognesern für seine Auslösung einen silbernen Ring geboten haben, der die ganze Stadt umschließe. Umsonst. Fast 23 Jahre noch lebte Enzio in Bologna; er wurde von allen aufs ehrenvollste behandelt, aber die Stadt durfte er nicht verlassen.

Dieses Unglück des Sohnes schlug dem Herzen des Kaisers eine tiefe Wunde. Zu derselben Zeit ungefähr traf ihn noch ein andrer Schlag, der ihn nicht weniger schmerzte. Sein von den Jünglingsjahren her eng mit ihm verbundener Freund, Peter von Vinea, ward dem Kaiser verdächtigt, als sei er von dem Papste zum Verrathe gegen ihn verleitet und trachte ihm nach dem Leben. Peter ward verhaftet und soll sich im Gefängniß die Stirne an der Mauer zerschmettert haben. Friedrich bereute mit tiefem Schmerz sein allzu hartes Verfahren gegen einen Mann, dessen Schuld nicht erwiesen war. Sein Leben wurde immer trüber und einsamer; sein sonst so freier und heiterer Geist war durch die vielen Kämpfe, die vielfachen Proben von Verrath und Treulosigkeit gebrochen und verdüstert. Er versank im Winter 1249 auf 1250 in eine harte, langwierige Krankheit. Nach seiner Genesung raffte er sich noch einmal auf. In Italien gewann er bald wieder die Oberhand; dann brach er von Unteritalien auf, um nach Burgund zu ziehen und den Papst Innocenz, der in der Christenheit immer mehr an Macht und Ansehen verloren hatte, zu stürzen. Aber in Fiorenzuola (in Toscana) sank er aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand. Er starb am 13. Decbr. 1250 in einem Alter von 56 Jahren. Man erzählt, es sei ihm eine Weissagung geworden, er werde unter

Blumen sterben. Deshalb hätte er in den letzte Jahren Florenz, „die Blumenstadt", sorglich gemieden. Jetzt starb er in Fiorenzuola, d. i. Kleinflorenz.

Friedrich war einer der größten Kaiser, die Deutschland je gehabt hat; nur Schade, daß er, fast stets in Italien beschäftigt, Deutschland seine Kräfte so wenig hat widmen können. Für seine Erblande in Italien hat er Großes gethan. Mit Weisheit und unermüdlichem Eifer sorgte er für den Wohlstand seiner Unterthanen, für Künste und Wissenschaften. Er hatte eine Menge von Dichtern und Gelehrten aller Art um sich; denn er liebte eine geistreiche Unterhaltung über alles. Er selbst sprach Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Deutsch, Französisch und Arabisch, er übte die Dichtkunst und las die Schriften der Gelehrten. Er war in jeder Hinsicht ein Muster der Thätigkeit, bewundert und geehrt von allen, die ihm nahe standen, und ein milder, edler Charakter.

Im J. 1241 war Deutschland von einer großen Gefahr durch die Mongolen bedroht gewesen. Temudschin oder Dschingiskhan hatte sich im Anfang dieses Jahrhunderts mit seinen tapfern Mongolenhorden in Asien ein ungeheures Reich erobert von dem Hoango an bis zu dem kaspischen Meere. Sein Enkel Batu besiegte die Russen und überschwemmte Polen und Ungarn. Ein Theil seines Heeres kam bis nach Schlesien und schlug den Herzog von Schlesien, Heinrich II. den Frommen, in der Nähe von Liegnitz bei dem Kloster Wahlstadt. Doch verfolgten die Mongolen ihren Sieg nicht weiter; sie füllten neun Säcke mit Ohren der Erschlagenen und zogen mit diesen Trophäen gen Mähren und Ungarn. Rußland blieb noch 200 Jahre unter ihrer Herrschaft.

XIII. Das Interregnum in Deutschland.

(1250—1273.)

Die letzten Hohenstaufen.

Mit Friedrichs II. Tod kamen neue Verwirrungen und neues Unglück über seine Länder, und die Macht und der

Glanz des deutschen Reiches ging zu Grunde. Der Papst Innocenz IV. jubelte bei der Nachricht von dem Tode seines Feindes und suchte nun sein Haus vollends zu verderben. In Deutschland verbot er unter schweren Strafen, Friedrichs Sohn, Konrad IV., als König anzuerkennen, Neapel und Sicilien wollte er als ein erledigtes Lehen des päpstlichen Stuhles einziehen. Konrad IV. gab, nachdem er bei Oppenheim durch seinen Gegenkönig Wilhelm von Holland eine Niederlage erlitten hatte, Deutschland auf und zog nach Italien, um seine Erblande in Besitz zu nehmen, welche sein Halbbruder Manfred gegen den nach Rom zurückgekehrten Papst glücklich behauptet hatte. Konrad aber starb plötzlich im J. 1254, im 26. Jahre seines Lebens. Jetzt war Wilhelm von Holland in Deutschland alleiniger König; aber er konnte doch zu keiner Geltung gelangen. Er genoß so wenig Achtung, daß ein Bürger in Utrecht in der Kirche einen Stein nach ihm warf, daß ein Ritter bei Landau seine Gemahlin gefangen nahm und erst nach mehreren Wochen gegen ihren Schmuck frei gab. Der Erzbischof von Köln ließ ihm zu Neuß das Haus, in dem er wohnte, über dem Kopfe anzünden. Im J. 1256 wurde er in einem Kriege gegen die Friesen erschlagen.

Die deutsche Kaiserkrone hatte so sehr an Ansehen verloren, daß kein deutscher Fürst mehr Verlangen darnach trug. Die Wahlfürsten verhandelten sie daher an Auswärtige, bei denen die deutsche Krone noch einen guten Klang hatte. Die eine Partei, an deren Spitze der Erzbischof von Köln stand, verkaufte sie für eine große Geldsumme an den englischen Grafen Richard von Cornwallis; die andere Partei, an ihrer Spitze der Erzbischof von Trier, der nun auch ein gutes Geschäft machen wollte, vergab die Krone an den König Alfons von Castilien. Der letztere kam nie nach Deutschland. Richard ward in Aachen gekrönt und kam im Ganzen viermal in sein Kaiserreich. Er war ein sehr reicher Fürst und brachte immer große Summen Geldes mit. Dann kamen die deutschen Fürsten und huldigten ihm und nahmen das Geld. Sowie aber das Geld verausgabt war, kümmerten sie sich

nicht mehr um ihren König und ließen ihn nach Hause ziehen. Deutschland hatte damals, so zu sagen, keinen König, und darum nennt man die Zeit von 1250 oder 1256—1273 das Interregnum oder Zwischenreich. Das war die traurigste Zeit, die je über Deutschland gekommen. Alle Bande der Ordnung waren gelöst, jeder verschaffte sich Recht auf eigene Faust, so gut er konnte; das Faustrecht herrschte ohne Schranken. Raub und Mord und jede Gewaltthat waren an der Tagesordnung.

Während des Interregnums erlosch auch das hohenstaufische Haus. Der letzte männliche Sproß desselben war Konrad, der Sohn Konrads IV., der bei dem Tod seines Vaters 2 Jahre alt war und von den Italienern Konradin, „der junge Konrad", genannt wurde. Er wuchs bei seinem Oheim, dem Herzog von Baiern, auf, während in Italien ihm sein Erbland verloren ging. Dort hatte Manfred sich zum König von Neapel und Sicilien krönen lassen; der Papst aber bot das Land an verschiedenen Höfen Europas zum Verkaufe aus. Das Anerbieten ward von mehreren Fürsten verschmäht, bis Karl von Anjou, ein Bruder des Königs Ludwig IX. von Frankreich, es kaufte für einen jährlichen Tribut von 8000 Unzen Gold. Er kam mit einem Heere nach Italien, und in der Schlacht bei Benevent (1266) verlor Manfred Sieg und Leben. Karl von Anjou war ein finsterer, grausamer und habsüchtiger Mensch, ohne Tugend und ohne Sinn für das Große und Schöne. Er herrschte in seinem neuen Reiche mit großer Härte und Grausamkeit und plünderte es auf das furchtbarste aus. Daher gelangten aus Apulien häufige Botschaften an Konradin in Deutschland, die ihn einluden, nach Italien zu kommen und sein väterliches Erbe in Besitz zu nehmen. Konradin, ein Jüngling von 16 Jahren, zog trotz der Warnungen seiner besorgten Mutter nach Italien, begleitet von seinem gleichaltrigen Freunde, Friedrich von Baden oder von Oestreich. Der Papst sprach damals: „Des Knaben Größe wird vergehen wie Rauch; er zieht nach Apulien zur Schlachtbank." Und so geschah es. Bei Tagliacozzo im Neapolitanischen wurde er mit seinem

Freunde Friedrich von Baden gefangen und an Karl ausgeliefert.

Karl beschloß ihren Tod. Er setzte ein Gericht über Konradin ein und klagte ihn des Frevels an der Kirche, der Empörung und des Hochverraths an. Die Richter aber erklärten ihn freimüthig für unschuldig, da er ja sein angestammtes Reich habe erobern wollen; nur ein Richter, Robert von Bari, war dem Kläger zu Willen und erkannte schamlos den Hohenstaufen für schuldig. Und dem Thronräuber war diese eine Stimme genug, um ihn und seine Genossen zum Tode zu verurtheilen. Konradin saß eben mit Friedrich am Schachbrett, als ihm das Todesurtheil bekannt gemacht wurde. Beide benützten die kurze Zeit, die ihnen noch gegönnt war, um ihr Testament zu machen und sich durch den Genuß der heil. Sakramente zum Tode vorzubereiten. Am 29. Octbr. 1268 bestiegen sie zu Neapel das Blutgerüst. Als Robert von Bari das Urtheil verlas, sprang der Graf Robert von Flandern, der Schwiegersohn Karls, hervor und hieb ihn im Zorn zu Boden, unter den Worten: „Wie darfst du Schurke einen so herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen!" Der König Karl sah es von einem benachbarten Fenster aus; aber aus Furcht vor dem Volke wagte er nicht, den Kühnen zu bestrafen. Konradin sprach noch einmal zu dem Volke, und indem er betheuerte, daß ihm bitteres Unrecht geschehe, warf er seinen Handschuh unter die Menge, den ein deutscher Ritter dem König Peter von Aragonien, dem Gemahle von Manfreds Tochter Constanze, überbracht haben soll. Darauf nahm er Abschied von seinem theuren Freunde Friedrich, hob die Hände zum Himmel und rief: „O Mutter, Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Dann legte er sein Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich. Friedrich von Baden schrie laut auf, als er das Haupt seines Freundes fallen sah. Darauf traf auch ihn und die übrigen Verurtheilten das Beil des Henkers.

So endete auf dem Blutgerüst das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen; es ging unter an Italien und im Kampfe mit den Päpsten. Im J. 1282, vierzehn Jahre nach Kon-

radins Tod, entstand eine Empörung in Sicilien gegen die Tyrannei Karls; alle Franzosen wurden niedergemacht und Peter von Aragonien nahm Besitz von der Insel. Diese Ermordung der Franzosen heißt die sicilianische Vesper. In Neapel ging erst 100 Jahre später das Haus Anjou unter. Im J. 1458 kam auch dieses Land an Aragonien.

Die letzte Hohenstaufin war Margaretha, eine Tochter Friedrichs II., welche mit Albert dem Unartigen oder dem Bösartigen, dem Landgrafen von Meißen, vermählt war. Albert wollte sie von einem Diener ermorden lassen, um eine andere Frau heirathen zu können; aber der Diener entdeckte seiner Herrin das Vorhaben ihres Gemahls und verhalf ihr zur Flucht, indem er sie an einem Seile aus einem Fenster der Wartburg hinabließ. Bevor die Unglückliche aus dem Schlosse floh, nahm sie noch in der Nacht Abschied von ihren drei Söhnlein, Friedrich, Heinrich und Diezmann. Im unendlichen Schmerze über ihr Unglück biß sie ihren ältesten Sohn Friedrich in die Wange, wovon dieser den Beinamen „mit der gebissenen Wange" erhielt. Sie floh nach Frankfurt am Main und starb daselbst noch in demselben Jahre 1270. Das war das unglückliche Ende der letzten Hohenstaufin.

XIV. Die letzten Kreuzzüge.

Wir haben die bedeutendsten Kreuzzüge in den Jahren 1096, 1147, 1189 und 1228 schon erzählt und wollen hier noch von den übrigen kurz berichten, indem wir zugleich bemerken, daß zwischen den Hauptzügen fast beständig kleinere Schaaren nach dem Orient zogen, um die dortigen Christen zu unterstützen.

Zwischen die Kreuzzüge Friedrichs I. und Friedrichs II., in die Jahre 1202—1204, fällt der s. g. vierte Kreuzzug. In Frankreich nämlich entschlossen sich, auf Anregung des Papstes Innocenz III. und besonders durch die Bemühungen des Meisters Fulco, der umherzog und das Kreuz predigte, im Anfang des Jahrhunderts viele Ritter und Grafen zu einem Zuge nach dem heil. Lande. Zu ihnen gesellte sich

eine große Menge deutscher und italienischer Wallfahrer, so daß im J. 1202 mehr als 40,000 Krieger in Venedig zusammenkamen, um auf 480 venetianischen Schiffen nach dem Osten zu steuern. Der Anführer der venetianischen Flotte war der alte blinde Doge Dandolo. Da die Kreuzfahrer die Bezahlung der Fahrt nicht aufbringen konnten, so bedienten sich ihrer die Venetianer zur Eroberung der Stadt Zara, die der König von Ungarn ihnen entrissen hatte. Dann ließen sich die Kreuzfahrer und Venetianer von Alexius, dem Sohne des griechischen Kaisers Isaak Angelus, den sein Bruder Alexius III. vom Throne gestoßen und geblendet hatte, durch große Versprechungen überreden, gegen Constantinopel zu ziehen und dem alten Isaak sein Reich wieder zu verschaffen. Constantinopel wurde erobert und Isaak aus dem Kerker auf den Thron geführt. Da aber dieser die Versprechungen seines Sohnes Alexius nicht erfüllen konnte, Alexius von seinen Unterthanen getödtet wurde und der Vater bald darauf aus Gram starb, so erstürmten die Kreuzfahrer die Stadt und machten sich zu Herrn des griechischen Reiches (1204). Sie setzten den Grafen Balduin von Flandern als Kaiser des neuen lateinischen Reiches auf den Thron; den größten Theil des griechischen Reiches jedoch nahmen theils die Venetianer, theils der französische und italienische Adel in Besitz, während in Kleinasien zwei Prinzen des griechischen Kaiserhauses, der eine in Nicäa, der andere in Trapezunt neue Kaiserreiche gründeten. Von Nicäa aus eroberte Michael Paläologos im J. 1261 Constantinopel und machte dem lateinischen Kaiserreich ein Ende. Dies hatte also 57 Jahre bestanden. Den Zug nach dem heil. Lande hatten jene Kreuzfahrer aufgegeben, so daß von einem Kreuzzug eigentlich keine Rede sein kann.

Im J. 1212 zeigte sich eine eigenthümliche Erscheinung. In der Nähe von Paris und in anderen Gegenden Frankreichs sammelten sich plötzlich Schaaren von Kindern, um einen Kreuzzug zu machen. Die früheren Unternehmungen von Erwachsenen hatten keinen rechten Erfolg gehabt; das kam wohl von den Sünden der Unternehmer. Da gerieth

man auf den verrückten Gedanken, daß das heilige Werk eher unschuldigen Kindern gelingen werde. Den französischen Kindern schlossen sich Kinder aus Deutschland an, auch Erwachsene, Männer und Frauen, Geistliche und Laien, und so zogen diese jungen Kreuzfahrer, trotz der Abmahnungen ihrer Eltern und Verwandten, zum Theil über die Alpen nach Italien, zum Theil in die französischen Häfen am Mittelmeer, um sich nach Palästina einzuschiffen. Ein großer Theil derselben kam durch Hunger und Ermattung um, ehe sie Italien erreichten; die in den Hafenstädten Angekommenen fielen meistens Betrügern in die Hände und wurden den Ungläubigen als Sclaven verkauft.

Nach dem Kreuzzug des Kaisers Friedrich II. unternahm noch der König von Frankreich, Ludwig IX. oder der Heilige, einen Kreuzzug im J. 1248, den er in einer schweren Krankheit gelobt hatte. Er griff Aegypten an, eroberte Damiette, wurde aber auf dem Zuge gen Cairo geschlagen und gefangen. Er erhielt seine Freiheit gegen ein großes Lösegeld und kehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, in die Heimat zurück. Da er sein Gelübde noch nicht erfüllt glaubte und der Sultan von Aegypten den Christen in Palästina eine Besitzung nach der andern entriß, so rüstete er nach etwa 20 Jahren (1270) eine neue Fahrt aus, ging aber zunächst hinüber nach Tunis, weil es hieß, der Fürst von Tunis werde unter dem Schutze des Kreuzheeres zum Christenthum übergehen. Aber der König sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Während er die Stadt belagerte, erlag er mit einem großen Theil seines Heeres einer Seuche.

Im J. 1291 ging Accon, die letzte Besitzung der Christen in Palästina, an die Ungläubigen verloren. Einen dauernden Besitz im Osten hatten also die Kreuzzüge nicht zur Folge gehabt; aber ihre Wirkungen auf das christliche Abendland waren doch bedeutend. Sie hatten das Ansehen und den Einfluß der Päpste und der Geistlichkeit gehoben. Da durch den Untergang zahlreicher Ritter und Edlen viele Lehen erledigt wurden, erweiterte sich die Hausmacht der Fürsten; die bürgerlichen Gemeinden erkauften von ihren Herrn, welche für

ihren Auszug viel Geld brauchten, mancherlei Freiheiten, und die leibeigenen Bauern erhielten die Freiheit, wenn sie das Kreuz nahmen. Der Handel fand neue Wege und gelangte zu einem außerordentlichen Aufschwung, und namentlich gedieh das Ritterthum zu seiner schönsten Blüthe.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis zum Ende des Mittelalters.

1273—1500.

XV. Rudolf von Habsburg.

1273—1291.

Nachdem Richard von Cornwallis im J. 1272 gestorben war, wählten sich die Deutschen das Jahr darauf, ohne weiter auf Alphons von Castilien Rücksicht zu nehmen, wieder einen einheimischen König, den Grafen Rudolph von Habsburg, der in der Schweiz, im Elsaß und dem übrigen Süddeutschland begütert war, ein wegen seiner Frömmigkeit und Biederkeit, seiner Tapferkeit und Kriegskenntniß allgemein geehrter Mann. Bekannt ist die in dem Gedichte von Schiller „Der Graf von Habsburg" behandelte Geschichte, wie der Graf Rudolph einst auf der Jagd einem Priester, der mit dem heil. Sakrament zu einem Kranken auf dem Wege war und eben im Begriffe stand einen angeschwollenen Bach zu durchwaten, sein Roß lieh, damit er seine heilige Pflicht vollführen könne, wie er dann am folgenden Tage, als der Priester das Roß zurückbrachte, es für immer dem Dienste der Kirche übergab. Dieser Priester soll später Kaplan des Erzbischofs von Mainz, Werner von Eppstein, gewesen sein und auf Rudolph als einen für den Königsthron geeigneten Mann aufmerksam gemacht haben. Der Erzbischof selbst hatte den Grafen

Rudolph schon früher kennen gelernt; dieser hatte ihm, als er nach Rom reiste, sicheres Geleit durch die Schweiz gegeben. Als beide sich trennten, sprach der Bischof zu dem Grafen: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte nur noch so lange, daß ich euch für den mir erwiesenen Dienst reichlich belohnen könnte.“ Jetzt schlug Werner den übrigen Wahlfürsten den Grafen von Habsburg als König vor, und diese waren einverstanden.

Während der letzten Zeit des Kaisers Friedrich II. und des Interregnums waren fast alle kaiserlichen Rechte in die Hände der Reichsfürsten gekommen, und diese hatten keine Lust, von der gewonnenen Macht wieder etwas abzugeben. Die Wahlfürsten, jetzt die sieben ersten Fürsten im Reich, wollten zwar, daß durch den König wieder Ordnung in die Verhältnisse gebracht würde; aber sie wünschten keinen mächtigen König, vor dem sie sich beugen müßten. Daher wählten sie gerne einen Grafen, dessen Macht ihnen nicht bedrohlich war, der aber, von ihnen unterstützt, doch das Reich in Ordnung zusammenhalten könnte.

Rudolph belagerte eben die Stadt Basel, als ihm die Botschaft überbracht wurde, daß er zum deutschen König ernannt sei. Er bot sogleich den Baselern den Frieden an, und diese öffneten ihm jubelnd die Thore; der Bischof von Basel aber ward krank vor Angst und rief: „Nun sitze fest, Herr Gott, auf deinem Thron; sonst wird dieser Rudolph deinen Platz einnehmen!“ Von Basel begab sich der neue König nach Aachen, um sich krönen zu lassen. Nach dieser Feierlichkeit, die nach langer Zeit wieder mit Pracht und Fröhlichkeit vor sich ging, begaben sich die Fürsten in die Kirche, um nach altem Brauch von dem neuen Oberhaupte die Belehnung mit ihren Reichslehen zu empfangen; aber es fehlte das Reichsscepter, auf welches die Fürsten den Lehenseid leisten mußten. Da ergriff Rudolph rasch entschlossen ein Kruzifix, hob es in die Höhe und sprach: „Dieses Zeichen, durch welches wir und die ganze Welt erlöset sind, soll uns statt des Scepters dienen.“ Darauf reichte er es den Fürsten hin; sie küßten es und leisteten darauf die Huldigung.

Rudolph war schon ein Mann von 55 Jahren, aber

er stand noch in rüstiger Kraft. Mit fester Entschiedenheit griff er in die Verhältnisse ein und schaffte Ordnung, wo es noth that. Seine Thätigkeit beschränkte sich blos auf Deutschland; nach der Krone von Italien und der römischen Kaiserkrone trug er kein Verlangen. Er ist als König nach Italien, wo die deutsche Kraft sich so oft verblutet hatte, nie gegangen; er verglich es mit der Höhle des Löwen, in welche viele Fußtapfen hinein, aber wenige herausführten. In Deutschland hatten viele Fürsten und Herrn sich unbefugter Weise Reichsgüter angeeignet. Diese sollten wieder nach Reichstagsbeschluß an den Kaiser zurückgegeben werden, eine Maßregel, die zur Kräftigung der kaiserlichen Gewalt unumgänglich nöthig war. Aber viele Fürsten widersetzten sich, namentlich viele Grafen in Schwaben, wie der wilde Graf Eberhard von Würtemberg, und in Burgund. Rudolf brachte sie durch Gewalt der Waffen zur Unterwerfung.

Der mächtigste Gegner Rudolphs war der König Ottokar von Böhmen und Mähren, der nach dem Aussterben der Babenberger, der Herzoge von Oestreich, während des Interregnums sich der Länder Oestreich, Steiermark und Krain und dazu auch noch des Herzogthums Kärnthen nach dem Tode des letzten Herzogs bemächtigt hatte. Ottokar kümmerte sich wenig um das deutsche Reich, dessen Vasall er war, und hatte keine Lust, dem neuen König, „dem armen Grafen", wie er ihn nannte, zu huldigen; er gedachte sich ein unabhängiges Reich zu gründen. Rudolph forderte ihn zur Huldigung auf und verlangte die Herausgabe der eben genannten Länder, als erledigten Reichsguts. Da der stolze König auf dreimalige Ladung nicht erschien, so wurde er mit der Reichsacht belegt und der Krieg gegen ihn beschlossen. Im J. 1276 zog Rudolph mit einer nicht beträchtlichen Macht zum Kriege gegen Ottokar nach Oestreich. Der Erzbischof von Salzburg entband die Einwohner des Gehorsams gegen den widerspenstigen Böhmenkönig, und diese, schon längst unzufrieden mit seinem harten Regiment, fielen sämmtlich von ihm ab, bis auf Wien, das von Ottokar mit einem starken Heere gedeckt war. Die Donau trennte beide Heere. Da Rudolph rasch eine Schiff-

brücke zu schlagen begann, um an Ottokar heranzukommen, sank diesem der Muth, und er unterwarf sich ohne Kampf. Er behielt seine Erbländer Böhmen und Mähren als deutsche Lehen; die übrigen Länder aber sollte er herausgeben. Die Belehnung fand in dem Lager des Kaisers statt. Der stolze Böhmenkönig kniete in seinem prächtigen Königsornat vor dem im einfachen Kriegskleid dasitzenden Kaiser und leistete den Lehenseid. Man hatte vorher Rudolph gefragt, ob er nicht zu der Feierlichkeit den königlichen Schmuck anlegen wollte; aber er antwortete: „Nein, der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht; heute soll mein graues Wams einmal über ihn lachen, und die fremden Völker sollen sehen, was die Waffen der Deutschen vermögen."

Die Demüthigung vor dem „armen Grafen" kränkte den Böhmenkönig sehr; und dazu kamen dann noch der Spott und die Vorwürfe seiner Gemahlin, die ihn mit einem Maulthier verglich, das, so lange der Wolf fern, den Kopf hoch trage und ausschlage, hernach sich aber ohne Widerstand zerreißen lasse. Wie ein Hund habe er von ferne den deutschen König angebellt, in der Nähe aber ihn angewedelt. Ottokar ergriff daher aufs neue die Waffen. Er wurde auf dem Marchfelde unweit Wien in einer schweren Schlacht geschlagen (1278) und fiel selbst durch die Hand eines steierischen Ritters, dessen Bruder er hatte hinrichten lassen. Auch Rudolph kam in dieser Schlacht in Lebensgefahr. Ein polnischer Ritter sprengte mit Ungestüm auf ihn ein und stach sein Pferd nieder; er stürzte zu Boden, deckte sich aber mit dem Schilde gegen die über ihn hinjagenden Reiter, und wurde nur mit Mühe aus dem Getümmel gerettet. Den Polen fand man hernach schwer verwundet auf dem Schlachtfeld; Rudolphs Leute wollten ihn für seinen Frevel tödten, aber Rudolph rief: „Das wolle Gott verhüten! Einen so tapferen Ritter tödten, hieße dem Reich unersetzlichen Schaden zufügen," und ließ ihn orglich pflegen.

Böhmen und Mähren wurden Ottokars 11jährigem Sohne Wenzislaus oder Wenzel belassen; aber mit Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain belehnte der Kaiser seine

beiden Söhne Albrecht und Rudolph und begründete dadurch die Größe seiner Hausmacht. Als im J. 1290 sein Sohn Rudolph starb, ward Albrecht alleiniger Herr der östreichischen Länder. Kärnthen aber ward an den Grafen Mainhard von Tyrol, den Schwiegervater des jüngeren Rudolph, abgetreten. Auch noch dadurch verstärkte Rudolph die Macht seines Hauses, daß er seine sechs Töchter mit hervorragenden, meist deutschen Fürsten vermählte.

Ein Hauptverdienst um Deutschland erwarb sich Rudolph von Habsburg durch eine strenge Handhabung des Landfriedens. Dem Faustrecht wurde gründlich gesteuert. Er durchzog unermüdlich das Reich, zerbrach die Raubburgen und hielt strenges Gericht über die ritterlichen Räuber. Bei einem Zuge durch Thüringen zerstörte er einmal 66 Burgen, und zu Erfurt wurden nicht weniger als 29 Raubritter an einem Tage aufgeknüpft. Ueberall wurden das königliche Ansehen und die Gesetze wieder zu Ehren gebracht. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt: „Ruhe und Friede folgte auf Krieg und Zerrüttung. Der Landmann nimmt den Pflug wieder zur Hand, der lange ungebraucht im Winkel lag; der Kaufmann, der aus Furcht vor Räubern zu Hause blieb, durchreist jetzt das Land mit großer Sicherheit, und die Räuber und Bösewichter, die zuvor öffentlich und ohne Scheu herumschwärmten, suchen sich in Wüsteneien zu verbergen."

Rudolph wünschte, daß sein Sohn Albrecht ihm auf dem deutschen Throne folge, und er machte daher auf einem Reichstag zu Frankfurt (1291) bei den Fürsten einen derartigen Antrag. Aber die Fürsten wollten eben keinen mächtigen Kaiser, und zudem haßten und fürchteten sie Albrecht wegen seines düstern und harten Sinnes, wegen seines Stolzes und seiner Herrschsucht. Sie gaben Rudolph eine ausweichende Antwort. Der Kaiser reiste verstimmt von Frankfurt ab nach Straßburg, und als er hier erkrankte, sprach er zu seiner Umgebung: „Wohlan nach Speier!" Dort wollte er in der Kaisergruft begraben sein. Er starb schon unterwegs auf der Burg zu Germersheim, in einem Alter von 73 Jahren, im Juli 1291.

Rudolph von Habsburg, „der Wiederhersteller Deutschlands“ (Instaurator Germaniae), wie ihn seine Zeitgenossen nannten, war ein hoher, schlanker Mann mit einnehmenden und regelmäßigen Gesichtszügen, nur war seine Nase ungewöhnlich lang, eine Eigenthümlichkeit, die sich auch bei seinen Nachkommen öfter findet. Seine Lebensweise war im höchsten Grade einfach und mäßig; in seiner Kleidung vermied er allen Prunk. Im Kriege trug er ein schlichtes graues Wams, und es kam wohl vor, daß er mit eigener Hand es ausbesserte. Jedermann hatte Zutritt zu ihm. Als einst die Wache einen gemeinen Mann nicht vorlassen wollte, rief er: „Ei laß ihn doch herein! Bin ich denn zum Kaiser erwählt, daß man mich einschließe?“ Bis in sein hohes Alter behielt er einen lebhaften und zu munterem Scherze geneigten Sinn. Wegen seiner schlichten Kleidung erkannte man oft in ihm den Kaiser nicht, was bisweilen zu Verwechslungen und ergötzlichen Abenteuern führte. Einst ging er am frühen Morgen in den Straßen von Mainz herum, und da es ihn fror, trat er in ein Bäckerhaus, um sich am Backofen zu wärmen. Die Frau Bäckerin aber, die ihn für einen gemeinen Kriegsknecht ansah, fuhr ihn an und rief: „Trolle dich fort zu deinem Bettelkaiser, der mit seinen Pferden und Knechten das ganze Land aufzehrt.“ Der Kaiser lachte und blieb stehen; da gerieth die Frau so in Zorn, daß sie ihm unter lautem Schelten einen Kübel Wasser über den Kopf goß. Rudolph eilte nun triefend in sein Lager zurück. Als er des Mittags an der Tafel saß, schickte er der freundlichen Frau einige Schüsseln Speisen zu und ließ ihr sagen, der Reitersmann, gegen den sie am Morgen so freundlich gewesen, schicke ihr dieses aus Dankbarkeit. Als die Frau erfuhr, wer der arme Kriegsknecht gewesen, gerieth sie außer sich vor Schreck, lief zu dem Kaiser, der noch bei Tafel saß, und warf sich ihm Gnade flehend zu Füßen. Rudolph hieß sie freundlich aufstehen und dictirte ihr als Strafe, daß sie die Geschichte von heute Morgen der anwesenden hohen Gesellschaft erzählen mußte.

XVI. Die Kaiser Adolph von Nassau und Albrecht von Oestreich. Heinrich VII. von Luxemburg.

1292—1298. 1298—1308. 1308—1313.

Nach Kaiser Rudolphs Tode brachte es der schlaue Erzbischof von Mainz, Gerhard, aus dem Hause Eppstein, dahin, daß die Wahlfürsten ihm die Ernennung des neuen Kaisers übertrugen, und er ernannte seinen Verwandten Adolph von Nassau, wieder einen armen Grafen, der den Großen nicht gefährlich werden konnte. Da Adolph, ein ritterlicher Mann von vielen trefflichen Eigenschaften, dem Beispiele seines Vorgängers folgend, sich eine größere Hausmacht schaffen wollte, so kaufte er in schmählichem Handel von dem Landgrafen von Meißen, Albrecht dem Unartigen, der seinen Söhnen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, sein Erbe entziehen wollte, Thüringen und Meißen; er wurde aber dadurch mit den tapfern jungen Männern Friedrich und Diezmann, in deren Adern hohenstaufisches Blut floß, in einen langjährigen Krieg verwickelt, der Thüringen arg verwüstete. Gerhard von Mainz hatte seinen Vetter auf den Thron erhoben, in der Hoffnung, durch ihn regieren und sich mancherlei Vortheil zuwenden zu können; da aber Adolph selbständig auftrat und die vielen Wünsche des Erzbischofs nicht erfüllte, so sagte dieser, er trage noch mehr als einen König in der Tasche, und schloß im Geheimen einen Vertrag mit Albrecht von Oestreich, wodurch er diesem für eine Summe von 15,000 Mark die Königskrone zu verschaffen versprach. Er verabredete sich mit einigen andern Wahlfürsten, setzte Adolph unter mancherlei Anschuldigungen ab und wählte Albrecht zum König. Zwischen den beiden Gegenkönigen kam es zu einer Schlacht am Hasenbühl bei Gellheim unweit Worms. Adolph focht mit heldenmüthiger Tapferkeit; Albrecht dagegen hatte mehrere Ritter verkleidet, daß sie seine Person vorstellten, und focht selbst in der Rüstung eines gewöhnlichen Ritters. Adolph, der im Kampfe seinen Gegenkönig aufsuchte, erlegte mehrere jener verkleideten Ritter, und als er endlich den wirklichen Albrecht

ausgemittelt, stürzte er auf diesen ein und rief: „Hier müßt ihr mir das Reich und das Leben lassen!“ Albrecht erwiederte: „Das steht in Gottes Hand“, und schlug dem Heranstürmenden mit dem Schwerte dermaßen über das vom Helm entblößte Haupt, daß er, auf den Tod getroffen, vom Pferde sank (1298).

Albrecht hatte ein abstoßendes Aeußere; aus seinem durch den Verlust eines Auges entstellten Antlitz sprach Härte und Selbstsucht. Er besaß eine maßlose Herrschsucht und verfolgte seine auf Ländererwerb gerichteteten Pläne mit Energie und starker Willenskraft, ohne Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit; aber trotzdem wollte ihm kein derartiger Plan gelingen. In Böhmen gelang es ihm nach dem Aussterben der alten Königsfamilie, seinen Sohn Rudolph auf den Thron zu bringen; aber dieser starb plötzlich schon im folgenden Jahre (1307), und nun erklärten die Böhmen, sie würden keinen Habsburger mehr als König annehmen, und wählten sich Heinrich von Kärnthen. Thüringen wollte Albrecht für sich als erledigtes Reichslehen in Besitz nehmen, weil es sein Vorgänger Adolph besessen habe; sein Heer aber wurde von Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann bei Luckau dermaßen geschlagen, daß das Sprüchwort entstand: „Sie laufen wie die Schwaben bei Luckau.“

Ebenso mißlang der Versuch des Kaisers, die drei schweizerischen Landschaften, Schwyz, Uri und Unterwalden dem Hause Habsburg zu unterwerfen. Diese reichsunmittelbaren Lande waren rings von habsburgischen Besitzungen umschlossen, und der Kaiser machte ihnen den Vorschlag, ihre Reichsunmittelbarkeit aufzugeben und sich der Landesherrlichkeit Oestreichs zu unterwerfen. Da sie erklärten, sie wollten in denselben Verhältnissen verbleiben wie ihre Väter, und um Bestätigung ihrer Rechte und um Zusendung eines Reichsvogts baten, der nach alter Weise den Blutbann ausübe, so gab ihnen Albrecht zwei Vögte, die aber nicht als Stellvertreter des Kaisers, sondern als die des Herzogs von Oestreich auftraten und den Auftrag hatten, die widerspenstigen Lande möglichst zu bedrücken, daß sie zuletzt froh wären, unter öst-

reichische Herrschaft zu kommen. Diese Vögte waren Ritter Geßler von Bruneck und der Edle Beringer von Landenberg; jener nahm seinen Sitz zu Altdorf in Uri, dieser zu Sarnen in Unterwalden. Als Stellvertreter des Landenberg wurde noch ein dritter Vogt, ein Edler von Wolfenschießen, auf der Burg Roßberg in Unterwalden eingesetzt. Die Vögte gaben sich Mühe, das Volk mit Uebermuth in aller Weise zu bedrücken und seine Rechte zu kränken.

Landenberg ließ einst einem vornehmen Bauer, Heinrich von Melchthal, wegen eines geringen Vergehens zwei Stiere vom Pfluge wegnehmen, und als Heinrichs Sohn, Arnold, dem Kriegsknecht Gegenvorstellung machte, sagte dieser mit Hohn: „Die Bauern mögen selbst den Pflug ziehen." Da schlug Arnold im Zorn dem Schergen zwei Finger entzwei. Er entfloh, um der Strafe des Vogts zu entgehen, zu Walther Fürst von Attinghausen in Uri und hielt sich dort verborgen. Landenberg forderte nun von dem Vater Arnolds, daß er ihm den Zufluchtsort seines Sohnes angebe, und da er dies nicht wollte oder konnte, so ließ er ihm die Augen ausstechen. Einst ritt Geßler durch das Dorf Steinen, wo das stattliche Haus des Werner Stauffacher stand. „Wem gehört dieser stolze Bau?" fragte er den biederen Stauffacher. Der antwortete vorsichtig: „Meinem Herrn, dem Kaiser, und euch, dem Stellvertreter des Kaisers, und mir als des Reiches Lehen." Da sprach Geßler finster und herrisch: „Ich bin für meinen Herrn der Fürst im Lande, und ich mag nicht dulden, daß ein Bauer ohne meine Erlaubniß solche Häuser baue. Euch steht es nicht an, wie Herrn frei zu sein; fortan werde ich es euch wehren." Stauffacher erkannte den Sinn dieser Drohung, und ermuntert von seinem hochherzigen Weibe, ging er hinüber zu Walther Fürst, um mit ihm zu berathen, wie das Land von seinem Drucke befreit werden könne. Er traf auch dort den Arnold Melchthal. Die drei Männer entschlossen sich, die allgemeine Gährung des Landes zur Abschüttelung des Joches zu benutzen. Am 7. November 1307 kamen sie während der Nacht auf dem Rütli oder Grütli, einem von Felsen eingeschlossenen heimlichen Platze am Vier-

waldstädter See, jeder von 10 vertrauten Männern begleitet, zu einer Besprechung zusammen. Nach ernster Berathung verpflichteten sich die 33 Männer durch Wort und Handschlag, am 1. Januar des nächsten Jahres 1308 das Zeichen zum Aufstand zu geben und die Vögte zu vertreiben, aber ohne Mord und andere verwerfliche Gewaltthat.

Noch vor diesem Tage fand, nach der sagenhaften Erzählung der Urner, der tyrannische Geßler seinen Tod durch Wilhelm Tell aus Bürglen unweit Altdorf. Der Vogt hatte auf dem Markte zu Altdorf einen Herzogshut auf einer Stange aufstecken lassen und den Befehl gegeben, daß jeder Vorübergehende den Hut ehrerbietig grüßen müsse, wie wenn es der Herzog von Oestreich selbst wäre. Da kam eines Tages Wilhelm Tell, der Eidam Walther Fürsts, an dem Hute vorbei, ein Mann, der als tapferer Schütze weit und breit in den Bergen bekannt war. Der weigerte sich, den Hut zu grüßen. Als Geßler dies hörte, ließ er Tell ergreifen und befahl ihm, da er ja ein so tüchtiger Schütze sei, seinem eignen Kinde einen Apfel vom Kopfe zu schießen. Tell bat und flehte, ihn nicht zu so schwerer That zu zwingen; aber der Vogt verlangte den Schuß, und — der Schuß gelang. Geßler aber wollte den kühnen Mann einmal verderben. Er hatte gesehen, wie Tell vor dem verhängnißvollen Schuß einen zweiten Pfeil aus dem Köcher genommen und in seinen Koller gesteckt hatte. Jetzt fragte er, warum er das gethan, und da Tell mit der Antwort zögerte und dann sich mit den Worten entschuldigte, das sei so Schützenbrauch, forderte er ihn auf, frei den Grund zu sagen, indem er ihm Sicherheit seines Lebens versprach. Da antwortete Tell: „Nun, so will ich euch gründlich die Wahrheit sagen. Wenn ich meinen Knaben getroffen hätte, dann hätte ich diesen zweiten Pfeil gegen euch gerichtet und sicherlich nicht gefehlt.“ Der Vogt erschrak und sprach: „Deines Lebens habe ich dich versichert und will es halten; weil ich aber deinen bösen Willen erkannt, so lasse ich dich an einen Ort bringen, wo weder Sonne noch Mond scheint, auf daß ich vor dir sicher sei.“ Und er ließ ihn binden und auf ein Schiff bringen, um ihn über den See mit sich nach seinem

Schlosse Küßnacht zu führen. Während der Fahrt aber entstand ein furchtbarer Sturm, so daß die Schiffer in Angst geriethen und dem Vogt erklärten, nur Tell, der starke und geschickte Fährmann, könne das Schiff retten. Tell ward seiner Ketten entledigt; er zwang das Schiff durch die tobende Flut an eine niedere Felsplatte des Ufers, sprang rasch selbst mit Bogen und Pfeil hinaus und stieß das Schiff mit dem Fuß in die Wogen zurück. Die Stelle, wo dies geschah, heißt heute Tellsplatte und liegt dem Rütli schief gegenüber. Ein Kirchlein steht da zum Andenken. Geßler entkam übrigens glücklich dem Sturm und ritt, nachdem er gelandet, über die Berge nach Küßnacht hin, Grimm im Herzen. Tell hatte die schrecklichste Rache zu fürchten; sein Leben und das Leben von Weib und Kind standen auf dem Spiel. Hier galt es rasches Handeln. Er legte sich in einem Engpaß bei Küßnacht, durch welchen der Vogt kommen mußte, auf die Lauer und schoß ihm einen Pfeil in die Brust. Als er sterbend vom Pferde sank, rief er: „Das ist Tells Geschoß!" Auch hier steht zum Andenken eine Kapelle.

Von einem Tyrannen war das Land befreit; mit dem 1. Januar 1308 begann der allgemeine Aufstand, der das mißhandelte Volk von all seinen Bedrängern erlöste. In der Neujahrsnacht erstiegen 20 junge Gesellen an einem Strick mit Hülfe einer Magd die Burg Roßberg und bemächtigten sich aller Insassen. Am folgenden Morgen ging eben Landenberg aus dem Thore seiner Burg Sarnen, um die Kirche zu besuchen. Da begegneten ihm 20 Männer, die ihm nach altem Brauch Kälber, Ziegen, Lämmer und Geflügel als Neujahrsgabe brachten. Er hieß sie freundlich die Gaben in das Schloß bringen. Kaum aber waren sie durch das Thor eingegangen, so zogen sie auf ein gegebenes Zeichen spitze Eisen aus dem Busen, steckten sie auf ihre langen Stäbe und machten sich, so bewaffnet, unter Beihülfe von 30 andern Männern, die in einem Hinterhalte gelegen, zu Herrn der Burg. Als Landenberg hörte, was geschehen, wollte er erschreckt aus dem Lande fliehen. Er ward eingeholt; aber die Schweizer thaten ihm nichts zu Leide, sie ließen ihn blos schwören, daß er für

immer ihr Land meiden wollte. Nun loderten auf allen Bergen die Freiheitsfeuer. Alle Burgen der Vögte wurden zerstört, und alle Schergen derselben flohen aus dem Lande. Keine Grausamkeit befleckte den ruhmvollen Sieg. Am 6. Januar 1308 versammelten sich die Abgeordneten von Schwyz, Uri und Unterwalden zu Brunnen und beschworen auf 10 Jahre einen feierlichen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit; aber vom deutschen Reiche fielen sie nicht ab. Das war der Anfang der Schweizer Eidgenossenschaft, die in der Folge tapfer ihre Freiheit gegen die Oestreicher und andere Feinde vertheidigte und durch den allmählichen Anschluß der benachbarten Landschaften sich zu der jetzigen Ausdehnung erweiterte. Im westphälischen Frieden (1648) wurde die Schweiz als eine von Deutschland getrennte Republik anerkannt.

Während der Kaiser Albrecht zu Aarau verweilte, mit Rüstungen beschäftigt, die gegen Böhmen und Thüringen gerichtet waren, traf ihn die Nachricht von dem Aufstand der Waldstädte. Er schwor, sie mit blutiger Strenge zum Gehorsam zurückzubringen; aber mitten in seinen Entwürfen ereilte ihn selbst ein blutiger Tod. Sein Bruder Rudolph hatte einen Sohn hinterlassen, den Herzog Johann, dem ein Theil der östreichischen Besitzungen, namentlich die in dem alten Herzogthum Schwaben gelegenen, die man Vorderöstreich nannte, bestimmt waren. Albrecht war der Vormund des Neffen und verwaltete sein Erbtheil. Es hatte den Anschein, als ob der ländergierige Mann diese Besitzungen für sich behalten wollte; denn auch nach eingetretener Volljährigkeit des Neffen gab er sie trotz der wiederholten Forderung desselben nicht heraus. Dadurch keimte in der Brust des Jünglings schwerer Haß gegen den Oheim auf und der verbrecherische Gedanke, sich blutig zu rächen. Schlimme Freunde, Rudolph von der Wart, Walther von Eschenbach, Rudolph von Palm und Konrad von Tegernfeld, bestärkten ihn in seinen Rachegedanken und versprachen ihre Hülfe.

Am 1. Mai 1308 hielt Albrecht zu Baden bei Aarau

ein glänzendes Hoffest; und auch an diesem Tage flehte Johann wieder vergebens um Rückgabe seines Erbes. Bei dem Mahle wurden nach alter Sitte Maikränze unter die Gäste vertheilt. Der Kaiser nahm den schönsten und legte ihn, um den mißmuthigen Neffen zu versöhnen, lächelnd auf dessen Haupt, mit den Worten: „Seht, eine solche Krone mögt ihr wohl tragen; die andre ist für euch noch zu schwer.“ Das klang dem Jüngling wie Hohn, und sein schwarzer Entschluß stand jetzt fest. Nach dem Mahle ritt Albrecht, begleitet von Johann und seinen Freunden, hinüber nach Rheinfelden, seiner Gemahlin Elisabeth entgegen. Als er über die Reuß fuhr, blieb sein übriges Gefolge zurück, und Johann mit seinen Freunden drängten sich in den Kahn. Als sie jenseits den Weg fortsetzten, rief plötzlich Johann: „Die Stunde der That ist erschienen!“ und sofort stürzten sich Eschenbach, Palm und Wart auf den Kaiser und brachten ihm mehrere Wunden bei. „Zur Hülfe, Vetter!“ rief der Kaiser seinem Neffen zu; doch mit den Worten: „Nimm die Hülfe!“ stieß Johann dem Oheim das Schwert in den Rücken, daß es auf der Brust wieder hervordrang. Der König sank vom Pferde und starb im Schoße eines armen Weibes, die am Wege saß.

Die Mörder zerstoben, von den Furien ihrer That getrieben, nach allen Winden. Johann, der von seinem Verbrechen den Beinamen Parricida, d. h. Verwandtenmörder, erhielt, soll in Pisa in Italien als Mönch gestorben sein. Eschenbach soll im Würtembergischen als Schäfer noch 35 Jahre lang verborgen gelebt haben; Palm starb in Basel in Dürftigkeit. Albrechts Gemahlin Elisabeth und seine Tochter Agnes, Königin von Ungarn, übten eine gräßliche Blutrache. Rudolph von der Wart, der allein seinen Feinden in die Hände fiel, wurde lebendig aufs Rad geflochten; drei Tage lang wand er sich in seinen Qualen, während seine Gemahlin in nicht geringerer Seelenqual betend und weinend daneben kniete. Die Güter der Mörder wurden verwüstet, ihre Burgen zerstört und ihre Verwandten und Dienstleute gemordet oder verjagt. Für Agnes war es eine Augenweide, 63 Mannen Palms enthaupten zu sehen, und Eschenbachs wim-

merndes Kind hätte sie eigenhändig erwürgt, wenn es ihr die Kriegsleute nicht entrissen hätten. Als Herzog Friedrich, Albrechts Sohn, dem Wüthen der Mutter und Schwester Einhalt thun wollte, sprach jene: „Du hast den blutigen Leichnam nicht gesehen. Barfuß und bettelnd wollte ich durch die Welt gehen, wenn ich deinen Vater noch am Leben wüßte.“ Nachdem Ströme von Blut geflossen, stifteten die Wittwe und die Tochter Albrechts an der Stelle, wo er gestorben, zum Heil seiner Seele das Kloster Königsfelden. — Die Jahre 1208 und 1308 sind die Jahre in der deutschen Geschichte, in denen ein Königsmord vorfiel.

Sieben Monate nach Albrechts Tod wurde wieder ein Graf auf den deutschen Thron erhoben, Heinrich VII. von Luxemburg, der von 1308--1313 regierte. Auch ihm gelang es, eine bedeutende Hausmacht zu gründen, indem er seinen Sohn Johann mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth vermählte und ihm so die Krone von Böhmen gewann. Er ward in Italien zum König von Italien und römischen Kaiser gekrönt.

XVII. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich.

1314—1347. 1314—1330.

Nach Heinrichs VII. Tode wählte dieselbe Partei, welche nach Albrechts Tode das östreichische Haus umgangen hatte, die s. g. luxemburgische Partei, wiederum einen Nichtöstreicher, den Herzog Ludwig von Oberbaiern; aber die östreichische Partei stellte ihm den Herzog Friedrich den Schönen von Oestreich, den ältesten Sohn Albrechts, als Gegenkönig gegenüber. Ludwig und Friedrich waren nahe Verwandte, waren beide Enkel Rudolphs von Habsburg und hatten einen Theil ihrer Jugend gemeinsam verlebt; jetzt trennte sie der Streit um die Kaiserkrone, und es entstand ein Krieg, der 8 Jahre lang Deutschland verwüstete. In diesem Kriege war

eine Hauptstütze Friedrichs sein tapferer Bruder Leopold, „die Blume der Ritterschaft."

Die Schweizer standen in diesem Kampfe natürlich auf Seiten Ludwigs. Leopold wollte sie züchtigen und zog im J. 1315 mit einem Heere von 9000 M., von denen ein großer Theil aus wohlgewappneten Rittern bestand, in die Schweizerberge. Die Bewohner von Schwyz, Uri und Unterden brachten nur 1350 M. zusammen, und die waren noch unvollkommen bewaffnet. Sie besetzten die Höhe über dem Engpaß Morgarten, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem Agerisee hinzieht. Als Leopold mit seiner unbeholfenen Reiterei in diesen Paß einrückte, wälzten die Schweizer gewaltige Steinblöcke von der Höhe hinab und schleuderten andere mit großer Leibeskraft mitten unter sie, so daß eine große Verwirrung entstand. Die Pferde wurden scheu und rannten zurück in das nachfolgende Fußvolk, andere sprangen in den See. Da stürmten die Schweizer von dem Berge herab mit Ungestüm auf sie ein und brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Ueber 1500 Gemeine und 350 Edle fanden ihren Tod unter den Hellebarden und Morgensternen der Schweizer oder in den Fluthen des Sees. Auch Landenberg war unter ihnen. Die Sieger hatten nur 15 Todte. Leopold floh mit einem kleinen Häuflein nach Winterthur. Nach diesem Siege verwandelten die drei Waldstädte ihren auf 10 Jahre geschlossenen Bund in einen Bund auf ewige Zeiten.

Der Krieg zwischen Friedrich und Leopold fand endlich im J. 1322 seine Entscheidung in der Schlacht bei Mühldorf am Inn. Friedrich und Leopold hatten verabredet, von zwei Seiten in Baiern einzudringen. Der erstere zog von Osten heran und kam bis zu dem Städtchen Mühldorf, wo sich ihm Ludwig von Baiern entgegenstellte. Leopold nahte von Westen, von Vorderöstreich her, um sich mit dem Bruder zu verbinden. Jeder von beiden hatte ein größeres Heer als Ludwig besaß, und wenn sie sich vereinigten, so war Ludwig verloren. Leopold blieb lange aus; der Bruder schickte ihm einen Boten zu, mit der Aufforderung, zu eilen. Der Bote

ward in einem bairischen Kloster zurückgehalten und trunken gemacht, und Leopold blieb ohne Nachricht. Friedrich aber mußte endlich zum Kampfe schreiten, da die Lebensmittel in der Umgegend aufgezehrt waren. Auf Ludwigs Seite hatte der alte, wohlerfahrene Feldhauptmann Seifried Schweppermann die Leitung der Schlacht übernommen, während Ludwig selbst in einem einfachen Waffenrock, gleich einem gemeinen Mann, in den Kampf ging; denn man hatte ihm schon öfter meuchlings nach dem Leben gestrebt. Friedrich dagegen focht in goldenem, mit dem Reichsadler geschmücktem Harnisch, die Krone auf dem Helm, den Seinen tapfer voran, und er soll allein 50 Feinde erlegt haben. Schon war Ludwigs linker Flügel im Weichen, er selbst in Gefahr, gefangen zu werden, da hieben ihn die Münchener Bäcker aus der Gefahr heraus, bairische Ritter brachten die Weichenden wieder zum Stehen. Jetzt wendete Schweppermann seine Linie so, daß die Sonne, der Wind und der Staub dem Feinde ins Gesicht kamen, und der Vortheil neigte sich allmählich auf die Seite der Baiern. Zehn Stunden schon war heftig gekämpft worden, und die Oestreicher verzweifelten an ihrem Glück. Da sahen sie, wie hinter ihrem rechten Flügel aus einem Waldthal ein frischer Haufe von Streitern erschien mit östreichischen Farben und Feldzeichen; das mußte der sehnlichst erwartete Leopold sein. Froher Muth ging wieder durchs ganze östreichische Heer. Aber wie die 600 Reiter nahe in ihren Rücken und ihre Seite kamen, da erkannten sie, daß sie getäuscht worden. Es waren bairische Reiter unter dem Burggrafen von Nürnberg, die Schweppermann in einen Hinterhalt gelegt hatte. Durch das Eingreifen dieser Schaar wurde die Schlacht entschieden. Bald war das ganze östreichische Heer auf der Flucht. Friedrich selbst wurde gefangen. Als er vor Ludwig geführt wurde, sagte dieser: „Wir sehen euch gern, Herr Vetter!" Friedrich schwieg schmerzerfüllt und gesenkten Hauptes.

Als die Sieger des Abends ihr Siegesmahl hielten, ging es knapp her; denn die ganze Gegend war aufgezehrt. Auf der Tafel des Königs Ludwig waren nur einige Eier. Ludwig vertheilte sie unter seine Gäste; „für Jedermann ein

Ei," sprach er, „für den frommen Schweppermann zwei." Der alte Held verdiente diese Auszeichnung; denn er hatte die Schlacht gewonnen.

Der gefangene Friedrich wurde auf das Schloß Trausnitz in der Oberpfalz in Haft gebracht. Hier saß er 2½ Jahr. Da aber sein Bruder Leopold, voll Zorn und Leidenschaft, den Krieg gegen Ludwig fortführte und auch der Papst Johann XXII. Freund und Feind gegen diesen aufhetzte und sogar den König mit dem Banne und Deutschland mit dem Interdicte belegte, so entschloß sich Ludwig plötzlich, nach Trausnitz zu reiten und seinem gefangenen Gegner Versöhnung anzubieten. Friedrich versprach eidlich, gegen seine Freilassung auf die Krone zu verzichten, die Reichsgüter des östreichischen Hauses zurückzugeben und seinen Bruder sowie den Papst mit Ludwig auszusöhnen. Erreiche er dies letztere nicht, so versprach er in die Gefangenschaft zurückzukehren. Abgezehrt und mit vor der Zeit erbleichtem Haar kam der sonst so schöne und freudige Fürst nach Wien, wo seine Gemahlin Isabella sich die Augen blind geweint hatte. Friedrich konnte seine Familie nicht zur Entsagung und zur Anerkennung Ludwigs bringen; Leopold war entschlossen, für die Ehre seines Hauses weiter zu kämpfen, und auch der Papst wollte von der Aussöhnung nichts wissen. „Dein Eid ist nichtig, den du Ludwig geschworen," sprach der Papst, „und willst du ihn halten, so treffe auch dich der Bann, wie ihn." Aber Friedrich dachte anders. Treu seinem Eide kehrte er nach München zu Ludwig zurück. Der war gerührt von so großem Edelmuth und behielt ihn von nun an als seinen theuersten und treusten Freund bei sich. Sie lebten zusammen in traulichster Verbindung wie in den Tagen ihrer Jugend; sie aßen an einem Tische und schliefen auf einem Lager. Während Ludwig einen Kriegszug außerhalb der Grenzen Baierns machen mußte, vertraute er seinem einstigen Feinde die Verwaltung Baierns an. Friedrich führte wohl den Titel eines römischen Königs fort; aber an der Reichsregierung hatte er keinen Theil. Er starb im J. 1330.

Leopold von Oestreich war schon 1326 gestorben; aber der Papst Johann und nach ihm Benedict XII. setzten ihre

Feindseligkeiten gegen den deutschen Kaiser fort. Ludwig sollte blos um den Preis der Thronentsagung vom Banne befreit werden. Die Päpste wohnten damals in Avignon in Frankreich und waren ganz in den Händen des französischen Königs, der ein Interesse darin fand, Deutschland zu verwirren und zu schwächen. Als alle Versöhnungsversuche Ludwigs vergeblich waren, erklärten im J. 1338 die deutschen Kurfürsten auf dem ersten Kurverein zu Rense am Rhein oberhalb Koblenz, daß der Papst sich in die deutsche Königswahl nicht zu mischen habe; sobald die Kurfürsten einstimmig oder der größte Theil einen König gewählt hätten, so sei dieser König und bedürfe der päpstlichen Bestätigung nicht.

Die Kurfürsten waren durch diesen Beschluß ihrem König mit mächtiger Hülfe zur Seite getreten; aber das gute Einverständniß zwischen König und Fürsten währte nicht lange. Ludwig verletzte die Fürsten durch eine allzugroße Ländersucht. Nach dem Aussterben des askanischen Hauses gab er die Markgrafschaft Brandenburg an seinen Sohn Ludwig. Die Gräfin Margaretha von Tyrol, welche von einem ihrer Schlösser den Beinamen Maultasch hatte, schied er eigenmächtig von ihrem Gemahl, Johann von Böhmen, und vermählte sie mit seinem ebengenannten Sohne Ludwig. Auch die Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau zog er als erledigte Reichslehen ein und belehnte damit seine Gemahlin, die eine Tochter des letzten Grafen von Holland war. So kam es, daß zuletzt im J. 1346 fünf Kurfürsten sich von dem Papste Clemens VI. bestimmen ließen, Ludwig abzusetzen und Karl von Mähren, den Sohn des erblindeten Königs Johann von Böhmen, an seine Stelle zu wählen. Im nächsten Jahre 1347 starb Ludwig am Schlagfluß auf der Bärenjagd. Seine Partei wählte den Grafen Günther von Schwarzburg zu seinem Nachfolger, und erst als dieser im J. 1349 gestorben war, wurde Karl IV. allgemein als Kaiser anerkannt.

XVIII. Die luxemburgischen Kaiser Karl IV., Wenzel und Sigismund.

1347—1378. 1378—1400 (1410). 1410—1437.

Karl IV. aus dem Hause der Luxemburger, ein sehr gebildeter und gelehrter Mann, that für Deutschland wenig, um so mehr aber für sein Erbland Böhmen und Mähren, womit er die Mark Brandenburg, die Lausitz, einen Theil der Oberpfalz und Schlesien vereinigte. Er gründete im J. 1348 zu Prag die erste deutsche Universität. Das Bemerkenswertheste, was er für Deutschland schuf, war ein Reichsgrundgesetz, das von der goldenen Kapsel, in welcher das Siegel hing, den Namen die goldene Bulle trägt und heute noch zu Frankfurt im Römer gezeigt wird. In demselben war besonders festgesetzt, wie es hinfort mit der Königswahl gehalten werden sollte. Seit längerer Zeit schon hatten die 7 vornehmsten Reichsfürsten sich das Wahlrecht angeeignet; aber diese Einrichtung beruhte noch nicht auf einem Gesetz, und öfter hatten die einzelnen Fürstenhäuser über das Kurrecht unter einander gestritten. Jetzt wurde gesetzlich bestimmt, daß die 7 Kurfürsten sein sollten: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Diese Kurfürsten sollten den ersten Rang unter den Reichsständen einnehmen. Die Kurstimme hing nicht an der Familie, sondern an dem Kurland, das untheilbar war und nach der Erstgeburt vererbte. Wenn der Kaiser gestorben war, so hatten bis zur neuen Wahl die Reichsverwesung in Norddeutschland der Herzog oder Kurfürst von Sachsen, in Süddeutschland der Kurfürst von der Pfalz. Der Erzbischof von Mainz hatte in den nächsten drei Monaten nach des Kaisers Tod eine neue Wahl einzuleiten. Der Ort der Wahl war Frankfurt am Main, der Ort der Krönung Aachen.

Karls Nachfolger auf dem deutschen Thron war sein ältester Sohn Wenzel (1378—1400 oder 1410), der Böhmen, die Oberpfalz und Schlesien besaß. Sein Bruder Sigismund erhielt von dem Vater die Mark Brandenburg;

der dritte Bruder wurde Herzog von der Lausitz, und dessen Söhne Jodocus (Jobst) und Procopius empfingen Mähren. Wenzel war ein gutmüthiger Mann, aber roh und leidenschaftlich, reizbar und ohne sittliche Kraft. Unter ihm wie auch schon früher war in Deutschland ein Krieg aller gegen alle. Bei der Schwäche der obersten Reichsgewalt hatten sich, um durch eigne Kraft sich zu schützen, die Städte zu Eidgenossenschaften zusammengethan, es waren unter andern der rheinische und der schwäbische Städtebund entstanden, in Norddeutschland besonders die Hansa, welche in ihrer Blüthezeit 85 Hansestädte umfaßte und die Ost- und Nordsee beherrschte. Die Städte hatten diese Verbindungen besonders zu dem Zwecke geschlossen, ihren Handelsverkehr gegen die Raubritter und ihre Rechte gegen die Fürsten zu beschützen. Nach beiden Seiten hin hatten sie manchen Kampf zu bestehen. Aber auch die Ritter hatten Eidgenossenschaften unter einander geschlossen (der Löwenbund, der Falkenbund, die Schlegler, die Ritter vom Stern u. s. w.), theils zum Schutz gegen die überhandnehmende Macht der Fürsten, theils zum Angriff und Schutz gegen die Städte.

Wenzel war in den ersten Jahren seiner Regierung bemüht, dem Unwesen in Deutschland zu steuern und dasselbe zu einem allgemeinen Landfrieden zu vereinigen. Da aber seine wiederholten Versuche fehlschlugen, so zog er sich gänzlich zurück; er ergab sich der Faulheit und dem Trunke und führte überhaupt ein unwürdiges und lüderliches Leben. Auch erlaubte er sich manche Grausamkeit. Die Böhmen erzählen wenigstens, er habe den Beichtvater seiner Gemahlin, den Johann Nepumuk, weil er ihm die Beichtgeheimnisse seiner Gemahlin nicht habe verrathen wollen, an Händen und Füßen gefesselt, in die Moldau werfen lassen. Zuletzt setzten ihn die rheinischen Kurfürsten, an ihrer Spitze der Erzbischof Johann von Mainz, aus dem nassauischen Hause, im J. 1400 zu Oberlahnstein ab, „als einen unnützen, versäumlichen, unachtbaren Entglieder und unwürdigen Handhaber des heil. römischen Reiches", und wählten auf dem Königsstuhl zu Rense, Lahnstein gegenüber, den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz

zum Kaiser. Dieser regierte von 1400—1410, während auch Wenzel noch immer sich Kaiser nannte.

Zur Zeit der Regierung Wenzels, im J. 1386, unternahm der Herzog Leopold von Oestreich, ein Enkel des bei Morgarten geschlagenen Leopold, einen Kriegszug gegen die Schweizer, um sie unter Oestreichs Scepter zu bringen. Bei Sempach kam es zu einer Schlacht. Die 4000 Ritter Leopolds hatten ihre Rosse den Troßknechten übergeben und rückten in dichtgeschlossener Linie dem Feind entgegen, der, nur 1300 M. stark, mit Hellebarden und Morgensternen und breiten Schwertern in den Kampf ging. Aber die Schweizer vermochten trotz aller Tapferkeit die feste Mauer der Ritter nicht zu durchbrechen. Schon lag mancher verblutend am Boden, da rief Arnold Struthan von Winkelried aus Unterwalden: „Getreue, liebe Brüder, ich will euch eine Gasse machen! Sorgt für mein Weib und meine Kinder!" umfaßte mit beiden Armen soviele von den Speeren der Ritter, als er konnte, und drückte sie sich in die Brust. Die Schweizer stürzten sich in die dadurch entstandene Lücke des Feindes und sprengten ihn vernichtend auseinander. Eine Masse erlag den Schwertern und Kolben der verachteten Bauern; die Fliehenden riefen nach ihren Pferden, aber die Knechte waren auf denselben davongegangen. Viele Ritter erstickten im Gedränge in ihren Panzern. Leopold selbst starb tapfer fechtend im dichtesten Getümmel.

Nach dem Tode Ruprechts von der Pfalz (1410) wollte der eine Theil der Kurfürsten den noch lebenden Wenzel, der der Krone nicht entsagt, als deutschen Kaiser beibehalten, eine andere Partei wählte seinen Bruder Sigismund von Brandenburg, der auch König von Ungarn war, und eine dritte dessen Vetter, Jobst von Mähren. So hatte das deutsche Reich drei Kaiser, sowie die Kirche zu gleicher Zeit drei Päpste. Als jedoch im J. 1411 Jobst von Mähren starb, legte Wenzel zu Gunsten seines Bruders die Krone nieder, und so ward Sigismund alleiniger Kaiser von Deutschland (1410—1437).

Während der Regierung Sigismunds fand die Kir-

chenversammlung oder das Concilium von Kostnitz oder Konstanz statt (1414—1418). Seit 1305 hatten die Päpste in Avignon residirt, womit die Römer sehr unzufrieden waren. Diese wählten sich daher im J. 1378 auch einen Papst, so daß die Christenheit jetzt zwei Päpste hatte, die sich gegenseitig verfluchten und mit dem Banne belegten. Um diese Kirchenspaltung (Schisma) zu beseitigen, setzte ein Concil zu Pisa (1409) die beiden Päpste, Gregor XII. und Benedict XIII. ab und wählten einen neuen Papst, den Alexander V., dem später Johann XXIII. folgte. Aber die Sache wurde hierdurch nur noch schlimmer; denn da die beiden erstgenannten Päpste nicht abdankten, so hatte man jetzt drei Päpste, und Niemand wußte, welcher denn der rechtmäßige wäre und an welchen er sich halten sollte. Und zudem herrschte unter den hohen und niederen Geistlichen eine große Sittenlosigkeit. Johann XXIII. selbst, der in seiner Jugend Seeräuber gewesen, dann sich die Cardinalswürde gekauft und darauf durch ein Gewebe übler Ränke den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, war ein Mann von den ruchlosesten Sitten, und der Hof der Päpste zu Avignon empörte seit vielen Jahren schon die Gemüther der Christen durch seine Ueppigkeit und Leichtfertigkeit. Gelder wurden durch Ablaß, Verkauf der Kirchenämter, durch Seligsprechung und auf alle mögliche Weise erpreßt und schamlos verschwelgt, das geistliche Amt aber vernachlässigt. Da regte sich denn allgemein das Verlangen nach einer Verbesserung, einer Reformation der Kirche „an Haupt und Gliedern." Sigismund hatte bei seiner Wahl schon das Versprechen gegeben, der Verwirrung in der Kirche zu steuern durch Berufung eines allgemeinen Concils, und er brachte auch durch eifriges Drängen den Papst Johann XXIII. dahin, daß er im J. 141[illegible] eine Kirchenversammlung nach der deutschen Reichsstadt [illegible]onstanz berief.

Im October und November 1414 fanden sich in Konstanz die Kurfürsten des deutschen Reichs, die meisten Fürsten, Grafen und Herrn, die Abgeordneten der Reichsstädte, sodann viele Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Doctoren der Theologie sowie des Rechts, jeder mit größerem oder geringerem Ge-

folge, aus ganz Europa zusammen. Als Mitglieder des Concils ergaben sich außer dem Kaiser und dem Papst Johann 33 Cardinäle, 346 Erzbischöfe und Bischöfe, 564 Ordensgeistliche und 2148 Aebte und Doctoren der Theologie und des Rechts. Eine solche Masse von Fremden strömte während des Concils in Konstanz zusammen, daß man einmal an einem Tage 150,000 Menschen zählte und 30,000 Pferde. Die gewöhnliche Zahl war 80,000. Als Hauptaufgaben hatte sich das Concil gestellt die gänzliche Beseitigung des päpstlichen Schismas, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und die Untersuchung der Lehren des Johann Huß.

Der Papst Johann, wegen seiner Laster längst ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, hatte nur gezwungen das Concil berufen, von dem er nichts Gutes für seine Person erwartete, und hätte es gern wieder vereitelt; aber er mußte sich der Nothwendigkeit fügen. Als er auf seiner Hinreise bei Feldkirch in das Rheinthal hinabsah, rief er bestürzt: „Dieses tiefe Thal gleicht ja einer Grube, worin man Füchse fängt!" Er hatte, um sich zu behaupten, eine Menge von italienischen Geistlichen mit sich gebracht; aber um deren Uebergewicht bei der Abstimmung zu brechen, beschloß man von vorn herein, daß nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen gestimmt werden sollte. Das Concil bildete sich also aus vier Nationen, den Deutschen, Engländern, Franzosen und Italienern, wozu später als die fünfte noch die Spanier kamen. So blieben der Papst und die italienische Partei, welche die Kirchenreform hintertreiben wollten, in der Minderheit.

Zunächst sollte die Kirchenspaltung beseitigt werden, und es ward beschlossen, daß die drei Päpste abdanken sollten. Johann that es unter der Bedingung, daß auch die beiden andern entsagten, und in der Hoffnung, daß er wegen dieser Willfährigkeit wieder auf den päpstlichen Stuhl gesetzt werden würde. Bald aber bereute er diesen Schritt und entfloh unter Mithülfe des Herzogs Friedrich von Oestreich, in der Absicht, dadurch das Concil aufzulösen. Aber das Concil verkündigte den Beschluß, daß die allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe, also auch ohne denselben rechtsverbindlich

verhandeln und entscheiden könne, und daß der Papst verpflichtet sei, allen Anordnungen des Concils Gehorsam zu leisten. Friedrich von Oestreich ward vom Kaiser in die Acht erklärt und unterwarf sich der Gnade desselben; der geflohene Papst ward wieder eingefangen und nun in enger Haft gehalten. Wegen seiner vielen Verbrechen, die er nicht läugnen konnte, beschloß das Gericht des Concils seine Absetzung. Jetzt erklärte auch Gregor XII. seine Entsagung; aber Benedict XIII. war zu einer solchen nicht zu bewegen, obgleich der Kaiser selbst eine Reise zu ihm nach Perpignan unternahm. Die Kirchenversammlung sah ihn als abgesetzt an und bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Der Bann, den er von seinem Schlosse in Valencia aus über die ganze Welt aussprach, zündete nicht. Er starb im J. 1424 in einem Alter von 90 Jahren.

Der Kaiser und die deutsche Nation verlangten nach der Beseitigung der drei Päpste, daß man, ehe zu einer neuen Wahl geschritten würde, vorerst die Reform der Kirche vornehme. Aber die Franzosen und Italiener brachten es dahin, daß erst ein neuer Papst gewählt wurde in der Person des Cardinals Otto von Colonna, der sich Martin V. nannte. Dieser wußte nun eine gründliche Reform der Kirche zu hintertreiben, indem er mit den einzelnen Nationen unterhandelte und besondere Verträge oder Contracte abschloß, durch welche nur wenige Mißbräuche abgeschafft wurden.

In der Zeit zwischen der Absetzung der früheren Päpste und der Wahl Martins V. entschied das Concil über die Lehren und das Geschick des Johannes Huß von Hussinetz, Professors der Theologie an der Universität zu Prag. Dieser Mann, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und große Beredtsamkeit sowie durch reinen sittlichen Wandel, hatte schon Jahre lang als Lehrer der Hochschule und als Prediger mancherlei Mißbräuche der Kirche und Glaubenssätze angegriffen und war, namentlich seitdem er durch seinen Freund Hieronymus von Prag, aus dem ritterlichen Geschlechte der Faulfisch, mit den scharfsinnigen Untersuchungen des Engländers Wicliffe bekannt geworden, in seinem Kampfe gegen die ent-

artete Kirchengewalt und in dem Streben nach einer Verbesserung der Kirche immer weiter gegangen. Er lehrte, das Wesen der echten Kirche sei nur geistig und habe mit äußerer Macht und Gewalt nichts zu schaffen, Christus und nicht der Papst stehe der Kirche vor, der Papst könne nach dem richtigen Verständniß der Bibel also keineswegs als Stellvertreter Christi anerkannt werden. Man brauche überhaupt weder Papst noch Cardinäle, und auch das Anrufen der Heiligen und die vielen unnützen Ceremonien widersprächen der heil. Schrift. Diese Grundsätze wurden vielfach als ketzerisch verschrieen, fanden aber bei den Böhmen, welche mit Liebe und Verehrung an Huß hingen, großen Anhang.

Der Papst hatte die Lehren von Huß verdammt, dieser aber Berufung an ein allgemeines Concil eingelegt. Daher wurde er jetzt nach Konstanz geladen und erhielt von dem Kaiser Sigismund die Zusicherung freien Geleites. Anfangs wurde er in Konstanz gut behandelt; als aber seine erbittertsten Feinde durch fortgesetzte böswillige Einflüsterungen seine Lehren im gehässigsten Lichte darzustellen und ihm erdichtete Ketzereien vorzuwerfen fortfuhren, wurde er trotz dem anfänglichen Widerspruch des Kaisers ins Gefängniß gesetzt und ein Gericht über ihn eingeleitet. Dem Kaiser hielt man den Satz entgegen, einem Ketzer brauche man sein Wort nicht zu halten, und er beruhigte sich dabei. Man forderte Widerruf von Huß; er aber antwortete: „Wie kann ich widerrufen, was entweder wahr ist oder von mir gar nicht behauptet worden ist?“ und widerlegte alle gegen ihn erhobenen Anklagen mit Nachdruck und Würde. Nach mehrmaligem Verhöre wurde er für der Ketzerei schuldig erklärt und zum Feuertode verurtheilt. Man entkleidete ihn in der Versammlung seiner priesterlichen Zeichen und setzte ihm eine papierne, mit drei Teufeln bemalte Mütze auf, mit der Umschrift: „Erzketzer.“ Er aber sprach: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tod am Kreuze getragen.“ Nun wurde er der weltlichen Macht, dem Kaiser, zur Hinrichtung übergeben.

Johann Huß ging mit Standhaftigkeit in den Tod; für seine Feinde bat er bei Gott um Verzeihung ihrer Missethat. Der Pfalzgraf bei Rhein hatte vom Kaiser den Befehl, ihn dem Nachrichter zu übergeben, und brachte ihn vor die Stadt zum Richtplatze. Hier band ihn der Nachrichter mit sechs Stricken an einen Pfahl und umwand seinen Kopf noch mit einer Kette. Zufällig war sein Antlitz gegen Morgen gerichtet. Da schrien einige, der verruchte Ketzer dürfe nicht gen Morgen sehn, und der Henker mußte ihn umwenden gegen Abend. Als man den Scheiterhaufen um ihn legte bis hinauf zum Hals, schleppte ein Bäuerlein eifrig ein Bündel Holz herbei, um es dazuzulegen; er glaubte, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn er auch das Seine zur Verbrennung des Ketzers beitrage. Huß sah ihm lächelnd zu und sprach: „O, die heilige Einfalt“ (O sancta simplicitas). Vor Anzündung des Holzstoßes redete ihm der Pfalzgraf nochmals zu, durch Widerruf sein Leben zu retten; aber Huß verweigerte es, und der Scheiterhaufen wurde angezündet. Als die Flammen emporloderten, sang er mit fester Stimme ein andächtiges Lied und betete dann: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein.“ Weiteres hörte man nicht. Der Rauch und die Hitze erstickten ihn. Seine Asche wurde in den Rhein geworfen. So starb ein Märtyrer für die Wahrheit seiner Lehre aus freier Wahl, da er durch Widerruf sich hätte retten können, am 6. Juli 1415. — Im folgenden Jahre starb auch sein Freund **Hieronymus** den Feuertod. In einer schwachen Stunde hatte man ihm im Gefängniß den Widerruf abgelockt; bald aber nahm er voll Reue diesen zurück und starb standhaft wie sein Freund. In seiner Reue hatte er ausgerufen: „O, hätte ich mir doch die Hand, die ich zum Widerruf aufhob, lieber abgehauen.“

Hussens Hinrichtung entflammte den Zorn seiner Anhänger in Böhmen. Sie griffen zu den Waffen und weigerten sich nach Wenzels Tode (1419), seinen Erben Sigismund, der ihren Freund und Meister verrathen, als ihren König anzuerkennen. Es entstand der furchtbare **Hussitenkrieg**,

der von 1420—1436 dauerte und über Böhmen und die benachbarten deutschen Länder schreckliches Unheil brachte. Erst ein Jahr vor seinem Tode, im J. 1436, erlangte Sigismund die Anerkennung als König von Böhmen.

Auf dem Concilium zu Kostnitz belehnte Sigismund im J. 1417 den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, der sich große Verdienste um den Kaiser und das Reich erworben, mit der Mark Brandenburg und legte dadurch den Grund zu der einstigen Größe des Hauses Hohenzollern.

XIX. Die Kaiser Albrecht II., Friedrich III. und Maximilian I.

1438—39. 1440—1493. 1493—1519.

Da Sigismund ohne männliche Erben starb, folgte ihm sein Schwiegersohn, der Herzog Albrecht von Oestreich, in seinen Erbländern Böhmen und Ungarn sowie in der deutschen Kaiserwürde. Von Albrecht an saßen, mit einer einzigen Ausnahme von wenigen Jahren, bis zum Untergang des alten deutschen Reichs nur östreichische Fürsten auf dem deutschen Thron. Er war ein Mann von großen Gaben und energischem Handeln, aber starb leider schon im zweiten Jahre nach seiner Thronbesteigung. Es folgte ihm sein ihm ungleicher Vetter, Herzog Friedrich von Oestreich, als deutscher Kaiser Friedrich III. (IV.). Dieser war ein schwacher und sehr träger Fürst, der in seiner 53jährigen Regierung für Deutschland gar nichts gethan hat. Es passirte ihm wohl, daß er bei wichtigen Reichsberathungen behaglich einschlummerte. Man nannte ihn daher die kaiserliche Schlafhaube. Deutschland bedurfte in dieser Zeit an seiner Spitze eines thatkräftigen und umsichtigen Führers, der es aus den zerfallenden Zuständen des Mittelalters mit sicherer Hand in die neue Zeit hätte hinüberführen können; denn schon strebten die Völker Europas einem neuen Zeitalter entgegen. Die Spanier entdeckten während Friedrichs Regierung Amerika,

um dieselbe Zeit suchten die Portugiesen mit Eifer den Seeweg nach Ostindien, Frankreich faßte seine Kräfte zusammen durch Erweiterung der königlichen Macht; aber in Deutschland zerfiel die königliche Macht vollständig, und es trat eine Verwirrung ein, daß man ein neues Interregnum zu fürchten hatte. Die schweizerische Eidgenossenschaft löste sich in dieser Zeit ganz von dem deutschen Reiche ab, so daß sie als ein selbständiger Staat betrachtet werden konnte; in dem Herzogthum Mailand, das ein Reichslehen von Deutschland war, bemächtigte sich, unbekümmert um Deutschland, der Söldnerführer Franz Sforza der Herrschaft. Dem östreichischen Hause selbst gingen Böhmen und Ungarn verloren, da die Böhmen sich den Georg Podiebrad, die Ungarn den Matthias Corvinus zum Könige wählten; und zudem setzte sich im Osten von Europa eine Macht fest, welche bald für ganz Mitteleuropa gefährlich ward. Die Türken nämlich eroberten im J. 1453 Constantinopel und machten dem morschen griechischen Kaiserreich ein Ende; sie drangen schon damals in verheerenden Zügen bis nach Ungarn und Krain vor. In Deutschland geschah gegen diese Türkengefahr nichts; der Kaiser war zu unthätig und machtlos, und die selbstsüchtigen Fürsten stritten auf den Reichstagen darum, wer am wenigsten zur Rettung des Vaterlandes beizutragen habe.

Glücklicher als im Osten gestalteten sich für das östreichische Haus die Verhältnisse im Westen. Hier erwarb Friedrichs Sohn Maximilian durch Heirath den Besitz der burgundischen Länder. Die Länder des alten burgundischen Königreichs, welche im Mittelalter eine Zeitlang mit Deutschland verbunden gewesen waren, hatten sich allmählich zum größten Theil an Frankreich angeschlossen. Das eigentliche Herzogthum Burgund (Bourgogne) war ein Lehensland von Frankreich. Die Herzöge von Burgund aber hatten im Laufe der Zeit durch Erbschaft, Heirath und Kauf nicht blos die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté), sondern auch fast sämmtliche Länder der Niederlande (Belgien und Holland) erworben und gehörten zu den reichsten Fürsten Europas. Der letzte Herzog von Burgund, **Karl der Kühne** (1467—

1477), wünschte dieses zwischen Deutschland und Frankreich aufstrebende Reich zu einem Königreiche zu erheben und bat den Kaiser Friedrich, ihm diese Würde zuzuwenden. Friedrich war dazu bereit, in der Hoffnung, dadurch eine Verbindung seines Sohnes Maximilian mit Karls Erbtochter Maria zu Wege zu bringen. Beide Fürsten kamen zu diesem Zwecke in Trier zusammen. Der Herzog erschien in großem Glanze mit einem stattlichen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn, mit einer Mannschaft von 8000 Reitern und 6000 Fußgängern und überstrahlte weit den Kaiser, dem es stets an Geld gebrach. Er hatte schon die Kleinodien zu seiner Krönung mitgebracht; aber der Kaiser wollte erst seinen Wunsch in Betreff der Heirath erfüllt sehen. Auch mochte er durch den ihn verdunkelnden Glanz und den Stolz des Herzogs sich gekränkt fühlen. Er zögerte mit der Krönung, der Herzog mit der Verlobung, und da der König von Frankreich, Ludwig XI., das gegenseitige Mißtrauen durch seine Einmischung noch steigerte, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, und der Kaiser reiste plötzlich ab, ohne von dem Herzog Abschied genommen zu haben.

Nicht lange nachher unternahm Karl der Kühne einen Krieg gegen den Herzog von Lothringen und die mit diesem verbündeten Schweizer, um ihre Länder mit den seinigen zu vereinigen. Lothringen war in drei Monaten erobert und der Herzog auf der Flucht; aber die Schweizer schlugen den Herzog von Burgund bei Granson und dann bei Murten (1476), worauf der Herzog von Lothringen sein Land wieder in Besitz nahm. Als Karl im folgenden Jahre aufs neue in Lothringen eindrang, ward er bei Nancy geschlagen und fand auf der Flucht den Tod. In Trier hatte Karl auch den ritterlichen, männlich schönen Maximilian, des Kaisers Sohn, der um die Hand seiner Tochter warb, kennen gelernt, und der junge Mann hatte ihm wohl gefallen. Nach seiner Rückkehr hatte er der Tochter die Schönheit und das edle Wesen des Jünglings gerühmt, so daß Maria heimlich einen Brief mit dem Verlobungsring an Maximilian sandte. Jetzt nach des Herzogs Tode trat Maximilian offen als Bewerber auf,

und Maria vermählte sich ihm unter Zustimmung der niederländischen Stände. Aber die Ehe dauerte nur fünf Jahre; Maria starb 1482 in Folge eines Sturzes vom Pferde. Durch die Ehe mit Maria erwarb Maximilian sämmtliche burgundischen Länder, mit Ausnahme des Herzogthums Burgund im engeren Sinn (Bourgogne), welches der französische König als Lehen einzog und mit Gewalt der Waffen behauptete.

Auf Friedrich III. folgte in der deutschen Kaiserwürde sein Sohn Maximilian I. (1493—1519), der mit dem einen Fuße gleichsam noch im Mittelalter, mit dem andern bereits in der neuen Zeit steht. Man nannte ihn „den letzten Ritter." Er war lebhaft und feurig, tapfer und kühn und von rastloser Thätigkeit; aber es fehlte ihm die Standhaftigkeit und Ausdauer in der Verfolgung seiner Pläne. Deutschland blieb unter ihm zerstückelt und zerspaltet, so daß der Kaiser die Macht des Reiches nicht mit Nachdruck nach außen verwenden konnte. Im Innern stellte er einigermaßen die Ordnung her durch Aufhebung des Fehderechts und Stiftung eines ewigen Landfriedens. Die Reichsglieder sollten hinfort ihre Streitigkeiten nicht mit den Waffen ausfechten, sondern von einem Reichskammergericht entscheiden lassen, das aus einem Kammerrichter und 16 andern Richtern bestand und Anfangs in Frankfurt, dann in Speier und seit 1689 zu Wetzlar seinen Sitz hatte. Damit der Landfrieden besser gehandhabt werden könne, wurde Deutschland in 10 Kreise getheilt, von denen jeder an der Spitze einen Hauptmann mit einigen Räthen hatte. Die Kreise waren: der östreichische, bairische, schwäbische, fränkische, oberrheinische, kurrheinische oder niederrheinische, burgundische, westphälische, niedersächsische, obersächsische.

Am glücklichsten war Maximilian in der Vermehrung seiner Hausmacht. Im J. 1496 vermählte er seinen Sohn Philipp, aus der Ehe mit Maria von Burgund, mit Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien, und dadurch wurde Philipp nach Isabellens Tod (1504) König von Castilien; doch er starb schon zwei Jahre nachher. Philipps ältester

Sohn Karl, der schon seit 1506 die Niederlande besaß, vereinigte nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand die Kronen Castilien und Aragonien zu dem Königreich Spanien (1516), wozu auch als Nebenlande Neapel, Sicilien und Sardinien sowie die neuentdeckten Länder Amerikas gehörten, so daß man von ihm sagte, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter. Dieser Karl I. von Spanien hieß später als deutscher Kaiser Karl V. Dessen Bruder Ferdinand wurde schon als Knabe von Maximilian verlobt mit Anna, der Tochter des Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen, wodurch diese beiden Länder im J. 1526, nachdem Annas Bruder Ludwig II. bei Mohacz gegen die Türken gefallen war, an Ferdinand kamen und für immer mit Oestreich verbunden wurden. Durch diese Heirathen wurde das Haus Oestreich so mächtig, daß das Sprüchwort entstad n: Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube, d. h. „Kriege mögen andere führen, du, glückliches Oestreich, heirathe."

XX. Aus der französischen und englischen Geschichte.

Im J. 1328 starb in Frankreich die directe Linie der Capetinger aus, und es folgte auf dem Throne eine Seitenlinie, das Haus Valois. Der erste König dieses Hauses war Philipp VI. (1328—1350). Aber der König von England, Eduard III., der durch seine Mutter von einem der vorigen Könige abstammte, machte ihm den Thron streitig. Er nahm den Titel eines Königs von Frankreich an und kam, um sein Recht geltend zu machen, mit einem Heere von 34,000 Mann über den Kanal. Die jetzt entbrennenden Kriege zwischen England und Frankreich dauerten mit geringen Unterbrechungen über 100 Jahre und haben den Nationa haß beider Völker nicht wenig genährt. Bei dem Heere Eduards war auch sein ältester Sohn, Eduard, Prinz von Wales, der von seinem schwarzen Panzer den Namen „der schwarze Prinz" erhielt. Philipp zog den Engländern mit einem Heere von 100,000 M. entgegen und lieferte ihnen 1346 bei Crecy

in der Picardie eine Schlacht, in welcher sich der schwarze Prinz, damals 15 Jahre alt, an der Spitze der englischen Ritter besonders auszeichnete. Als dieser in Noth gerieth und ein Eilbote von dem König Eduard schnelle Hülfe erbat, fragte dieser: „Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt?“ und als dies verneint ward, fuhr er fort: „So soll auch keine Hülfe kommen. Der Knabe mag sich heute die Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben.“ Und die Ehre des Tages blieb ihm; er schlug die Franzosen völlig in die Flucht. Nach der Schlacht umarmte ihn der Vater mit den Worten: „Mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten und dich der Krone würdig gezeigt.“ Der Sohn kniete nieder und erbat sich den Segen des Vaters und Königs. In dieser Schlacht war auch der blinde König Johann von Böhmen, der Sohn des Kaisers Heinrich VII. (S. 181), der, von vier Rittern geführt, im dichtesten Kampfgewühl focht, unter den Streichen des schwarzen Prinzen erlegen. Der Prinz nahm dessen Schwertdevise: „Ich dien'!“ in sein Wappen auf. In der Schlacht bei Crecy sollen auch schon Donnerbüchsen, welche mit Pulver Kugeln gegen den Feind schleuderten, im Gebrauch gewesen sein.

Philipps VI. Nachfolger, Johann der Gute (1350—1364), der den Krieg fortsetzte, erlitt im J. 1356 eine schwere Niederlage durch den schwarzen Prinzen bei Maupertuis unweit Poitiers. Der Prinz gebot nur über 8000 M., gegenüber 40,000 Franzosen, und suchte daher den Kampf zu vermeiden; da der König Johann aber verlangte, daß der Prinz mit 100 seiner vornehmsten Ritter sich in Gefangenschaft begebe, so wurde der ungleiche Kampf gewagt, und der Ausgang desselben war, daß die 8000 Engländer das ganze französische Heer auseinander warfen. Johann selbst focht mit seiner wuchtigen Streitaxt noch unter den Letzten und ergab sich erst, als er, durch Wunden und Anstrengung erschöpft, nicht mehr zu kämpfen vermochte, als Gefangener an den Prinzen, der ihn mit der größten Bescheidenheit aufnahm und ihm die Achtung eines untergebenen Vasallen erwies. Denn die englischen Könige besaßen im westlichen Frankreich französische

Lehen. Im folgenden Jahre führte der schwarze Prinz seinen königlichen Gefangenen und dessen jüngsten Sohn, der ebenfalls in der Schlacht gefangen genommen worden war, nach London. Nach mehrjähriger ehrenvoller Gefangenschaft erhielt er durch Abschluß eines Friedens seine Freiheit wieder gegen ein großes Lösegeld. Er gab dem englischen König zu seinen bisherigen Besitzungen in Gascogne und Guyenne noch mehrere Städte und Landschaften im westlichen Frankreich, wogegen jener auf den Königstitel von Frankreich und auf die übrigen englischen Besitzungen in Frankreich verzichtete.

In große Zerrüttung gerieth Frankreich zur Zeit des zweiten Nachfolgers von Johann, des Anfangs minderjährigen, dann geisteskranken Karl VI. (1380—1422). Damals entstanden am Hofe zwei Parteien, die burgundische und die orleans'sche, welche um die Regierung stritten und sich sogar blutig bekriegten. Die Engländer benutzten das zu einem neuen Einfall; sie schlugen die Franzosen gänzlich bei Acincourt (1415) und bemächtigten sich des ganzen nördlichen Frankreichs. In noch schlimmere Lage gerieth Frankreich unter Karls VI. Nachfolger, Karl VII. (1422—1461). In dem größten Theil des nördlichen Frankreichs und in den Ländern des Herzogs von Burgund wurde der englische König Heinrich VI., der noch ein unmündiges Kind war, als König anerkannt, während Karl VII., ein schwacher und unthätiger Mann, sich hoffnungslos über die Loire zurückgezogen hatte und schon daran dachte, ins südlichste Frankreich oder gar nach Spanien zu flüchten. Schon belagerten die Engländer Orleans, den Schlüssel zum südlichen Frankreich, und alles schien für Karl verloren, da rettete ihn und Frankreich unerwartet eine 17jährige Jungfrau, Johanna d'Arc.

Johanna d'Arc war geboren in dem Dorfe Dom Remy an der Grenze von Lothringen und Champagne und stammte von einfachen Bauersleuten, die sie in Arbeitsamkeit und frommer Sitte erzogen. Schon früh zeigte sie einen Hang zu religiöser Schwärmerei; sie zog sich von ihren Jugendgespielen zurück, und in ihrer Einsamkeit glaubte sie bei ihrem erregten und überspannten Geiste himmlische Erscheinungen

zu sehen. Gott und die Jungfrau Maria und die Engel erschienen ihr und verkehrten mit ihr. Da hörte sie von dem Unglück ihres Vaterlandes, von dem Unglück ihres armen Königs, der in Gefahr war, an die Fremden seine rechtmäßige, von Gott ihm verliehene Krone zu verlieren, und sie glaubte sich vom Himmel berufen, von Gott und der heiligen Jungfrau gemahnt, an die Spitze ihres Volkes zu treten und das Vaterland zu retten; sie wollte als Werkzeug des Himmels ihrem Könige zu seinem Rechte verhelfen. Ohne Wissen ihrer Eltern begab sie sich zu dem Commandanten der nahen Stadt Vaucouleur, dem Ritter Baudricourt, und eröffnete diesem ihr Vorhaben. Er hielt sie für eine Schwärmerin und wies sie Anfangs ab; zuletzt jedoch ließ er sich durch die feste Zuversicht des wunderbaren Mädchens bestimmen, sie in Begleitung von zwei Rittern nach Chinon an der Loire in das Hoflager des Königs zu schicken (Februar 1429). Obgleich sie den König nie gesehen, soll sie ihn doch auf der Stelle unter den anwesenden Rittern, unter welchen er sich geflissentlich, um sie zu prüfen, verborgen hatte, herausgefunden haben. Auch entdeckte sie ihm, wie man erzählt, ein Geheimniß, das nur ihm allein bekannt war. Darauf sprach sie: „Ich bin Johanna die Magd. Mir ist vom Himmel der Auftrag geworden, Eure Feinde von Orleans zu vertreiben und Euch nach Rheims zu führen. Dort werdet Ihr, wenn Ihr meine Dienste annehmt, die Krone von Frankreich empfangen, die Euch gebührt.“ Der König ließ sie hierauf, um über ihre göttliche Sendung klar zu werden, von einer Versammlung von Geistlichen und dann von dem Parlament zu Poitiers prüfen, und alle fanden, daß die Jungfrau von Gott zur Rettung Frankreichs gesandt sei.

Man gab hierauf der Jungfrau eine Schaar von 7000 Mann, an deren Spitze sie nach Orleans ziehen wollte, um die Stadt zu entsetzen oder doch wenigstens mit neuer Zufuhr zu versehen. Sie verlangte, daß man ihr ein Schwert bringe, das in der St. Katharinenkirche zu Fier-Bois seit langen Jahren vergessen liege und das sie genau beschrieb. Damit gürtete sie sich; sie panzerte sich von Kopf bis zu Fuß und be-

stieg ein Streitroß, eine weiße mit Lilien gestickte Fahne in der Hand, worauf der Heiland mit der Weltkugel abgebildet war und die Worte: „Jesus, Maria“ standen. So ritt sie begeistert ihrer Schaar voran, die begeistert ihr folgte. Unterwegs drang sie bei den Soldaten auf strenge Zucht und fromme Sitten; sie ließ alle beten, die Messe hören, beichten und das heilige Abendmahl nehmen. Fast ohne Widerstand kam sie bis in die Nähe von Orleans und drang glücklich, während die Besatzung einen Ausfall machte, in die Stadt ein. Hier wurde sie mit unendlichem Jubel empfangen. Man bereitete ihr ein glänzendes Mal; aber sie genoß nichts als ein wenig Wein mit Wasser gemischt aus einer silbernen Schale und aß dazu ein wenig Brot. Das wunderbare Mädchen entflammte die Franzosen zu freudigem Muthe; sie machten unter ihrer Anführung einen glücklichen Ausfall nach dem andern, so daß nach kurzer Zeit die Engländer die Belagerung aufgaben.

Das Erste, was die „Jungfrau von Orleans“ versprochen, war glücklich vollbracht. Nun blieb ihr noch die zweite Aufgabe, den König Karl nach Rheims zur Krönung zu führen. Auch dies gelang. Karl VII. stellte sich selbst an die Spitze seines Heeres und zog, von der Jungfrau geleitet, gegen Rheims. Alle Städte unterwegs fielen in ihre Hand, und triumphirend zog Karl in Rheims ein, aus welchem die Engländer von den Bürgern vertrieben worden waren. Hierauf wurde Karl feierlich gekrönt und gesalbt (17. Juli 1429). Die Jungfrau stand während der Feierlichkeit dem König zur Seite, in voller Rüstung, die Fahne in der Hand. Nach der Salbung warf sie sich dem König zu Füßen, umfaßte seine Knie und sprach unter Freudenthränen: „So ist denn endlich der Wille Gottes erfüllt, daß Ihr, edler König, nach Rheims gekommen seid und die Krönung empfangen habt, zum Zeichen, daß Ihr der wahre König seid, dem das Reich angehören muß.“ Sie hatte ihre Sendung erfüllt und bat nun den König, daß er sie wieder in ihre stille Heimat zurückkehren ließe. Aber noch war Vieles zu thun. Deshalb bat sie der König, daß sie noch bei dem Heere bliebe und es zu weiteren

Siegen führe. Sie gehorchte wider Willen; aber von dieser Zeit an war ihre feste Zuversicht dahin, und es wollte ihr nichts mehr gelingen. Zuletzt wurde sie, am 23. Mai 1430, vor Compiegne von den Burgundern, die mit den Engländern verbündet waren, gefangen und an die Engländer für 10,000 Livres ausgeliefert. Diese verurtheilten sie als eine Hexe und Ketzerin, die mit dem Teufel im Bunde sei, zum Feuertode. Sie ward zu Rouen am 30. Mai 1431 auf dem Scheiterhaufen verbrannt; bei den Franzosen aber lebt ihr Ruhm fort in Sagen und Liedern bis auf den heutigen Tag.

Trotz der Vernichtung der Jungfrau von Orleans blieben die Engländer im Unglück. Sie verloren in Frankreich eine Stadt nach der andern bis auf das einzige Calais, das sie behaupteten bis 1558.

Der König Heinrich VI. von England, aus dem Hause Lancaster, der schon in der Wiege mit den Kronen von Frankreich und von England gekrönt worden war, verlor nicht blos die französische, sondern auch die englische Krone. Während er an einer Gemüthskrankheit litt, bemächtigte sich sein Vetter, der Herzog Richard von York, der Regierung, und es entstand ein vieljähriger Bürgerkrieg (1459—1485) zwischen dem Hause York und dem Hause Lancaster. Man nennt ihn den Krieg der weißen und rothen Rose, weil das Haus York eine weiße Rose im Schilde führte, das Haus Lancaster eine rothe. Das ganze Haus Lancaster ging in diesem Kriege unter bis auf den einzigen Heinrich Richmond, aus dem Hause Lancaster-Tudor. Der stürzte das Haus York und bestieg als Heinrich VII. den Thron. Er söhnte durch eine Vermählung mit Elisabeth von York die weiße und rothe Rose mit einander aus und hinterließ das Königthum seinem Sohne Heinrich VIII. Das Haus Tudor herrschte in England 120 Jahre.

Inhalts-Verzeichniß.

Erzählungen aus der Geschichte.

Für Schule und Haus.

Von

H. W. Stoll,

Professor am Gymnasium zu Weilburg.

Viertes Bändchen:

Von der Reformation bis zur französischen Revolution.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1873.

Vorwort.

Das vorliegende Bändchen ist der vierte Theil eines Buches, das in fünf Abtheilungen das ganze Gebiet der Geschichte, soweit es der Jugend in dem ersten Unterricht eröffnet werden kann, behandeln soll. Das erste Bändchen enthält eine historisch-geographische Uebersicht von Vorderasien und die Geschichte von Griechenland, das zweite die römische Geschichte, das dritte die Geschichte des Mittelalters; das fünfte wird die französische Revolution und die folgende Zeit bis auf unsere Tage behandeln.

Der zur Mittheilung ausgehobene Stoff ist in einer gemäßigten Ausführlichkeit erzählt, so daß dem Schüler ein möglichst anschauliches Bild der jedesmaligen Ereignisse und für die häusliche Repetition eine genügende Unterlage geboten wird, während dem Lehrer bei dem Unterrichte noch hinlängliche Gelegenheit zu weiterer Ausführung gelassen ist. Auch in diesem Theile ist die deutsche Geschichte selbstverständlich in den Vordergrund gerückt worden; doch mußte, da in der neuen Zeit die Culturvölker einander näher gerückt und in vielfältigen, friedlichen wie feindlichen, Verkehr getreten sind, in

menschlichen Geistes, erleiden eine solche Umgestaltung, daß man die neue Zeit als eine von dem Mittelalter durchaus verschiedene betrachten muß.

Mehrere Ereignisse und Begebenheiten, die zum Theil noch ins Mittelalter, zum Theil in den Anfang der neuen Zeit fallen, haben durch ihre einflußreichen Folgen die Zustände der neuen Zeit herbeiführen helfen. Dahin gehört:

1. Die Vervollkommnung der Schifffahrt in Folge der Erfindung des Compasses, welche von den Meisten dem Flavio Gioja aus Amalfi, im Anfang des 14. Jahrhunderts, zugeschrieben wird. Bis dahin hatten die Schiffe sich noch nicht in das offene weite Meer gewagt, sondern an den Küsten hin ihren Weg gesucht. Jetzt eröffnete der Compaß als sicherer Wegweiser das öde weite Weltmeer; denn vermittelst der kleinen, stets nach Norden zeigenden Magnetnadel vermochte man immer die Richtung, welche das Schiff genommen, und den Weg zum Ziele zu bestimmen. Die Folge davon waren die großen Entdeckungsreisen in allen Meeren, die Auffindung Amerikas und des Seewegs nach Indien. Der menschliche Geist erhielt einen höheren Schwung und höhere Spannung. Der Entdeckungstrieb, die Begeisterung für den Ruhm, die Sucht nach Gewinn trieben zu großen kühnen Thaten; man lernte fremde Länder, fremde Menschen und eine fremde Natur kennen, die Wissenschaften der Erd- und Naturkunde wurden bereichert; neue Bedürfnisse erzeugten größere Rührigkeit in den Gewerben und Geschäften jeder Art, belebten den Handel, der sich neue Wege gesucht, so daß hier der Wohlstand eines Landes sich hob, dort der eines anderen sank.

2. Die Erfindung des Schießpulvers. Die Chinesen behaupten das Schießpulver schon im 3. Jahrhundert n. Chr. gekannt zu haben. Von ihnen soll es zu den Arabern gekommen sein, welche es in Spanien zu Feuerwerken gebrauchten. Die Verwendung des Schießpulvers im Krieg zum Fortschleudern von Geschossen bringt man gewöhnlich in Zusammenhang mit der Erfindung des Mönchs Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, der um die Mitte des

14. Jahrhunderts lebte. Als dieser, mit alchymistischen Versuchen beschäftigt, einst in einem Mörser Holzkohle, Salpeter und Schwefel gemischt und mit einem Stein bedeckt hatte, flog pötzlich, durch eine zufällige Entzündung, der Stein unter gewaltigem Knalle gegen die Decke. So wurde die Kraft des sich entzündenden Pulvers entdeckt und bald im Krieg zur Zerstörung von Stadtmauern und Festungswerken verwendet, indem man aus sehr großen mörserähnlichen Röhren, die mit Pulver gefüllt wurden, wuchtige Kugeln von Stein, später von Eisen dawider schoß. Außer den Mörsern gebrauchte man dann auch langröhrige Kanonen oder Donnerbüchsen von außerordentlicher Größe. Im J. 1378 wurden zu Augsburg drei Kanonen gegossen, von denen die größte Kugeln von 127, die mittlere von 70, die kleinste von 50 Pfund tausend Schritt weit schoß. Wegen ihrer Größe und Schwere waren solche Kanonen im freien Felde in der Schlacht nicht zu gebrauchen. Zu diesem Zwecke goß man daher kleinere Kanonen, und später wurden auch dünne leichte Röhren fabricirt, die ein einzelner Mann tragen und handhaben konnte und mit einer Lunte abfeuerte. Solche Handbüchsen waren die ersten Flinten, die allmählich immer mehr vervollkommnet wurden. — Durch diese Erfindungen trat ein großer Umschwung in der Kriegsführung ein. Das Ritterthum, das ohnedies seine Blüthe längst hinter sich hatte, ging zu Grunde; die Burgen der Ritter konnten sich gegen die Kanonen nicht halten, und gegen die ferntreffende Büchse half persönliche Kraft und Tapferkeit nichts. Die Ritter zogen sich vom Kriege zurück, und Söldlinge (Soldaten), vorzugsweise zu Fuß, übernahmen jetzt den Waffendienst. Die Massen wirkten in ihrer Gesammtheit in der Hand eines geschickten Führers; es bildete sich eine Feldherrnkunst und Kriegswissenschaft aus. In Verbindung hiermit entstanden in den einzelnen Staaten stehende Heere, zunächst in Frankreich unter Karl VII., der um 1445 n. Chr. 15 Ordonnanz-Compagnien zu Roß zu je 600 Mann und später auch ein stehendes Fußvolk einrichtete. Ludwig XI. von Frankreich nahm 6—8000 Schweizer als stehende Truppen in Sold. Karl der Kühne von Burgund hielt über

20,000 Mann stehender Schaaren und besaß 300 Stück Geschütz.

3. Die segensreiche Erfindung der Buchdruckerkunst verdankt die Welt dem Mainzer Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch von Guttenberg, allgemein bekannt unter dem kürzeren Namen Johann Guttenberg. Bisher waren wohl schon Spielkarten, Heiligenbilder mit Unterschriften und Sprüchen u. dergl. in Platten von Holz oder Blei eingeschnitten und abgedruckt worden, man hatte ganze Bücher auf die Weise hergestellt, daß man die einzelnen Seiten in Platten eingrub; aber das war denn doch eine sehr schwierige und langsame Arbeit, und die mühsam hergestellte Platte konnte, wenn auch noch so häufig abgedruckt, doch hernach zu nichts Weiterem gebraucht werden. Da kam Johann Guttenberg (geb. 1397) auf den Gedanken, die Buchstaben einzeln auszuschneiden, so daß man sie beliebig zu Wörtern zusammensetzen und wieder auseinander nehmen könnte, um die zu ganzen Seiten zusammengesetzte Schrift vermittelst einer Presse abzudrucken. Damit erfand er die eigentliche Buchdruckerkunst. In Straßburg, wohin er aus seiner Geburtsstadt wegen bürgerlicher Unruhen geflüchtet war, und wo er sich Jahre lang aufhielt, machte er seine ersten Versuche mit diesen beweglichen Lettern; doch wurde dort von ihm noch kein Buch gedruckt. Als er jedoch im J. 1446 wieder nach Mainz zurückgekehrt war und in Verbindung mit dem reichen Goldschmied Fust oder Faust, der die Gelder zu der Anlage vorschoß, und mit Peter Schöffer aus Gernsheim, einem im Schreiben und der Herstellung der Buchstaben sehr geschickten Manne, eine Buchdruckerei einrichtete, begann er den Druck von Büchern. Das erste größere Werk, das aus der Druckerei hervorging, war eine lateinische Bibel in drei Folianten, wahrscheinlich im J. 1456 vollendet; dann folgte 1457 ein Psalter, wo zuerst Drucker und Jahreszahl genannt sind. Guttenberg selbst aber hatte bei dem Erscheinen dieser beiden Bücher keinen Theil mehr an dem Geschäfte. Faust, ein habgieriger und falscher Mann, hatte sich mit ihm wegen des dargeliehenen Geldes überworfen und

durch einen Spruch des Gerichtes die Druckerei mit allen Geräthschaften allein in seine Hand gebracht. So verlor Guttenberg den Gewinn von seiner Erfindung, der er sein Leben und all sein Vermögen gewidmet hatte; aber der Ruhm ist ihm geblieben. Er lebte zuletzt gedrückt und arm als Hofjunker bei dem Erzbischof von Mainz, Adolph von Nassau, zu Eltville im Rheingau, wo er im J. 1468 starb. Faust hatte mit Schöffer, dem er seine Tochter zur Ehe gegeben und der mancherlei Verbesserungen im Druck erfunden hat, das Geschäft fortgesetzt und erwarb große Reichthümer. Anfangs war die Kunst geheim gehalten worden, indem die Arbeiter in der Druckerei durch einen Eid verpflichtet wurden, nichts davon zu verrathen. Als aber während des Processes zwischen Faust und Guttenberg das Geschäft still stand, wanderten viele der Arbeiter aus und gründeten, des Eides sich für entbunden haltend, Buchdruckereien in anderen Städten, in Straßburg, Bamberg, Frankfurt a. M. Dasselbe fand noch in größerem Maßstabe statt, als im J. 1462 Adolph von Nassau im Kampfe mit Diether von Isenburg um das Erzbisthum Mainz die Stadt Mainz eroberte und schlimm zurichtete. Damals verbrannte auch Fausts Druckerei, und seine Gehülfen zerstreuten sich in Deutschland, Frankreich und Italien. So wurde die Kunst ein Gemeingut der Welt.

Die Buchdruckerkunst war für die Wissenschaft und Litteratur, für die Bildung der Menschheit von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Bücher, früher langsam und mit Mühe abgeschrieben, wurden jetzt leicht und schnell in großer Zahl hergestellt und erlangten in kurzer Zeit eine weite Verbreitung; man brauchte nicht mehr die Hörsäle der Universitäten und die Bibliotheken der Klöster aufzusuchen, sondern jeder konnte in dem eigenen Hause sich Kenntnisse und Bildung erwerben. Die Gedanken eines einzelnen Mannes wurden schnell durch alle Lande getragen.

4. Die Buchdruckerkunst wurde um so wichtiger, weil gegen das Ende des Mittelalters die Wissenschaften zu einer frischen Blüthe sich erhoben. Als im Jahr 1453 die Türken Constantinopel eroberten, wanderten viele griechische

Gelehrten nach Italien aus. Sie brachten ihre griechischen Bücher mit und lehrten die Kenntniß der griechischen Sprache und des griechischen Alterthums, und dadurch wurde auch zugleich das Studium der altrömischen Schriftsteller neu belebt. Diese s. g. *altclassischen* oder *humanistischen Studien* verbreiteten sich auch in den übrigen christlichen Ländern, und die Geister wurden von ihrer frischen Kraft belebend ergriffen, so daß in allen Zweigen der Wissenschaften sich ein neues Leben regte. Dieser belebende Geist der humanistischen Studien wirkte auch mit bei der Entstehung der *Reformation der Kirche*.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung Amerikas bis zum westphälischen Frieden.

1492—1648.

I. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerikas.

1498. 1492.

Die Portugiesen hatten im Kampfe mit den auf der pyrenäischen Halbinsel seßhaften Arabern oder Mauren sich ein selbständiges Königreich gegründet und trugen sogar unter König Johann (1385—1433) den Krieg gegen die Feinde des Christenthums nach der afrikanischen Küste hinüber, wo die feste Stadt Ceuta erobert ward. Von da an erwachte bei den Portugiesen ein heldenmüthiger Eifer für Seeunternehmungen und Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika hin, welche als endliches Ziel die Auffindung eines Seeweges nach Ostindien hatten. Dieses Land war von uralter Zeit her durch den Reichthum und die Kostbarkeit seiner Erzeugnisse für den Handel von außerordentlicher Bedeutung gewesen; von dort bezogen im Alterthum die Völker Vorderasiens, die Griechen und die Römer die mannigfaltigsten und gesuchtesten Waaren, und im Mittelalter, namentlich seit durch die Kreuzzüge eine engere Verbindung zwischen dem Osten und Westen eingetreten war, wurden die indischen Waaren durch einen regen Handelsverkehr über ganz Europa verbreitet. Damals befand sich dieser Handel besonders in den Händen der italienischen Freistaaten, der Venetianer,

Genuesen, Pisaner, die dadurch einen großen Reichthum erwarben. Sie holten in ihren Schiffen die Waaren zu Constantinopel, zu Alexandria und in den verschiedenen Hafenstädten Vorderasiens, wohin sie von Indien aus theils zu Wasser theils zu Land gebracht worden waren. Aber diese Wege waren beschwerlich, sie waren manchen Gefahren durch Raub und Krieg unterworfen, sie waren kostspielig durch schwere Abgaben und durch Aus- und Einladen bei dem Wechsel der Land- und Wasserfracht. Viel bequemer, sicherer und wohlfeiler war es, wenn die Waaren direct zur See von Indien nach Europa gebracht wurden. Auf diesen Gedanken kamen die Portugiesen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; sie erlangten, wenn sie den Weg um die noch unbekannte Südspitze von Afrika fanden, unberechenbare Vortheile.

Die Seele dieser Entdeckungsfahrten war der dritte Sohn des Königs Johann, der Prinz Heinrich, der den Beinamen Navigator, der „Seefahrer", erhielt. Er lebte zurückgezogen vom Hofe auf einem Schlosse in der Nähe des Caps St. Vincent, eifrig beschäftigt mit dem Studium der Erd- und Himmelskunde, und entwarf dort seine Pläne. Er rüstete auf eigene Kosten Fahrzeuge aus und sandte sie an der afrikanischen Küste hin, wo bis dahin das Cap Non, nur einige Tagereisen von Europa entfernt, die Grenze der Schifffahrt gewesen war. In den Jahren 1418 und 1419 wurden die Inseln Porto Santo und Madeira entdeckt. Auf Madeira, dessen dichter Urwald angezündet ward und im Laufe von 7 Jahren völlig niederbrannte, pflanzte man Reben aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien an, welche in dem fruchtbaren Aschenboden herrlich gediehen. Nicht lange danach fand man die canarischen und azorischen Inseln; im J. 1433 wurde das Cap Non, das für das Ende der Welt galt, umschifft und erhielt den Namen Cap Bojador, „das umschiffte Cap". Etwa 30 Jahre nachher (1462) hatte man die Küsten von Guinea erreicht, wo man die Schiffe mit Gold, Elfenbein und sonstigen Kostbarkeiten belud; nicht lange danach kam man über den Aequator hinaus. Die alten Erzählungen über

die Gefahren dieser Gegend erwiesen sich als Fabeleien. Man hatte sich erzählt, unter dem Aequator sei es so heiß, daß das Meer koche, daß die Schiffe verbrannt würden oder aus ihren Fugen gingen; das Meer, so hieß es, sei hier mit Ungeheuern angefüllt, es sei dicht mit Schilf durchwachsen, aus welchem ein Schiff sich nicht mehr herausarbeiten könnte, es sei gallertartig verdichtet u. s. w.

Als Heinrich der Seefahrer, hoch verdient um sein Vaterland, im J. 1463 starb, erkaltete der Entdeckungseifer der Portugiesen für eine Zeitlang; als jedoch im J. 1481 Johann II. auf den Thron kam, nahm er die Pläne Heinrichs wieder auf. Nachdem er Colonien und Festungen in Guinea angelegt, schickte er den kühnen Bartholomäus Diaz mit mehreren Schiffen ab, um die Südspitze Afrikas aufzusuchen. Dieser umsegelte wirklich, ohne es zu wissen, das Südende von Afrika (1487); aber eine Meuterei seiner Leute hinderte ihn an weiterer Fahrt. Als er umgekehrt war, fand er das Cap, und er nannte es, da er dort furchtbare Stürme ausgehalten, das Vorgebirge der Stürme (cabo tormentoso). Aber der König Johann gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, da man jetzt die Hoffnung gewonnen hatte, den Seeweg nach Indien zu finden. Das Ziel ward erreicht unter Johanns Nachfolger, Emanuel dem Großen, durch den berühmten Seehelden Vasco de Gama, der im J. 1498 um das Cap der guten Hoffnung steuerte und, nachdem er eine längere Strecke an der Ostküste von Afrika hinaufgefahren, quer durch den indischen Ocean segelnd nach Calicut an der malabarischen Küste gelangte.

Die Portugiesen zogen durch diese Entdeckung des Seewegs nach Ostindien den Handel mit diesem Lande fast ganz an sich und wurden die erste Seemacht in Europa. Ihre Flotten beherrschten das Meer von der Westküste von Afrika bis zur Südsee, und in Indien erwarben sie sich durch Colonien und Eroberungen ein weites Reich, dessen Hauptstadt Goa war. Die beiden Helden, welche diese Herrschaft der Portugiesen in Indien begründeten, waren Franz von Almeida (1504—1509) und Alfons Albuquerque

(1509—1515). Später, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, verdrängten die Holländer die Portugiesen nicht blos aus dem Handel mit Indien, sondern auch aus der dortigen Herrschaft. Heute sind die Engländer in Indien die Hauptmacht.

Noch ehe Vasco de Gama den Weg nach Ostindien gefunden, hatten die Spanier Amerika entdeckt durch den Genuesen Christoph Columbus, im J. 1492. Columbus, aus einer Schifferfamilie stammend, hatte sich von früher Jugend auf zu einem tüchtigen Seemann ausgebildet und sich die Wissenschaften, welche dieser Beruf erforderte, mit unermüdlichem Eifer angeeignet. Seit seinem 14. Jahre fuhr er auf der See, und in kühnem Wissensdrang machte er weite Reisen, sogar bis nach Island. In Portugal heirathete er die Tochter des verstorbenen Seefahrers Perestrello, der an den durch den Prinzen Heinrich veranlaßten Entdeckungsreisen Theil genommen hatte. Dadurch kamen die Karten und Tagebücher seines Schwiegervaters in seine Hände, in denen er unaufhörlich forschte und die in ihm die Pläne zu kühnen Entdeckungsreisen weckten. Da die Kugelgestalt der Erde schon im Mittelalter, ja bereits seit dem griechisch-römischen Alterthum bekannt war, so kam er auf den Gedanken, daß man nach Indien statt auf dem östlichen Wege auch durch eine Fahrt nach Westen müsse gelangen können; auch hielt er es für glaublich, daß in dem großen westlichen Meere zwischen Europa und Indien ein noch unbekanntes Land liege. In diesem Glauben bestärkte ihn die Nachricht portugiesischer Seefahrer, daß zuweilen unbekanntes Rohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von fremdartiger Bildung von Westen her an die Küsten der Azoren getrieben worden seien. Doch einen westlichen Weg nach Indien zu finden, blieb ihm Hauptsache. In Genua wurde er mit seiner Bitte um Ausrüstung einiger Schiffe für die beabsichtigte Entdeckungsfahrt als Schwärmer abgewiesen. Darauf wandte er sich an den König Johann von Portugal; aber die Portu-

iesen entlockten ihm seine Pläne und schickten dann heimlich inen Andern auf die Entdeckung aus. Dieser kehrte jedoch ach einigen Tagen wieder zurück und erklärte, es sei nichts u finden, der ganze Plan sei ebenso unvernünftig wie gefährich. Durch solche Treulosigkeit gekränkt, suchte Columbus Unterstützung an dem Hofe von Spanien, des Ferdinand von Aragonien und der Isabella von Castilien, während er zugleich seinen Bruder an den Hof von England schickte; aber erst nach 18jähriger Anstrengung gelangte er in Spanien zu seinem Ziele. Im J. 1492 entschloß sich Isabella, nachdem sie Granada erobert und der Maurenherrschaft in Spanien ein Ende gemacht, ihm einige Fahrzeuge ausrüsten zu lassen. Columbus wurde zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Vicekönig aller Inseln und Länder ernannt, die er entdecken würde; man versprach ihm den zehnten Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte, und diese Würden und Vortheile sollten in seiner Familie erblich bleiben.

Am 3. August 1492 verließ Columbus mit drei kleinen Schiffen den andalusischen Hafen Palos und steuerte zunächst nach den canarischen Inseln. Von da aus ging es am 6. September kühn nach Westen in das weite unbekannte Meer. Die Fahrt ging ohne besondere Gefahr von Statten; aber Tage und Wochen vergingen, ohne daß sie irgend eine Spur von Land sahen, so daß der Mannschaft der Muth sank. Doch Columbus blieb standhaft und wußte immer wieder ihre Hoffnung zu beleben. Fast beständig stand er am Steuer und beobachtete genau die Richtung und die Länge des Weges, ohne jedoch den Gefährten zu verrathen, wie groß schon der zurückgelegte Weg war. Zuletzt ward außer dem Führer auch der Beherzteste von Kleinmuth ergriffen; die Mannschaft forderte immer dringender die Umkehr, ja einige beschlossen sogar heimlich, den Admiral über Bord zu werfen, wenn er sich ihrem Willen nicht füge. Columbus stellte sich, als merke er nichts von ihren Absichten, und zeigte eine stets gleiche Zuversicht, er erklärte fest, daß er nicht abstehen werde von seinem Unternehmen, bis er Indien gefunden. Zum Glück zeigten sich am folgenden Tage Spuren von der Nähe des Landes;

man sah im Wasser einen Baumast mit rothen Beeren schwimmen, sie fischten einen künstlich geschnitzten Stab auf. Zwei Stunden vor Mitternacht sah Columbus in der Ferne ein Licht schimmern, das aber bald wieder verschwand, und um 2 Uhr nach Mitternacht, am 12. October, ertönte plötzlich von dem voraussegelnden Schiffe Pinta ein Kanonenschuß und der freudige Ruf: „Land! Land!" Mit Freudenthränen stürzte Einer dem Andern in die Arme; dann, nachdem sich der erste Sturm des Entzückens gelegt, stimmten sie voll Dankbarkeit gegen Gott das Te deum an, das Lied: „Herr Gott, dich loben wir." Am Morgen sahen sie eine schöne grüne Insel vor ihren Augen liegen. Vierzig Tage der Angst und der Verzweiflung hatten sie hinter sich.

Beim Sonnenaufgang ruderten alle in ihren Booten unter rauschender Kriegsmusik und mit fliegenden Fahnen dem Ufer zu, Columbus sprang in reichem Festkleide, in der einen Hand eine Fahne, in der andern das Schwert, ans Land und nahm im Namen der castilischen Krone feierlich von der neuentdeckten Insel Besitz. Seine Gefährten stürzten ihm nach, küßten jubelnd die Erde, küßten reuevoll und um Verzeihung flehend die Hände ihres kühnen Führers. Die Einwohner der Insel hatten sich am Ufer gesammelt und betrachteten staunend die fremden weißen Männer; sie glaubten, sie seien vom Himmel gefallen. Sie waren völlig unbekleidet und von rother Hautfarbe, zeigten sich scheu und gutmüthig und ohne Spur von Cultur. Sie nannten ihre Insel Guanahani, der Entdecker gab ihr den Namen San Salvador. Es ist eine der Bahama- oder Lukaischen Inseln. Columbus und seine Leute glaubten in Indien angekommen zu sein, und so erhielten denn in der Folge diese Inseln zwischen Nord- und Südamerika den Namen Westindien, wogegen man nun das eigentliche Indien Ostindien nannte.

Die Insulaner trugen Goldbleche in ihren Ohren und Nasen, und als die Spanier eifrig forschten, woher sie dies Gold hätten, wiesen sie nach Süden. In dieser Richtung also steuerte man weiter, und man kam an vielen kleinen Inseln vorbei nach Cuba und von da nach Hayti. Immer noch

zeigten die Indianer, wenn man nach dem Goldlande fragte, nach Süden. Aber Columbus mußte an die Rückkehr nach Spanien denken; denn eins seiner Schiffe war gescheitert, das zweite hatte sich heimlich von ihm getrennt, da der Anführer desselben für sich allein das Goldland suchen wollte, das dritte aber, das ihm noch geblieben, war grade der schlechteste Segler. Auf Hayti (Hispaniola, S. Domingo) hatte er eine kleine Festung gebaut. Hier ließ er 39 Spanier zurück und trat dann die Rückfahrt nach Europa an. Unterwegs drohte seinem Schiffe ein furchtbarer Sturm den Untergang. Da schrieb er die Nachricht von seiner Entdeckung auf ein Pergament und warf es wohlverwahrt in einer leeren Tonne ins Meer, damit, wenn er selbst zu Grunde ginge, doch vielleicht die wichtige Entdeckung der Menschheit erhalten bliebe. Aber der Sturm ging glücklich vorüber. Am 15. Febr. landete man an den Azoren, am 15. März in dem Hafen von Palos, aus welchem die Schiffe vor mehr als 7 Monaten ausgelaufen waren. Ein ungeheueres Jubelgeschrei des versammelten Volkes empfing den kühnen Entdecker, im Triumphzug reiste er durch Spanien nach Barcelona, wo Isabella und Ferdinand damals Hof hielten, und ward von den Herrschern aufs glänzendste und ehrenvollste empfangen. Columbus stand auf der Höhe seines Glückes.

Noch in demselben Jahre (25. Septbr. 1493) unternahm Columbus eine zweite Reise mit 17 Schiffen und 1500 Mann, um das ersehnte Goldland zu finden. Er entdeckte die karaibischen Inseln und Jamaica, aber das Goldland fand er nicht. Auf Hayti fand er seine Festung von den Eingeborenen zerstört und die zurückgelassenen Spanier erschlagen; diese hatten durch ihre Grausamkeit und Habsucht die gutmüthigen Indianer zur Verzweiflung gebracht. Columbus legte jetzt, wo das Fort gestanden, eine Stadt an. Aber ein Theil der angesiedelten Leute, welche die Schätze nicht fanden, von denen sie geträumt, wurden unzufrieden; einige gingen nach Spanien zurück und verleumdeten dort den Admiral als einen habsüchtigen und ungerechten Mann, so daß es Columbus für nothwendig hielt, nach

Spanien zurückzueilen und sich persönlich zu vertheidigen (1496). Es ward ihm nicht schwer, vor dem König Ferdinand seine Unschuld zu erweisen. Doch mußte er zwei Jahre lang auf die Ausrüstung einer neuen Flotte warten; denn der Entdeckungseifer war schon einigermaßen erkaltet, da man von den neuentdeckten Ländern den erwarteten Gewinn nicht fand.

Auf der dritten Reise (1498—1500) entdeckte Columbus die Insel Trinidad und den Ausfluß des Orinoco, aus dessen ungeheurer Wassermasse er erkannte, daß er ein Festland aufgefunden hatte. Auf Hayti fand er Empörung und Zwietracht, und wieder wurden schwere Verleumdungen gegen ihn nach Spanien gebracht, die den mißtrauischen Ferdinand veranlaßten, einen verdienstlosen Höfling, Franz von Bovadilla, nach Hayti zur Untersuchung abzuschicken. Der Schiedsrichter verfuhr auf die übermüthigste und ungerechteste Weise gegen den verdienstvollen Mann. Er legte ihn ohne weitere Untersuchung in Ketten und schickte ihn zugleich mit einer lügenhaften Anklageschrift nach Spanien. Der Befehlshaber des Schiffes wollte ihm, als er das Schiff betrat, die Ketten abnehmen; doch Columbus wehrte es und sprach: „In des Königs Namen ward ich gefesselt, und nur des Königs Befehl kann mir die Freiheit zurückgeben. Willig werde ich die Fesseln tragen, und stets sollen sie mich daran erinnern, welcher Lohn mir für meine Dienste geworden ist.“ Als man in dem Hafen von Cadix landete, war dort schon der Befehl des Königs angelangt, dem Gefangenen, für welchen seine Beschützerin Isabella mit warmem Herzen und mit Unwillen gesprochen, die Ketten abzunehmen und ihn mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Als er vor dem Throne Ferdinands erschien, warf er sich, im Gefühle tiefster Kränkung, stumm und weinend vor demselben nieder; dann ermannte er sich und führte seine Vertheidigung so überzeugend, daß der König die Absetzung Bovadillas aussprach und dem Beleidigten das genommene Gut wieder zurückzuerstatten befahl. Aber der König, der schon längst es bereut, daß er einem Ausländer so große

Vorrechte eingeräumt, gedachte nicht weiter des früher geschlossenen Vertrags und schickte einen Andern als Vicekönig nach Hayti. Dagegen wurde dem Columbus nach zwei Jahren eine kleine Flotte von vier Schiffen verwilligt, mit der er versprach eine Durchfahrt nach Ostindien in dem von ihm entdeckten Lande zu suchen. Eine solche Entdeckung versprach mehr Gewinn, als man aus den bis jetzt aufgefundenen Ländern glaubte ziehen zu können.

Auf der vierten Reise (1502—1504) widerfuhr dem Columbus die Kränkung, daß der Statthalter von Hayti ihm dort die Landung verwehrte. Er fuhr südwärts und gelangte an die Landenge von Panama; aber eine Durchfahrt fand er nicht. Unter fast beständigen Stürmen versanken ihm zwei seiner Schiffe, und als er mit den beiden andern sich bis an die Küste von Jamaica fortgearbeitet hatte, fielen diese hier auseinander. Da drohte dem großen Entdecker der neuen Welt das verzweifelte Loos, im Elend unter den Wilden zu Grunde zu gehen. Er lag fast beständig krank darnieder; viele seiner Leute trennten sich von ihm und zogen plündernd umher, so daß die erzürnten Eingebornen ihm keine Lebensmittel mehr liefern wollten. Da retteten ihn seine Klugheit und seine Wissenschaft vom Hungertode. Er hatte eine Mondsfinsterniß berechnet und erkärte kurz vor deren Eintritt den trotzigen Indianern, sein Gott werde ihnen im Zorn den Mond nehmen. Als bald darauf die Drohung eintraf, baten die erschreckten Indianer den furchtbaren Fremdling, er möge den Zorn des Gottes wieder abwenden, und versprachen Vorräthe zu bringen, so viele er verlange. Der Mond kam wieder. Unterdeß waren zwei muthige Männer aus der Umgebung des Admirals, der Spanier Mendez und der Genuese Fiesco, auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen 40 Seemeilen weit hinüber nach Hayti gefahren, um Schiffe zu holen. Aber sie wurden dort so lange hingehalten, daß Columbus erst nach einem Aufenthalte von einem ganzen Jahr die traurige Insel verlassen konnte. Er fuhr nach Hayti und bald darauf nach Spanien zurück, wo er nach zwei Jahren (1506), gebeugt von bitteren Erfahrungen, starb.

Erst sein Sohn Diego erlangte es, zufolge des Vertrags seines Vaters Statthalter in Hayti zu werden. Mit dessen Sohn Don Luis erlosch der Mannsstamm des Columbus.

In den letzten Jahren seines Kummers widerfuhr es dem Columbus öfter, daß er hören mußte, wie der Neid seine hohen Verdienste verkleinerte. Einst behaupteten spanische Edelleute in einer Gesellschaft, die Entdeckung sei ein Leichtes gewesen; die hätte jeder machen können. Da nahm Columbus ein Ei und fragte die Herrn: „Wer von euch kann das Ei auf die Spitze stellen?" Die Herrn probirten das Kunststück, aber vergebens. Zuletzt drückte Columbus dem Ei die Spitze ein und stellte es auf den Tisch. „Ja, das hätten wir auch gekonnt!" riefen die Herrn; aber Columbus antwortete: „Allerdings, ihr weisen Herrn! Aber das ist eben der Unterschied, daß ihr es hättet so machen können, aber ich es wirklich so gemacht habe." Dieses Ei des Columbus ist sprüchwörtlich geworden.

Dem Columbus ist nicht einmal die Ehre zu Theil geworden, daß das von ihm entdeckte Land nach ihm den Namen erhielt. Es ist nach dem Florentiner Amerigo Vespucci (Americus Vespucius) Amerika genannt worden, weil dieser die erste Beschreibung des neuen Landes herausgegeben hatte, durch welche erst die Welt genauer über dasselbe unterrichtet ward.

Von den durch Columbus entdeckten Inseln aus wurden hernach weitere Entdeckungen und Eroberungen gemacht. Der Spanier Ferdinand Cortez, eroberte seit 1819 für die spanische Krone das mexikanische Reich, der Spanier Franz Pizarro von Panama aus das goldreiche Peru (1526—31), und von da aus ward durch Almagro den Spaniern Chile unterworfen. Allmählich erfolgte auch die Eroberung von Terra-Firma, d. h. des nördlichen Theils von Südamerika bis zum Orinoco. Die Spanier betrachteten sich als die Herrn von Südamerika, mit Ausnahme von Brasilien, welches Cabral auf einer Fahrt nach Ostindien durch eine weitere Abweichung nach Westen zufällig entdeckte und für Portugal in Besitz nahm.

Die erste Umsegelung der Erde geschah durch eine Flotille, mit welcher der in spanischen Diensten stehende Portugiese Ferdinand Magellan im J. 1520 durch die nach ihm benannte Magellans-Straße in die Südsee steuerte, die er das stille Meer nannte, weil diese See während seiner Fahrt sich auffallend ruhig verhalten hatte. Er wurde auf einer der Philippinen von den Eingebornen erschlagen; aber seine Gefährten kamen nach vielen Gefahren auf einem Schiffe um die Südspitze von Afrika herum nach Europa zurück. Die Fahrt hatte etwa drei Jahre gedauert.

II. Anfang der Reformation.

1517.

Nachdem im Laufe des 15. Jahrhunderts die Versuche einer Verbesserung der Kirche, welche allgemein von den christlichen Völkern gewünscht wurde, durch die Schlauheit des päpstlichen Hofes hintertrieben worden waren, versanken die Geistlichkeit und die Kirche in immer größere Verderbniß. Die Päpste gaben ein beklagenwerthes Aergerniß durch ihren nichts weniger als christlichen Wandel, und allgemein klagte man über den Stolz und die Habsucht, die Pracht und die Ueppigkeit der Bischöfe, über das weltliche Leben und die Unwissenheit der niederen Geistlichkeit und der Mönche. Als bei dem neu erwachten Eifer für die alten Sprachen die Gelehrten die heilige Schrift im Urtexte, im Hebräischen und Griechischen, zu studiren begannen, schrien die Mönche darüber als eine gefährliche Ketzerei, und man verbot sogar das Lesen der Bibel, der Quelle des christlichen Glaubens, in den Schulen. Das Volk sollte nicht erfahren, wie sehr die jetzige Lehre der Kirche von dem reinen, auf die Bibel gegründeten Christenthum verschieden war. Einer der schlimmsten Mißbräuche, die sich allmählich eingeschlichen hatten, war der Ablaßhandel. Unter Ablaß verstand man ursprünglich den Erlaß einer kirchlichen Strafe, einer Kirchen-

buße für eine schwere Sünde, wenn der Sünder sich durch Reue und Besserung eines solchen Erlasses würdig gemacht hatte. Mit der Zeit aber erließ die Kirche auch die Strafe, wenn der Sünder nur durch ein äußerlich gutes Werk, durch Fasten, Wallfahrten, Theilnahme an einem Kreuzzug, Almosen oder Zahlung einer Geldsumme für einen frommen Zweck sich loskaufte. Dadurch entstand bei dem großen Haufen der Glaube, daß diese äußern Werke allein schon hinreichten zur Vergebung der Sünde, und bei der Geldsucht der Päpste schlich sich allmählich der Mißbrauch ein, daß jede Sünde mit Geld abgekauft werden, daß man selbst den Seelen der geliebten Todten durch den Kauf eines Ablasses Befreiung aus dem Fegfeuer verschaffen konnte. Alle diese Gebrechen der Kirche wurden von den Gebildeten und Gelehrten in Ernst und in Spott vielfach angegriffen; aber keiner wagte einen offenen Bruch mit der Kirche. Da wurde durch die Schamlosigkeit des Ablaßhandels in Deutschland im Anfang des 16. Jahrhunderts ein kühner Mönch, Martin Luther, ein Mann von tiefer, ächter Frömmigkeit, voll Feuereifer und fester Thatkraft, zu einem rücksichtslosen Kampfe gegen die Kirche gereizt, der die Reformation und die große Kirchenspaltung zur Folge hatte.

Martin Luther, der große deutsche Reformator, stammte aus dem niedern Volke. Er war der Sohn eines armen Bergmanns in dem sächsischen Dörfchen Möra in der Nähe von Eisleben, und wurde am 10. Novbr. 1483 zu Eisleben geboren, wohin seine Eltern an diesem Tage zum Markt gegangen waren. Am folgenden Tage, am Martinstag, wurde das Kind getauft und erhielt deshalb den Vornamen Martin. Nach einer harten Jugend voll Entbehrung bezog er im J. 1501 die Universität Erfurt, um nach dem Willen seines Vaters Rechtswissenschaft zu studiren. Hier bekam er in einem Alter von 20 Jahren auf der Universitätsbibliothek zum erstenmal in seinem Leben eine Bibel in die Hände, und er las das Buch mit großem Interesse. Er studirte seine Rechtswissenschaft und außerdem die Philosophie, die alten Classiker und die Bibel mit unermüdlichem

Fleiße, so daß er sich eine schwere Krankheit zuzog. Ein alter Priester, der ihn in seiner Krankheit besuchte und dem mit Todesgedanken erfüllten Jüngling Muth zusprach, sagte zu ihm: „Seid guten Muthes, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viele trösten wird." Im J. 1505 erlangte Luther die Würde eines Magisters der Philosophie, und er hielt Vorlesungen über diese Wissenschaft, ohne jedoch das Studium der Rechtswissenschaften aufgeben zu wollen. Da geschah es, daß er eines Tages seinen geliebten Freund Alexis auf seiner Stube ermordet fand, und nicht lange nachher schlug bei einem Gewitter der Blitz ganz nahe bei ihm in den Boden, ohne ihn selbst zu verwunden. Dadurch wurde sein ohnedies ernstes und trübes Gemüth aufs tiefste erschüttert, und er beschloß, der Welt zu entsagen und sein ganzes Leben Gott und seinem Dienste zu weihen. Er trat, den Frieden der Seele suchend, ohne Wissen und Willen seines Vaters in das Augustinerkloster zu Erfurt ein (1505) und erhielt nach zweijähriger Probezeit die Priesterweihe (1507).

In dem Kloster verrichtete Luther mit der größten Gewissenhaftigkeit die niederen Dienste, die ihm in seiner Probezeit oblagen; dabei studirte und betete er Nacht und Tag und zerquälte in übertriebener Frömmigkeit und dem Bewußtsein menschlicher Sündhaftigkeit sein geängstetes Herz, so daß ihm der ehrwürdige und gelehrte Generalvicar des Augustinerordens in Deutschland, Johann von Staupitz, bei seinem Aufenthalt in Erfurt einst sagte: „Du willst mit Gewalt ein Sünder sein und hast doch keine rechte Sünde. Soll Christus dir helfen, so mußt du nicht aus jedem Gedanken gleich eine Sünde machen." Einmal schloß sich Luther in trüber, verdüsterter Stimmung mehrere Tage lang in seine Zelle ein, ohne etwas zu essen und zu trinken. Als die Mönche zuletzt seine Thüre aufbrachen, fanden sie ihn besinnungslos daliegen; sie weckten ihn durch die Töne der Musik, die er außerordentlich liebte, wieder auf.

Staupitz hatte die Gelehrsamkeit und den Geist des einfachen, schwermüthigen Mönches kennen gelernt und fand

Gelegenheit, ihn für die Welt wirksam zu machen. Als der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, für die in seiner Residenz Wittenberg im J. 1502 gegründete Universität einen tüchtigen Lehrer der Philosophie suchte und sich an Staupitz wandte, empfahl ihm dieser den Bruder Martin. Luther folgte dem Rufe mit Widerstreben, da er sich für eine solche Stelle nicht für gelehrt genug hielt, im J. 1508 im 25. Lebensjahre und nahm seine Wohnung zu Wittenberg im Augustinerkloster. Er hielt philosophische und dann auch theologische Vorlesungen und erwarb sich als Kanzelredner einen solchen Beifall, daß er zum Prediger an der Universitätskirche erwählt ward. Im J. 1510 wurde Luther in Angelegenheiten seines Klosters nach Rom geschickt. Er näherte sich mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen dem Wohnsitze des Statthalters Christi und klomm mit heiligster Andacht auf den Knien die Stufen der Peterskirche hinan; aber er hatte bald Gelegenheit die Verdorbenheit der italienischen Geistlichkeit aus der Nähe zu sehen, und hörte die ärgerlichsten Geschichten von dem unsittlichen Leben des Papstes. „Ich wollte nicht 1000 Goldgulden nehmen," versicherte er nachher oft, „daß ich Rom nicht sollte gesehen haben." Nach seiner Rückkehr erwarb er sich die Würde eines Doctors der Theologie (1512). Anfangs konnte er sich nicht dazu entschließen, bei seiner Jugend sich um eine solche Auszeichnung zu bewerben; aber sein Gönner Staupitz drängte ihn dazu, und der Kurfürst, der ihn als trefflichen Prediger ehrte, bezahlte für ihn die Kosten. Um sich der neuen Ehre würdig zu machen, arbeitete Luther mit unablässigem Eifer, namentlich studirte er jetzt erst aufs Gründlichste die Ursprachen der Bibel, Hebräisch und Griechisch, und suchte immer tiefer in den Geist des Evangeliums einzudringen. Er war in Wittenberg ein allgemein geehrter und geachteter Mann wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Frömmigkeit und der Strenge seiner Sitten. Als Prediger hatte er einen außerordentlichen Zulauf; denn er predigte einfach und kräftig im Geiste der heiligen Schrift, und was er sprach, kam tief aus dem Herzen.

So kam das wichtige Jahr 1517. Damals war Leo X. Papst, ein genußsüchtiger und prachtliebender Mann, der viel Geld brauchte; namentlich erforderte der Ausbau der prachtvollen Peterskirche zu Rom große Summen. Deswegen schrieb er einen allgemeinen Ablaß aus, den für Deutschland der Erzbischof Albrecht von Mainz pachtete. Dieser übertrug den Handel mit dem Ablaß dem Dominicanerorden. Der Dominicaner Johann Tezel, ein nichtswürdiger Mensch, welchen früher einmal der Kaiser Maximilian wegen Ehebruchs hatte ersäufen lassen wollen, reiste mit seinem Ablaßkram im Sächsischen und in der Nähe von Wittenberg herum und verfuhr mit seinem Handel auf die schamloseste Weise. Wenn er in eine Stadt kam, hielt er unter dem Geläute der Glocken seinen feierlichen Einzug; die päpstliche Bulle, worin der Ablaß verkündigt war, wurde auf einem Sammetkissen vorausgetragen, die Priester und Mönche, der Magistrat und die Schuljugend gingen ihm mit Kerzen und Fahnen entgegen und geleiteten ihn in die Kirche, wo er die Fahne des Papstes aufpflanzte. Und nun begann der Handel, nicht bloß in der Kirche, sondern auch auf den Straßen und selbst in den Wirthshäusern. Er hatte zwei Kasten bei sich; in dem einen waren die Ablaßzettel, in den andern kam das Geld, und er pflegte wohl zu sagen: „Wie das Geld in dem Kasten klingt, so die Seele aus dem Fegfeuer springt.“ Man konnte Ablaß erhalten für jedes Vergehen, für Diebstahl, Meineid, Raub und Mord, und das Volk, ohne zu bedenken, daß der Ablaß auch Reue und Besserung forderte, stürmte herzu und kaufte, in dem Wahne, als mache das Geld schon frei von aller Schuld. Ja man konnte sogar sich einen Ablaß erkaufen für ein Verbrechen, das man erst in der Zukunft zu begehen vorhatte.*)

Das Sittenverderbliche eines solchen Handels lag auf der Hand, und das fromme Gemüth Luthers empörte sich da-

---

*) Man erzählt, in Jüterbogk im Brandenburgischen habe ein Ritter einen Ablaßzettel von Tezel gekauft für einen Raub, den er beabsichtige; dann habe er den Tezel in einem Walde überfallen und ihm seinen Geldkasten abgenommen. Der Kasten soll noch auf dem Rathhause zu Jüterbogk zu sehen sein.

gegen. Er schrieb an einige Bischöfe und bat sie, man möge diesem Unfug steuern. Aber umsonst. Da schlug er am Abend des 31. Octbr. 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze oder Thesen an, die meistens gegen den Ablaß gerichtet waren, und forderte Jedermann auf, mit ihm über den Inhalt dieser Sätze zu disputiren. In jener Zeit, wo noch nicht, wie heute, in Zeitungen und auch wenig in öffentlichen Streitschriften gelehrte und religiöse Streitigkeiten ausgefochten wurden, waren solche Disputationen etwas Gewöhnliches, und Luther dachte damals noch nicht an eine Auflehnung gegen die Herrschaft des Papstes oder an eine Lossagung von der bestehenden Kirche; ja er schickte sogar in dem folgenden Jahre seine Thesen mit einer Vertheidigung derselben an den Papst. Tezel, auf dessen Treiben es in diesen Thesen besonders abgesehen war, wagte es nicht, sich zu einer Disputation zu stellen, er beeilte sich vielmehr, aus der Nähe von Wittenberg fortzukommen. Luthers Thesen aber verbreiteten sich in kurzer Zeit über Deutschland und ganz Europa, und namentlich in Deutschland fanden sie die lebhafteste Zustimmung. Tezel und manche Vertheidiger des Alten, wie der Professor Dr. Eck in Ingolstadt und der Dominicaner Hochstraaten, griffen Luther nur mit Schmähungen an, eine Widerlegung gelang ihnen nicht; in Rom aber sah man die Sache nur als ein gewöhnliches Mönchsgezänke an, als einen Streit der Dominicaner und Augustiner, der ohne besondere Bedeutung sei.

Als der Streit jedoch immer heftiger ward, lud der Papst Luther zur Vertheidigung nach Rom vor (Aug. 1518); aber der Kurfürst Friedrich der Weise, welcher Luther als eine Zierde seiner Universität und wegen seiner kühnen Freimüthigkeit liebgewonnen hatte, bewirkte es, daß er sich in Deutschland vertheidigen dürfe. Der Papst beauftragte den Cardinal Thomas de Vio, der nach seinem Geburtsort Gaeta gewöhnlich Cajetanus genannt wird, in Augsburg, wo er sich damals des Reichstags wegen aufhielt, den deutschen Mönch zur Verantwortung zu ziehen (Octbr. 1518). Luther kam zu einer Verhandlung nach Augsburg. Der

Cardinal forderte den Mönch auf, seine Irrthümer zu widerrufen und in Zukunft in allen Stücken dem Papste gehorsam zu sein; aber Luther erklärte unerschrocken, er sei sich keiner Irrthümer bewußt, und vertheidigte seine Behauptungen mit Freimuth. Zuletzt entließ ihn Cajetan mit dem Bedeuten, er solle nicht wiederkommen, es sei denn, daß er widerrufen wolle. Da appellirte Luther in Gegenwart mehrerer Zeugen „von dem übel berichteten Papst an den besser zu berichtenden" und schlug diese Berufung nicht blos an dem Dome zu Augsburg an, sondern schickte sie auch dem Cardinal zu. Da er befürchten mußte, daß der Cardinal sich seiner Person bemächtigte und ihn nach Rom zur Aburtheilung schickte, so verließ er mit Hülfe seiner Freunde in der Nacht heimlich die Stadt und eilte auf einem Pferde, das für ihn am Thore bereit stand, nach Wittenberg zurück. Cajetan bat hierauf den Kurfürsten von Sachsen in einem Briefe, er möge den Luther nach Rom schicken oder des Landes verweisen. Aber der Kurfürst nahm sich des Verfolgten kräftig an und erklärte, sein Gewissen verbiete ihm, vor erwiesener Schuld zu strafen, und zudem könne er seine Universität unmöglich seiner glänzendsten Zierde berauben. Luther selbst appellirte vom Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung.

In den ersten Tagen des J. 1519 war der alte Kaiser Maximilian gestorben, und der Kurfürst von Sachsen ward bis zur Wahl eines neuen Kaisers für Norddeutschland Reichsverweser; auch hatte er bei der bevorstehenden Kaiserwahl, die dem Papste nicht gleichgültig war, einen großen Einfluß. Deshalb schickte ihm der Papst, um seine Gunst zu erlangen, durch den päpstlichen Kammerherrn Karl von Miltitz, einen sächsischen Edelmann, eine goldene Rose zu und beschloß, gegen Luther, der in seinen Angriffen gegen die Kirche schon weit über die Ablaßangelegenheit hinausgegangen war, milder aufzutreten. Miltitz hielt mit Luther eine Zusammenkunft zu Altenburg und brachte es durch freundliche Vorstellungen dahin, daß dieser versprach, zu schweigen, wenn auch seine Gegner schwiegen. Miltitz versprach, dafür zu sorgen, und so trennten sich beide in aller

Freundschaft. Aber die Gegner ruhten nicht, und auch Luther vermochte nicht, seine Anhänger zum Schweigen zu veranlassen. So wurde denn im Sommer 1519 zu Leipzig eine große Disputation veranstaltet, an welcher auf der einen Seite außer Luther der leidenschaftliche wittenbergische Professor Bodenstein aus Karlstadt, gewöhnlich Karlstadt genannt, und der sanfte und gelehrte Philipp Melanchthon, ebenfalls Professor in Wittenberg und Luthers inniger Freund, von der andern Seite Johann Eck, Professor in Ingolstadt, ein gelehrter und gewandter Mann von großer Heftigkeit, sich betheiligten. Die Disputation dauerte unter ungeheurem Zudrange von Menschen 17 Tage lang; aber das Resultat war, daß die Streitenden, statt sich zu vereinigen, nur noch weiter sich von einander entfernten. Jede Partei schrieb sich den Sieg zu.

Bald nach dieser Disputation begab sich Dr. Eck voll Erbitterung nach Rom und bewirkte durch Darlegung der ketzerischen Ansichten Luthers, daß der Papst eine Bannbulle gegen ihn erließ. In dieser Bulle wurden 41 Sätze und Luthers Schriften als ketzerisch verdammt und das Verbrennen dieser Bücher befohlen. Wenn Luther binnen 60 Tagen nicht widerrufen würde, so sollte der Bann in Vollzug gesetzt werden. Eck brachte selbst die Bulle nach Deutschland, in der Hoffnung, seinen Gegner zu vernichten. An mehreren Orten allerdings, wie zu Ingolstadt, Mainz, Köln, wo die Gegner Luthers besonders ihren Sitz hatten, wurden dessen Schriften verbrannt; im Ganzen aber war das Volk in Deutschland für Luther. Es riß die angeschlagenen Bannbullen herunter, und in Leipzig wäre Eck beinahe todtgeschlagen worden. Im Kurfürstenthum Sachsen durfte die Bulle gar nicht bekannt gemacht werden. Luther selbst dachte nicht an Widerruf; er vertheidigte vielmehr alle seine Behauptungen und sagte zuletzt dem Papst, als dem Antichristen, dem Feinde der christlichen Wahrheit, den Gehorsam auf. Am Morgen des 10. Decbr. 1520 zog er mit einer Menge von Lehrern und Studenten und vielem Volke zu Wittenberg vor das Elsterthor und warf in einen Scheiter-

haufen, der dort errichtet worden war und angezündet ward, eigenhändig die Bannbulle des Papstes nebst den Schriften über das päpstliche Recht und einige Schriften Ecks, mit den biblischen Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer.“ Durch diese Handlung hatte sich Luther förmlich von dem Papste und der herrschenden Kirche losgesagt. An dem bald folgenden Weihnachtstage theilte Karlstadt zum erstenmal öffentlich und ungehindert das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus.

Am 17. Juni 1519 war Maximilians Enkel Karl, König von Spanien, zum deutschen Kaiser gewählt und am 23. Octbr. 1520 zu Aachen gekrönt worden. Als König von Spanien heißt er Karl I., als Kaiser von Deutschland Karl V. Im Frühjahr 1521 hielt er zu Worms seinen ersten Reichstag, und er beabsichtigte hier auch die Religionsstreitigkeiten beizulegen. Deshalb wurde Luther nach Worms vorgeladen und ihm von dem Kaiser sicheres Geleit versprochen. Als er in Wittenberg von seinem Freunde Melanchthon Abschied nahm, sprach er zu ihm: „Komme ich nicht wieder und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen für mich, weil ich nicht hier sein kann. Du kannst es ja noch viel besser machen. Daher ist auch nicht viel Schade um mich, bleibst du doch da. In dir hat der Herr einen noch viel gelehrteren Streiter.“ Ueberall, wo Luther auf seiner Reise erschien, strömte das Volk herbei, um den Mann zu sehen, der so kühn wider den Papst aufgetreten war. Unterwegs warnte man ihn; denn man werde ihn in Worms zu Pulver verbrennen. Aber Luther antwortete: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das von Worms nach Wittenberg reicht, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben allein walten lassen.“ In der Nähe von Worms ließ ihm sein Freund Spalatin, der Hofprediger Friedrichs des Weisen, von der Stadt aus sagen, er möge nicht hineinkommen, es möchte ihm sonst ergehen wie dem Huß. Luther ließ ihm zurücksagen: „Und wenn so viele Teufel in

Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein."

Am 16. April zog Luther in Worms ein. Der Reichsherold, der vor seinem Wagen herritt, konnte durch die ungeheure Volksmenge, die den berühmten Mann sehen wollte, kaum den Weg bis zur Herberge bahnen. Schon am Nachmittage des folgenden Tages wurde er auf das Rathhaus beschieden, wo der Reichstag zusammen war. Da durch das Gedränge auf der Straße nicht durchzukommen war, mußte ihn der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim durch Gärten und Hinterhäuser zur Versammlung führen. An der Thüre des Saales stand mit vielen andern Rittern der alte Feldhauptmann Georg von Frundsberg. Der klopfte Luther treuherzig auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Kriegsoberste in unserer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre nur in Gottes Namen fort und sei getrost, er wird dich nicht verlassen." Im schlichten Mönchsgewand trat Luther in den glänzenden Saal, nicht ohne Beklommenheit. Denn da saß der junge 21jährige Kaiser stattlich und würdevoll auf dem erhabenen Throne und vor ihm in zwei langen Reihen 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und viele Grafen und Herrn. Man legte dem Mönch seine Schriften vor, mit der Frage, ob er dieselben als die seinigen anerkenne, und als er dies bejaht, fragte man ihn, ob er den Inhalt derselben widerrufen wolle. Das war eine Frage, von welcher vieles abhing, vielleicht handelte es sich um sein Leben. Darum bat sich Luther bis zum folgenden Tage Bedenkzeit aus; und sie ward ihm bewilligt. Bis zum folgenden Tage erhielt Luther manche Beweise, daß er nicht ohne Schutz und Hülfe sei, und er trat zur bestimmten Zeit muthigeren Sinnes in den Saal, der schon mit Fackeln erleuchtet war. Er hielt in dem heißen Saale eine zweistündige Rede, Anfangs in deutscher Sprache, und als man ihn erinnerte, daß der Kaiser das Deutsche schlecht verstehe, in lateinischer Sprache. Freimüthig erklärte er, daß er die größte

Sünde begehen würde, wenn er widerrufe, weil er dann nur das Uebel, das er bekämpfe, bestärken und ärger machen würde; er verlangte widerlegt zu werden, ehe man ihn verdamme. Aber der Kaiser forderte ungeduldig eine runde und richtige Erklärung, ob er widerrufen wolle. Da sprach Luther: „Weil denn Eure kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder den Concilien noch dem Papste allein, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widerlegt haben), so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Nach diesen Worten trat Luther ab. Sein Muth hatte viele Fürsten erfreut und ihm manches Herz gewonnen, nur nicht das des Kaisers, der bei Luthers erstem Erscheinen im Saal geäußert hatte, dieser Mann werde ihn nie dazu bringen, die Religion seiner Väter zu verlassen. Friedrich der Weise sagte beim Hinausgehen aus der Versammlung zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin heute vor Kaiser und Reich gesprochen; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." Der alte Herzog Erich von Braunschweig, sonst ein großer Feind der Reformation, schickte nach der Sitzung Luther einen silbernen Becher mit gutem Eimbecker Bier, damit er nach der Hitze des Tages sich labe. Luther erwiederte: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seiner letzten Stunde," und dieser Worte hat Erich noch auf seinem Sterbebette sich erinnert. Noch einmal versuchte man zu Worms, ihn zum Widerruf zu bewegen, aber umsonst. Er antwortete: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie in zwei bis drei Jahren untergehn; ist sie aber aus Gott, so werdet ihr sie nicht dämpfen."

Kaiser Karl V. war seinem ganzen Wesen nach kein Deutscher; er war mehr ein Spanier und Niederländer und

kannte den Geist des deutschen Volkes nicht, er sah nicht ein, daß die Reformation in Deutschland unvermeidlich geworden war. Anstatt sich daher an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie mit Kraft und Mäßigung durchzuführen, stemmte er sich ihr entgegen und war dadurch hauptsächlich die Veranlassung der religiösen Spaltung in unserem Vaterland. Das versprochene kaiserliche Geleit hielt er Luther; aber bald nach dessen Abreise von Worms erließ er das s. g. Wormser Edict, durch welches Luther und alle seine Anhänger und Beschützer in die Acht erklärt und befohlen wurde, überall seine Schriften zu verbrennen, ihn selbst zu ergreifen und an den Kaiser auszuliefern.

Luther war nun in dem Bann des Papstes und in der Acht des Kaisers; aber es fehlte ihm nicht an Schutz. Als er auf der Rückreise nicht weit von Eisenach in der Nähe des Schlosses Altenstein war, wurde er in einem Walde von zwei Rittern und zwei Knechten überfallen, aus dem Wagen gerissen und in den Wald geschleppt; hier kleidete man ihn um, setzte ihn auf ein Pferd und brachte ihn um Mitternacht auf das Schloß Wartburg. Der Kurfürst von Sachsen hatte diese scheinbare Gewalt veranstaltet, um Luther für eine Zeit lang wenigstens der Welt zu entziehen, bis der Gedanke an die Acht sich einigermaßen verloren habe. Es hieß allgemein, Luther sei im Walde von Räubern überfallen worden, und da man nichts mehr von ihm hörte und sah, so glaubte man, er sei todt; seine Feinde sagten, der Teufel habe ihn geholt. Unterdessen lebte Luther auf der Wartburg. In der Umgegend, in der er sich manchmal erging, hieß er Junker Georg; er trug ritterliche Kleidung und galt für einen Staatsgefangenen. Nur seine nächsten Freunde, wie Melanchthon und Spalatin, wußten, wo sich Luther befand. Erst als mehrere Schriften, welche Luther in dieser Zeit geschrieben, von seinen Freunden verbreitet wurden, erkannte man, daß er noch lebe; doch sein Aufenthalt blieb unbekannt. Das wichtigste Werk, welches Luther damals in seiner Zurückgezogenheit gegann, war die Uebersetzung der Bibel, die aber erst im J. 1532 vollendet ward und im J. 1534 voll-

ständig im Druck erschien. Durch dieses Werk erwarb sich Luther das größte Verdienst um das deutsche Volk; denn er eröffnete ihm nicht blos die Quellen unserer Religion, sondern er begründete auch durch eine schöpferische und veredelnde Gestaltung der Sprache unsere jetzige neuhochdeutsche Schriftsprache.

In seiner Einsamkeit und bei den angestrengten Arbeiten verfiel Luther, wie in früheren Jahren, öfter in schwermüthige Gedanken; er wähnte sich von dem Teufel verfolgt, dessen Reich er bekämpfte, und glaubte bisweilen Erscheinungen desselben zu haben. In seinem Arbeitszimmer auf der Wartburg, das noch heute in dem früheren Zustand erhalten wird, zeigt man noch an der Wand die Spuren eines großen Tintenfleckes; dahin war das Tintenfaß gefahren, das er einmal nach dem vermeintlichen Teufel geworfen.

Etwa ein Jahr blieb Luther auf der Wartburg; da riefen ihn tumultuarische Auftritte, welche in Wittenberg durch Karlstadt veranlaßt wurden, wieder in die Oeffentlichkeit. Karlstadt schaffte alle Cermonien des römischen Gottesdienstes ab, er drang an der Spitze eines wilden Haufens in die Kirchen, zertrümmerte die Altäre und heiligen Gefäße, warf Bilder und Beichtstühle hinaus, mißhandelte die Mönche und vollführte manchen anderen Unfug. Andre schwärmerische Eiferer schafften die Kindertaufe ab. Um diesem verderblichen Gebahren zu steuern, kam Luther nach Wittenberg; er predigte acht Tage hintereinander gegen die Ruhestörer und brachte es dahin, daß Karlstadt aus Wittenberg entwich und die Ordnung wieder hergestellt ward (März 1522).

III. Weitere Fortschritte der Reformation.

Nach dem Reichstage zu Worms verweilte Kaiser Karl fast 8 Jahre außerhalb Deutschlands in seinen Erblanden, und in dieser Zeit beschäftigten ihn fast beständige Kriege mit Frankreich und mit den Türken, so daß er um die Angelegenheiten Deutschlands, wo sein Bruder Ferdinand von Oest-

reich das Amt eines Reichsverwesers übte, sich wenig bekümmern konnte. Unter diesen Verhältnissen konnte die Reformation in Deutschland sich immer mehr ausbreiten und befestigen; das Edict von Worms und die Acht gegen Luther geriethen in Vergessenheit. Da katholische Fürsten, unter ihnen namentlich Ferdinand von Oestreich und die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern, und die meisten süddeutschen Bischöfe zu einem Bündniß zusammentraten, um die Ausbreitung der Reformation zu verhindern, so schlossen auch die Fürsten, welche zu der lutherischen Lehre hielten, im J. 1526 ein Bündniß zu Torgau, das die Abwehr jeden Angriffes zum Zwecke hatte. Die Hauptmitglieder dieses Bundes waren der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte, der seinem im J. 1525 verstorbenen Bruder, Friedrich dem Weisen, gefolgt war, und der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige. Diese beiden hatten sich öffentlich zu der neuen Lehre bekannt und gestalteten im J. 1526 im Geiste derselben den Gottesdienst und die ganze Kirchenverfassung in ihren Ländern um, und ihrem Beispiele folgten die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, vier Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und viele Städte. Vorher schon, im J. 1525, hatte der Hochmeister des deutschen Ordens in Ostpreußen, Albrecht von Brandenburg, die lutherische Lehre angenommen und in seinem Lande eingeführt. Er hatte das Ordensland mit Zustimmung des Königs von Polen, der der Lehnsherr des Ordenslandes war, in ein weltliches Land verwandelt, unter dem Titel eines Herzogthums Ostpreußen, und es für ein Erbeigenthum seiner Familie erklärt.

Die Veränderungen, welche auf Grund der Lehre Luthers bei der Gründung der neuen Kirche eintraten, waren hauptsächlich folgende. Man sagte sich von der geistlichen Herrschaft des Papstes los, und die Landesherrn übernahmen die oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten. Die geistlichen Güter wurden eingezogen und deren Einkünfte für Stiftung von Kirchen und Schulen und sonstigen gemeinnützigen Anstalten, wie Kranken- und Armenhäusern, ver-

wendet; doch behielten die Fürsten auch vieles von dem eingezogenen Gute für sich. Die Klöster wurden aufgehoben und die Klostergelübde für unverbindlich erklärt, den Priestern wurde die Ehe gestattet. Die Messe wurde abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst eingeführt; die Festtage wurden vermindert. Bei dem Gottesdienste wurde auf die belehrende Predigt ein besonderes Gewicht gelegt; der Träger der Andacht sollte außer dem einfachen Gebet hauptsächlich das von der ganzen Gemeinde gesungene Kirchenlied sein. Luther selbst sammelte das erste Gesangbuch, in welches er eine Anzahl von ihm selbst gedichteter schöner Lieder aufnahm.

Luther selbst verließ im J. 1524 das Kloster und legte die Mönchskutte ab, die er mit dem bürgerlichen Rock von schwarzer Farbe vertauschte. Im nächsten Jahre verheirathete er sich mit Katharina von Bora, einer gewesenen Nonne aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma. Er entwickelte nach allen Seiten hin eine außerordentliche Thätigkeit. Im J. 1527 durchreiste er mit Melanchthon das ganze Kurfürstenthum Sachsen und Meißen, um den Zustand der Kirchen und Schulen zu visitiren, und fand überall eine große Unwissenheit. „Es ist unverantwortlich“, schreibt der sanfte Melanchthon, „daß man die armen Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat. Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, der da sieht, wie die Anlagen der Menschen so ganz vernachlässigt werden und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Herrn und Schöpfer etwas weiß.“ Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, der Begründer des neuen Schulwesens in Deutschland, setzte einen „Unterricht an die Pfarrherrn im Kurfürstenthum Sachsen“ auf, in welchem er eine kurze Anweisung gab, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollten und wie der Gottesdienst einzurichten sei. Luther stellte die Hauptsätze der Glau-

bens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten zusammen in seinem berühmten „Katechismus Lutheri."

Die raschen Fortschritte der Reformation machten die katholischen Reichsstände besorgt, und sie brachten im J. 1529 auf dem Reichstage zu Speier einen Beschluß zu Wege, nach welchem die Anhänger der neuen Lehre, die Evangelischen, sich bis zu einer Kirchenversammlung aller weiteren Veränderungen in Religionssachen enthalten und die Messe sowie die alte Lehre von dem Abendmahl beibehalten sollten. Dagegen reichten die Evangelischen eine förmliche Protestation ein und erhielten davon den Namen Protestanten.

Um diese Zeit hatte Karl V. einmal Ruhe vor auswärtigen Feinden. Er hatte mit Frankreich Friede geschlossen, war nach Italien gegangen und hatte sich zu Bologna zum römischen Kaiser krönen lassen und kam nun im J. 1530 nach Deutschland, um einen Reichstag zu Augsburg abzuhalten. Er wollte seinen Bruder Ferdinand zum römischen König, d. h. zu seinem Nachfolger in der Kaiserwürde erwählen lassen und die kirchlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Die Protestanten wünschten dem Kaiser zu beweisen, daß ihre Glaubenslehren von denen der katholischen Kirche nicht so sehr verschieden und für das Reich nicht gefährlich seien. Deshalb verfaßte auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen Melanchthon eine Schrift, in welcher die Lehrsätze der neuen Kirche zusammengestellt waren. Diese wurde dem Kaiser zu Augsburg überreicht und vor dem Reichstage vorgelesen; es ist die sog. Augsburger Confession oder das Augsburger Glaubensbekenntniß. Der Kaiser übergab die Schrift einer Gesellschaft von katholischen Geistlichen, unter denen auch Eck war, zur Prüfung, und diese verfaßten eine Widerlegung in so unschicklichen Ausdrücken, daß der Kaiser mit Unwillen eine andere anzufertigen befahl. Die „Widerlegung" (Confutatio) blieb aber ein schwaches, ungründliches Werk. Dagegen schrieb Melanchthon eine „Vertheidigung" (Apologia) der Confession. — Um diese Zeit dichtete Luther das herrliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott".

Alle Versuche einer Vereinigung und Ausgleichung blieben erfolglos. Der Markgraf Georg von Brandenburg hatte zu dem Kaiser gesagt: „Ehe ich von Gottes Wort abstehe, will ich lieber gleich hinknieen und mir den Kopf abschlagen lassen", worauf der Kaiser in seinem niederländischen Dialect begütigend erwiderte: „Nit Kop ab". Zuletzt bestätigte der Kaiser das Wormser Edict; er gebot Aufhebung aller Neuerungen und bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung unbedingte Rückkehr zu allen katholischen Lehren und Gebräuchen. Aber die Protestanten nahmen den Reichsabschied nicht an, und selbst die Stadt Augsburg wagte es, die Unterzeichnung desselben zu verweigern. Auch die Wahl Ferdinands zum römischen König konnte zu Augsburg nicht durchgesetzt werden; sie erfolgte erst im folgenden Jahre zu Köln allein durch die katholischen Kurfürsten. Die Häupter der protestantischen Partei, an ihrer Spitze Johann von Sachsen und Philipp von Hessen, schlossen im J. 1531 den Schmalkaldischen Bund zur Vertheidigung ihrer Religion gegen jeden Angriff. Mitglieder desselben waren unter andern die Herzöge von Braunschweig, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und viele Städte, wie Straßburg, Ulm, Konstanz, Magdeburg, Lübeck, Bremen, Braunschweig, Göttingen u. s. w.

Damals waren Kaiser Karl und sein Bruder Ferdinand, der im Jahre 1526, als sein Schwager, König Ludwig von Böhmen und Ungarn, in der Schlacht bei Mohacz in einem Sumpfe umgekommen war, diese beiden Länder geerbt hatte, von dem türkischen Sultan Soliman II., dem Prächtigen, in Bedrängniß gebracht. Auf die Krone von Ungarn nämlich machte auch der Großfürst von Siebenbürgen, Johann von Zapolya, Ansprüche, und er hatte an Soliman einen mächtigen Helfer, der schon 1529 einmal Wien belagert hatte. Jetzt zog dieser im J. 1532, auf die religiöse Spaltung in Deutschland rechnend, abermals mit einem Heere von 250,000 Mann verwüstend durch Ungarn heran. Der Kaiser bedurfte der Hülfe der protestantischen Fürsten, und um sie zu erlangen, schloß er mit ihnen im J. 1532 den Reli-

gionsfrieden zu Nürnberg, in welchem er den Augsburger Reichsabschied zurücknahm und bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung den Protestanten volle Religionsfreiheit gewährte. Die Protestanten stellten Hülfstruppen gegen die Türken, und Soliman zog sich ohne einen Zusammenstoß zu wagen, aus Ungarn zurück.

Bis in die Mitte der vierziger Jahre war Karl durch auswärtige Kriege so beschäftigt, daß er an eine entscheidende Regelung der religiösen Angelegenheiten in Deutschland nicht denken konnte. Dadurch wurde es dem Protestantismus möglich, sich immer mehr zu befestigen.

Kurz nach Luther war in der Schweiz auch Ulrich Zwingli, Prediger in Zürich, gegen die katholische Lehre aufgetreten, zunächst veranlaßt durch den Ablaßkrämer Bernhard Samson (1519). Er erklärte sich bald auch gegen andere Mißbräuche in der Kirche, verwarf den Cölibat der Geistlichen, die Messe und die Verehrung der Heiligenbilder und fand bei seinen Landsleuten großen Anhang. Zwingli ging in seiner Umgestaltung der Kirche viel weiter als Luther. Während dieser alles festzuhalten suchte, was der heiligen Schrift nicht widerspreche, wollte Zwingli alles abschaffen, was in der heiligen Schrift nicht begründet sei, und die ersten einfachsten Zustände der christlichen Kirche herstellen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Zwingli und Luther bestand in der Abendmahlslehre. Luther behauptete, daß Christus in Brod und Wein wirklich gegenwärtig sei; Zwingli dagegen lehrte, in den Worten: „dies ist mein Leib, dies ist mein Blut," besage das Wörtchen ist nur soviel als: „dies bedeutet meinen Leib — mein Blut"; das Abendmahl sei nur eine fromme Erinnerung an Christi Tod. Auch in dem südlichen Deutschland fand die Lehre Zwinglis eine weite Verbreitung. Da der Landgraf Philipp von Hessen eine Vereinigung der Zwinglianer und Lutheraner zu Stande zu bringen suchte, damit sie um so nachhaltiger den Angriffen der Katholiken widerstehen könnten, so veranstaltete er ein Religionsgespräch der beiden Reformatoren auf seinem

Schlosse zu Marburg (1529). Aber die beiden Gegner einigten sich nicht, versprachen sich jedoch beim Scheiden, Friede und Freundschaft zu halten. Indeß hielt Luther sein Wort nicht, sondern schrieb bald wieder mit Heftigkeit gegen Zwingli. Dieser fand zwei Jahre nachher (1531) in einer Schlacht gegen die katholischen Schweizer bei Kappel seinen Tod.

Die Anhänger Zwinglis nannte man die Reformirten. Die reformirte Lehre verbreitete sich von der Schweiz aus auch nach Genf, wo sie durch dem berühmten Reformator Johann Calvin (Jean Chauvin oder Cauvin), einen Franzosen aus der Picardie (geb. 1509), eine weitere Ausbildung erhielt. Obgleich sich Calvin in manchen Dingen von Zwingli unterschied, so brachte er doch mit den Züricher Theologen eine Vereinigung zu Wege, zufolge deren seine und Zwinglis Anhänger keine getrennten Kirchen bilden wollten (1549). So waren denn in der Folge die Reformirten und Lutheraner die zwei großen Hauptparteien der Protestanten. Von Genf verbreitete sich die Lehre Calvins nach Frankreich, wo die Reformirten unter dem Namen Hugenotten eine mächtige politische Partei wurden. Die reformirte Kirche fand ferner außer in Deutschland Eingang in den Niederlanden und durch Calvins Freund Johann Knox in Schottland.

In England herrschte zur Zeit der Reformation der König Heinrich VIII. Er war Anfangs ein eifriger Anhänger des Papstes und schrieb gegen Luther eine gelehrte Widerlegung seiner Lehre von den Sacramenten, weßhalb er von dem Papste den Ehrentitel Defensor fidei, „Vertheidiger des Glaubens", erhielt. Da aber später der Papst auf sein Verlangen, ihn von seiner Gemahlin zu scheiden, damit er die schöne Anna Boleyn heirathen könne, nicht einging, so sagte er sich mit seinem Lande von dem Papste los und trat als Reformator auf, indem er sich selbst als Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit von England hinstellte. Er zog die reichen Kirchengüter für sich ein und gestaltete die Kirchenverfassung um; aber die Lehren der katholischen Kirche behielt er zum größten Theile bei. So ward in England die

Reformation von oben befohlen, während sie in Deutschland von dem innersten Kern des Volkes ausging.

Von Deutschland aus verbreitete sich der Protestantismus in Schweden, wo Gustav Wasa, der das Land von der Herrschaft der Dänen befreit hatte und zum König gewählt worden war (1523), nach persönlicher Rücksprache mit Luther die lutherische Religion zur Staatsreligion erhob. Dasselbe geschah in Dänemark und Norwegen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Protestantismus seinen fruchtbarsten Boden bei den germanischen Völkern gefunden hat, in Deutschland und der Schweiz, in Holland, England, Dänemark, Norwegen und Schweden. Der römische Katholicismus wird vorzugsweise vertreten von den romanischen Völkern Europas, Italienern, Franzosen, Spaniern, Portugiesen. Bei den slavischen Völkern im Osten Europas, Russen u. s. f., ist die griechisch-katholische Kirche vorherrschend.

IV. Der Bauernkrieg. 1525. Die Wiedertäufer in Münster. 1534.

In der Mitte der zwanziger und der Mitte der dreißiger Jahre entstanden in Deutschland verderbliche Empörungen und Aufstände, welche zum Theil wenigstens mit der Reformation zusammenhingen. Im J. 1525 brach der s. g. Bauernkrieg aus. Die Bauern lebten schon seit langer Zeit unter furchtbarem Druck der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit, die sie unter Verachtung aller menschlichen Rechte wie leibeigene Knechte behandelten. Die Bauern mußten schwere Abgaben zahlen, fast die ganze Woche frohnden, sich die Mißhandlungen der Lanzknechte und Söldner gefallen lassen, ihre Güter wurden von dem Wilde und dem Jagdtumulte der Herrn verheert. Wie weit der Uebermuth des Adels ging, ersieht man aus dem Umstande, daß in der Wetterau, in Lothringen und im Trier'schen die Bauern in den Sommernächten das Wasser in den Burggräben mit Stangen peitschen mußten, damit das Gequake der Frösche die Fa-

milie des Herrn im Schlafe nicht störte. Daher waren schon im Mittelalter und im Anfang des 16. Jahrhunderts vor Luthers Auftreten an verschiedenen Orten Empörungen der Bauern ausgebrochen; jetzt aber wurde durch die Bewegung der Reformationszeit das bedrückte Volk aufs neue aufgerüttelt. Was Luther von der christlichen Freiheit lehrte, das trugen sie auch auf ihre bürgerlichen Verhältnisse über und verlangten Freiheit von dem äußeren Druck. Luther aber arbeitete mit aller Macht dagegen, daß die Kirchenverbesserung nicht auch zu einer politischen Revolution führe.

Schon in den Jahren 1522 und 1524 waren in Süddeutschland hier und da Empörungen vorgekommen. In der Grafschaft Stühlingen z. B. hatte die Gräfin den Bauern befohlen, ihr Schnecken zu sammeln, auf denen ihr Gesinde Garn winden sollte. Deß weigerten sich die Bauern; sie rotteten sich zusammen und zogen tumultuarisch im Lande umher. Sie belagerten Donau-Eschingen. Da ernannte der Reichsverweser Ferdinand den tapfern, aber harten und grausamen Georg Truchseß von Waldburg zum Feldherrn des schwäbischen Bundes wider die Bauern, und der brachte diesmal die Aufrührer durch gütliche Behandlung zur Ruhe. Aber mit dem Frühjahr 1525 brach die Empörung auf vielen andern Punkten los. Zuerst erhoben sich die Bauern des Abts von Kempten, der seine Leute mit unerhörter Willkür drückte. Die Unterthanen anderer geistlichen und weltlichen Herrn folgten ihrem Beispiel, und bald lagerten hier und da ganze Heere von Bauern unter verwegenen Führern, mit der Drohung, alles über den Haufen zu werfen.

Aber die rohen, ungeordneten Haufen konnten sich trotz ihrer Menge gegen wohlgeübte Truppen nicht halten. Truchseß schlug und zersprengte mehrere derselben; ein Haufe schloß ihn ein und zwang ihn, sich auf Unterhandlungen einzulassen und feste Zusicherungen zu machen. Nun setzten die Bauern ihre Forderungen in 12 Artikeln auf und verlangten ein Schiedsgericht, dem ihre Klagen vorgelegt würden. Das Schiedsgericht sollte bestehen aus dem Herzog Ferdinand von Oestreich, dem Kurfürsten von Sachsen, Luther und Melanch-

thon und einigen Predigern; in ihren Artikeln aber forderten die Bauern unter anderm Abschaffung der Leibeigenschaft, Ermäßigung der Frohn- und Spanndienste und des Zehntens, Freigebung der Jagd, des Vogel- und Fischfangs, der Holzung, eigene Wahl ihrer Pfarrer, und diese sollten das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen.

Ein Schiedsgericht, in welchem Ferdinand von Oestreich und Luther saßen, war nicht möglich, und Luther selbst wollte von den aufrührerischen Bauern nichts wissen, obgleich er die Bedrückungen, wodurch die Fürsten und Herrn den jetzigen Nothstand herbeigeführt hatten, mit harten Worten tadelte. „Ihr Fürsten und Herrn," sagte er, „schindet und schatzt, um eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis der gemeine Mann nicht kann und mag länger ertragen." Da auf die Forderungen der Bauern nicht eingegangen ward, so erhoben sie sich, um die Gewährung derselben zu erzwingen, aller Orten mit erneuter Wuth, in Schwaben und Franken, am Rhein und in Lothringen, in Hessen und Thüringen, Steiermark, Tyrol u. s. f. Ihre wilden Haufen zerstörten die Burgen, verbrannten die Klöster, stürmten die Städte, raubten und plünderten und verübten überall die rohesten Grausamkeiten. Denn vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht, muß auch der Unschuldige zittern.

Ein „christlich evangelisches Heer", das der Schenkwirth Metzler aus den Bauern des Odenwaldes gebildet, eroberte in Verbindung mit einem Haufen des Neckarthales die Stadt **Weinsberg**, wo eine Menge schwäbischer Herrn mit ihren Frauen und Kindern und ihrer Habe Zuflucht gesucht hatte. Vor der Erstürmung hatten sich der Amtmann in der Stadt, der Graf von Helfenstein und mehrere Ritter Treulosigkeiten und verächtlichen Hohn gegen die Bauern erlaubt; als sie jetzt mit den andern Rittern in die Hände der Bauern fielen, nahmen diese blutige Rache. Siebzig Ritter, unter ihnen auch Helfenstein, wurden „durch die Spieße gejagt", d. h. sie mußten durch zwei Reihen von Bauern durchgehen, die sie mit Spießen todt stachen. Ein Pfeifer spielte dazu auf. Die Gräfin Helfenstein, eine Tochter des Kaisers Maximilian, flehte umsonst

für das Leben ihres Gatten; sie mußte mancherlei Mißhandlung erdulden und wurde auf einem Mistwagen fortgeführt. Ein rasendes Weib, das für eine Zauberin galt, wühlte mit den Händen in Helfensteins Leiche und schmierte sich mit seinem Fett die Schuhe. Solche Greuel empörten alle Welt, und Luther schrieb „wider die stürmenden Bauern" eine Schrift, in der er Jedermann aufforderte, die Bauern zu würgen, zu stechen, sie todtzuschlagen wie einen tollen Hund.

Die Bauern trieben ihr Unwesen weiter, und immer mehr verbreitete sich der Aufstand. Sie zwangen einzelne Edelleute, sich an ihre Spitze zu stellen, unter andern den bekannten Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand; dieser aber trennte sich bald wieder von den Bauern wegen ihrer Unbotmäßigkeit und ihres gottlosen Treibens. Es war unter die Bauernhaufen keine Ordnung und Zucht und keine Einheit zu bringen, und darum mußten sie den Kürzeren ziehen. Noch in demselben J. 1525 wurden ihre Heere einzeln geschlagen und zersprengt von Truchseß von Waldburg, von dem Herzog von Lothringen, den Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, und nun nahmen die Sieger an denen, die in ihre Hände fielen, unmenschliche Rache. Ueberall wurde enthauptet, gehenkt und verbrannt. Truchseß ließ den Pfeifer, der bei dem Spießlaufen zu Weinsberg aufgespielt hatte, mit einer langen Kette an einen Baum binden, einen Kreis von Holz darum legen und anzünden; die Herrn ergötzten sich an den verzweifelten Sprüngen und dem Geheul des überall der Glut ausweichenden und überall von der Glut versengten Unglücklichen, bis er sterbend zusammenbrach. Der ruchlose Markgraf Casimir von Brandenburg-Culmbach, der seinen eigenen Vater im Schlafe überfallen und wegen angeblichen Wahnsinns jahrelang eingesperrt gehalten hatte, brannte in seinem Lande die Dörfer nieder, ließ die Gefangenen lebendig spießen und braten und grausam verstümmeln; zu Kissingen ließ er 59 Bauern die Augen ausstechen, weil sie einmal gerufen haben sollten, sie wollten keinen Markgrafen mehr sehen. Im Ganzen sollen in diesem Kriege mehr als 50,000

Bauern umgekommen sein. Natürlich wurde ihr Zustand nach demselben nicht besser.

Zu gleicher Zeit war auch Norddeutschland von einem Bauernkriege heimgesucht, bei dem aber mehr der religiöse Character hervortrat. Der Führer desselben war der Geistliche Thomas Münzer, ein Schwärmer, der auf Luther als den Verräther der Freiheit des Volkes schmähte, der sich göttlicher Offenbarungen rühmte und sich berufen glaubte, ein neues Gottesreich zu gründen, in welchem alle Menschen gleiche Rechte und gleichen Besitz haben sollten; denn alle seien Brüder. Die Fürsten sollten vertrieben oder todt geschlagen werden. Kein Wunder, daß viele arme Leute ihm zufielen. Nachdem er aus verschiedenen Städten vertrieben worden war, kam er nach Mühlhausen, wo er einen solchen Anhang fand, daß er sich des Regiments der Stadt bemächtigte. Der Aufstand verbreitete sich über ganz Thüringen und die Nachbarländer; man plünderte und zerstörte die Schlösser und Klöster. Bei Frankenhausen hatten die Bauern ihr Hauptquartier; da nahte der junge Landgraf Philipp von Hessen, der eben in seinem eigenen Lande ohne große Grausamkeit die Bauern zur Ordnung gebracht hatte, mit dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren andern Fürsten heran, um sie anzugreifen. Münzer ermuthigte seine Leute, Gott habe ihm den Sieg verkündet, er selbst werde die Kugeln des Feindes mit den Aermeln seines Rockes auffangen. Zugleich wies er auf einen schönen Regenbogen hin als ein Zeichen ihres Sieges. Die Truppen der Fürsten griffen an und hieben die Bauern nieder, die im Vertrauen, daß Gott für sie streite, statt muthig zu kämpfen, die Hände zum Gebete falteten. Auf der Flucht wurden 5000 niedergemacht. Münzer selbst hatte sich auf einen Heuspeicher geflüchtet; er wurde hervorgezogen und vor die Fürsten gebracht, gefoltert und enthauptet. Noch vom Schaffot herab ermahnte er die Fürsten, fleißig die Bücher Samuelis und der Könige zu lesen und sich darin zu spiegeln.

Neun Jahre nachher, 1534, entstand ein unsinniger Aufruhr zu Münster in Westphalen. Die Stadt, welche schon seit 1525 sich der Reformation geneigt gezeigt hatte und mit ihrem Bischof zerfallen war, hatte viele Wiedertäufer aus dem benachbarten Holland, wo sie hart verfolgt wurden, aufgenommen, und viele Bürger bekannten sich zu den Lehren dieser schwärmerischen Sekte. Der Bischof lag mit Truppen außerhalb der Stadt und belagerte dieselbe, während in der Stadt Johann Bockelson, ein Schneider aus Leyden, ein junger fanatischer Mann, die Leute zum unsinnigsten Treiben mit fortriß. Mit einem reichen Tuchhändler Knipperdolling rannte er wie rasend durch die Straßen und rief: „Buße, Buße!" Propheten erhoben sich und entzückte Mädchen, die den Himmel offen und die Engel herabsteigen sahen; Weiber hohen und niederen Standes tobten in Verzückung und rasenden Tänzen umher. Die Einwohner, welche zu der schwärmenden Secte nicht hielten, wurden in einer rauhen Winternacht (27. Febr. 1534) mit Weib und Kind aus der Stadt gejagt. Knipperdolling und Krechting wurden zu Bürgermeistern gemacht; über ihnen aber stand der fanatische Johann Matthison, ein Bäcker aus Harlem, als Herrscher „des neuen Reichs der Heiligen", in welchem alle Güter gemeinschaftlich sein sollten. Wer sich widersetzte, ward hingerichtet. Alle Bücher mit Ausnahme der Bibel wurden verbrannt, auch alle musikalischen Instrumente; die Menschenstimme allein sollte genügen. Zuletzt ging Matthison hinaus vor das Thor, um die feindlichen Truppen, die sich durch den Zuzug vieler katholischen und protestantischen Fürsten stark gemehrt hatten, allein durch die in ihm wirkende göttliche Allmacht zu schlagen, und ward von den Soldaten des Bischofs niedergestoßen.

Jetzt trat an seine Stelle Johann Bockelson von Leyden. Alles, was er that, geschah im Auftrag des Himmels. Er nannte sich König von Zion, und Knipperdolling ward sein Scharfrichter. Zu der Gütergemeinschaft führte er auch noch die Vielweiberei ein, indem er sich auf das Beispiel des Abraham, Davids und Salomons berief. 66 Männer,

die sich dagegen aufgelehnt, wurden enthauptet. Johann selbst nahm sogleich 3 Weiber, später 17. Als eine derselben den Greuel nicht länger ertragen konnte und um die Erlaubniß bat, die Stadt verlassen zu dürfen, hieb er ihr mit eigner Hand den Kopf ab und tanzte auf offenem Markt mit seinen andern Weibern um ihre Leiche. Die Belagerer versuchten öfter die Stadt zu stürmen; allein die begeisterte Gemeinde schlug jeden Angriff zurück. Da verkündete ein neuer Prophet den Befehl des Himmels, daß Johann König über den ganzen Erdkreis werden sollte, und Johann nahm die Würde an und nannte sich „König der Gerechtigkeit überall." Er schickte Prediger nach allen Himmelsgegenden aus, um das neue Reich zu verkünden; aber diese fielen den Belagerern in die Hände und wurden hingerichtet. Er ernannte 12 Herzöge und vertheilte Deutschland unter sie.

Indeß die Herrlichkeit des neuen Reiches dauerte nicht lange. Die Stadt wurde von dem Feinde immer enger eingeschlossen und der Zufuhr beraubt. Es entstand Hungersnoth. Es half nichts, daß alle alten Männer und Weiber, die zur Vertheidigung untauglich waren, aus der Stadt gejagt wurden; zuletzt drangen die Feinde durch Verrath in die Stadt ein, und die durch Hunger ermatteten Wiedertäufer erlagen. Die meisten wurden niedergemacht. Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting wurden gefangen genommen. Sie wurden ein halbes Jahr lang in eisernen Käfigen im deutschen Lande umhergeführt und wie wilde Thiere gezeigt, dann nach Münster zurückgebracht und unter entsetzlichen Martern hingerichtet. Ihre zerfetzten Leiber wurden in eisernen Käfigen am Lambertusthurm aufgehängt.

V. Karls V. auswärtige Kriege.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian hatte sich außer seinem Enkel Karl I. von Spanien auch der König **Franz I.** von **Frankreich** um die deutsche Krone beworben. Der Habs-

burger wie der Franzose hatte unter den deutschen Fürsten seine Partei, und weder der Eine noch der Andere sparte das Geld. Aber eine dritte, eine nationale Partei wünschte einen deutschen Fürsten auf den Thron und bot ihn dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, an. Der jedoch lehnte die Ehre ab, weil er zu alt sei, und empfahl den Habsburger Karl, der, wenn er auch ein auswärtiger König sei, doch von einem deutschen Geschlechte stamme. So ward denn Karl als **Karl V.** deutscher Kaiser (1519—1556).

Karl V. war der mächtigste und länderreichste Fürst der Christenheit, so daß man sagte, in seinen Ländern gehe die Sonne nie unter. Er besaß Spanien mit den seit Columbus entdeckten und eroberten Ländern in Amerika, die Niederlande, Neapel, Sicilien und Sardinien. Die österreichischen Länder in Deutschland, das Erzherzogthum Oestreich, Tyrol, Steiermark, Kärnthen und Krain, trat er seinem jüngeren Bruder Ferdinand ab. Als er jetzt auch noch zum Kaiser von Deutschland erwählt worden war, wurde seine Macht ganz besonders für Frankreich gefährlich, das auf zwei Seiten von den Ländern Karls eingeschlossen war und befürchten mußte, von ihm erdrückt zu werden. Darum entschloß sich der ritterliche, kriegslustige König von Frankreich, Franz I., den auch sein Unterliegen bei der deutschen Kaiserwahl mit Groll und Eifersucht erfüllt hatte, zum Kriege. An Streitpunkten fehlte es nicht. Franz forderte den südlich von den Pyrenäen gelegenen Theil des Königreichs Navarra, welchen Ferdinand der Katholische erobert hatte, von Karl zurück; dieser verlangte die Rückgabe des Herzogthums Burgund (Bourgogne), welches der französische König Ludwig XI. nach Karls des Kühnen Tode an sich gerissen hatte. In Italien war Neapel, das in früherer Zeit dem französischen Hause Anjou gehört hatte, im J. 1501 gemeinsam von den Spaniern und Franzosen erobert worden; aber 1504 hatten die Spanier die Franzosen aus Neapel hinausgeschlagen und das Land für sich allein behalten. Franz gab die Hoffnung auf Wiedererwerbung Neapels noch nicht auf. In Oberitalien hatte er im J. 1515 durch die furchtbare Schlacht bei Mari-

gnano sich des Herzogthums Mailand bemächtigt, auf das er Erbansprüche zu haben vorgab. Mailand aber galt noch als Lehen des deutschen Reichs, das der Kaiser den Franzosen zu entreißen beabsichtigte. In dem nun ausbrechenden Kriege, dessen Hauptschauplatz Italien war, standen auf des Kaisers Seite der Papst, der die Franzosen aus Italien entfernt wünschte, und der König von England, Heinrich VIII.

Erster Krieg mit Franz I., 1521—1526. Ein kaiserliches Heer unter Pescara versuchte die Franzosen aus Mailand zu vertreiben, gerieth aber in harte Bedrängniß. Da kam ihm Georg von Frundsberg in einem kühnen Marsche über die Alpen mit seinen deutschen Lanzknechten zu Hülfe, und beide schlugen die Franzosen bei Bicocca aufs Haupt, so daß sie Mailand und Italien räumen mußten (1522). Als Franz sich zur Wiedereroberung Mailands rüstete, fiel sein Vetter, der Herzog Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich*), ein sehr talentvoller Feldherr, der von dem König und dessen Mutter, Louise von Savoyen, beleidigt worden war, von ihm ab und trat in Karls Dienste. Der Feldzug der Franzosen mißlang, sie verloren die Schlacht bei Romagnana an der Sesia (1524) und mußten sich wieder aus Italien zurückziehen. In dieser Schlacht fiel der durch seine Tapferkeit, Tugend und Edelmuth ausgezeichnete französische Ritter Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel". Als Bourbon den Sterbenden unter einem Baume traf, sagte er mit Thränen im Auge zu ihm: „Edler Bayard, wie bedaure ich euch!" worauf der Held erwiederte: „Nicht ich bin zu bedauern, wohl aber ihr, da ihr euer Vaterland verriethet." Hierauf machten die Kaiserlichen einen Einfall in die Provence, der aber mißglückte, da Marseille den tapfersten Widerstand leistete und Hunger und Seuchen viele Menschen hinrafften.

Dieses Unglück der Kaiserlichen ermuthigte Franz zu einem neuen Einfall in Italien. Er selbst hatte sich an die

---

*) Die höchste Reichswürde in Frankreich, womit die Oberanführung im Kriege verbunden war.

Spitze seiner Truppen gestellt und eroberte Mailand mit Ausnahme der Burg. Als er darauf sich Monate lang mit der Belagerung von Pavia aufhielt, nahten die Kaiserlichen heran unter Bourbon, Pescara und Frundsberg und lieferten ihm eine entscheidende Schlacht (24. Febr. 1525). Lange schwankte der Sieg, bis Frundsbergs tapfere Lanzknechte den Sieg erzwangen. Franz selbst kämpfte tapfer mit, bis alles verloren war. Graf Niklas von Salm stach sein Roß nieder und verwundete ihn selbst an der Hand; noch immer hieb er fechtend um sich, ohne der neuen Wunden zu achten, bis ein Spanier ihn von hinten niederriß. Er gab sich gefangen an Lannoy, den kaiserlichen Statthalter in Mailand, der knieend seinen Degen in Empfang nahm. „Alles ist verloren, Madame, nur die Ehre nicht", schrieb er an seine Mutter.

Franz wurde als Gefangener nach Madrid gebracht, und hier schloß er im Jan. 1526 mit Karl den Madrider Vertrag, der ihm die Freiheit wiedergab, unter der Bedingung, daß er Burgund zurückgebe und allen Ansprüchen auf Italien entsagte. Er mußte seine beiden Söhne als Geißeln stellen. Die Bedingungen waren hart, und Franz ging sie ein mit dem Vorsatz, sie nicht zu halten. Kaum war er frei, so erklärte er den Vertrag für nichtig, da er erzwungen sei und seinem Krönungseide widerspreche, und der Papst Clemens VII. entband ihn feierlich von seinem Eide. So kams denn aufs neue zum Krieg.

Zweiter Krieg gegen Franz I., 1527—1529. Das Glück und die wachsende Macht des Kaisers hatte seine bisherigen Bundesgenossen bedenklich gemacht. Der Papst und Franz Sforza, Herzog von Mailand, sowie die Republik Venedig hatten mit Frankreich die heilige Liga geschlossen, welche den Zweck hatte, die Kaiserlichen aus Italien zu vertreiben. Der alte Pescara war gestorben; deshalb führte Bourbon in Oberitalien allein den Oberbefehl über die Truppen des Kaisers. Da er dem Heere der Liga gegenüber zu schwach war, so sammelte Frundsberg im Auftrag des Kaisers in Deutschland ein Heer von 16,000 Lanzknechten, unter denen viele Lutheraner waren — Frundsberg selbst war ein

Karls Zug gegen Tunis, 1535. Das Mittelländische Meer und die europäischen Küsten an demselben wurden schon seit langer Zeit von mohammedanischen Seeräubern der afrikanischen Nordküste unsicher gemacht. Sie nahmen die christlichen Schiffe, plünderten die Küsten und führten die Menschen in eine harte Sclaverei. Der schlimmste Seeräuber des Mittelmeers war damals Chaireddin Barbarossa, der Sohn eines Töpfers aus Lesbos, der sich zum Herrn von Algier gemacht und von da aus den Muley Hassan, König von Tunis, aus seiner Herrschaft vertrieben hatte. Karl V., dessen Länder am Mittelmeer von den Seeräubern schwer heimgesucht wurden, hatte schon im J. 1530 dem von der Insel Rhodus vertriebenen Orden der Johanniter die Insel Malta als Sitz überlassen, unter der Bedingung, daß sie die Ungläubigen und Seeräuber beständig bekämpften. Im J. 1535 machte er, zur Unterstützung der Johanniter und von Hassan zur Hülfe herbeigerufen, mit einer Flotte von 500 Schiffen und 30,000 M. einen Zug nach Tunis, eroberte das feste Seeschloß Goletta, schlug den Chaireddin und gab die Herrschaft von Tunis, jedoch unter spanischer Oberhoheit, an Hassan zurück. Goletta behielt er für sich. Bei seinem Einzug in Tunis befreite er nicht weniger als 22,000 Christensclaven.

Dritter Krieg mit Franz I., 1536—1538. Kaum war Karl von Afrika zurückgekehrt, so brach ein neuer Krieg mit Franz I. aus. Nachdem nämlich der Herzog Franz Sforza von Mailand im J. 1535 gestorben war und Karl V. zum Erben eingesetzt hatte, machte Franz I. neue Ansprüche auf Mailand. Franz besetzte das Land des Herzogs von Savoyen, der ein Schwager und Verbündeter des Kaisers war, und Karl selbst machte durch Savoyen einen Einfall in die Provence; aber zu bedeutenden Kriegsereignissen kam es nicht, obgleich Franz sich auch mit Soliman, dem türkischen Sultan, gegen den Kaiser verbündet hatte. Im J. 1538 ward ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Nizza geschlossen, nach welchem Franz und Karl ihre damaligen Be-

sitzungen behalten sollten. Karl gab das Herzogthum Mailand im J. 1540 an seinen Sohn Philipp.

Karls V. Zug gegen Algier, 1541, ward veranlaßt durch die furchtbaren Plünderungen der algierischen Seeräuber an den spanischen und italienischen Küsten. Das Unternehmen mißglückte. Nachdem Stürme einen großen Theil der Flotte zerstört hatten und das Heer durch heftige Platzregen und Hungersnoth viel gelitten, kehrte der Kaiser unverrichteter Sache nach Europa zurück.

Vierter Krieg gegen Franz I., 1542 — 1544. Karls Unglück vor Algier und das gleichzeitige Vordringen der Türken bis nach Oberungarn bewogen den König von Frankreich zur Erneuerung seiner früheren Ansprüche und Wiederaufnahme des Kriegs; aber wiederum waren alle Anstrengungen vergebens. Im Frieden zu Crespy (1544) verzichtete Franz auf Neapel und Mailand, Karl auf Burgund. Zugleich versprachen sich beide Fürsten, gemeinschaftlich den Krieg gegen die Türken zu führen und einander bei der Unterdrückung des religiösen Zwiespaltes in ihren Ländern zu unterstützen.

VI. Der Schmalkaldische Krieg.
1546 — 1547.

Als Karl V. endlich von äußeren Kriegen frei war, dachte er mit Ernst daran, die Kirchenspaltung in Deutschland zu beseitigen. Er veranlaßte den Papst, daß dieser ein allgemeines Concil nach Trient im südlichen Tyrol berief (1545), und forderte die protestantischen Fürsten auf, dasselbe zu beschicken, damit man sich dort einige. Allein die Protestanten verweigerten das, weil sie wußten, daß auf einem allgemeinen Concilium ihre Sache von vorn herein verdammt war, und forderten ein Concilium deutscher Nation, weil ja die Reformation eine deutsche Sache sei. Auch mochten die Protestanten erkennen, daß bei der so großen Ver-

schiedenheit der Grundsätze eine Vereinigung überhaupt nicht möglich war. Als Karl mit seinen Bemühungen scheiterte, entschloß er sich endlich, gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes die Waffen zu ergreifen. Um das Volk nicht gegen sich aufzurufen, suchte er dem Krieg den Charakter eines Religionskrieges zu benehmen, indem er öffentlich erklärte, er werde nicht gegen Religion und Freiheit, sondern nur gegen einige ungehorsame Stände das Schwert ziehen. So begann im J. 1546 der s. g. Schmalkaldische Krieg.

Luther erlebte den Ausbruch des blutigen Krieges nicht mehr; er starb am 18. Febr. 1546, im 63. Jahre seines Lebens in seinem Geburtsort Eisleben, wohin er sich begeben hatte, um einen Streit der Grafen von Mansfeld zu schlichten. Viele Jahre schon war er leidend gewesen, ohne jedoch in seiner überaus großen Thätigkeit dadurch sich stören zu lassen. Er hatte mehr als 400 Schriften geschrieben. Als er auf dem Sterbebette lag, sprach Einer aus der Umgebung zu ihm: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die Lehre von Christo, wie ihr sie gepredigt, sterben?“ Er antwortete mit vernehmlicher Stimme: „Ja,“ wandte sich auf die rechte Seite und entschlief so sanft, daß seine Umgebung Anfangs glaubte, er schlummere nur. Seine Leiche ward nach Wittenberg gebracht, geleitet von Grafen und Edelleuten und vielem Volke. In den Dörfern und Städten, durch welche man kam, wurden din Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich klagend dem Zuge an. Bei dem Einzuge in Wittenberg zogen außer vielen Grafen und Herrn zu Pferde die ganze Universität und der Magistrat dem Leichenwagen voraus, und es folgten demselben die trauernden Bürger mit Weibern und Kindern. Auf Anordnung des Kurfürsten wurde die Leiche in der Schloßkirche bestattet. Ueber der Ruhestätte ward eine noch vorhandene Grabschrift auf einer messingenen Tafel angebracht.

Der Schauplatz des Schmalkaldischen Krieges war im ersten Jahre hauptsächlich Süddeutschland, dessen Städte zum großen Theil dem Schmalkaldischen Bunde angehörten, wie Augsburg, Ulm, Straßburg, Konstanz, Reutlingen u. a.

Der Kaiser hatte Anfangs seine Truppen noch nicht zusammen; er stand bei Regensburg mit nur 9000 Mann und wartete noch auf bedeutende Verstärkungen aus Italien und den Niederlanden, während ein beträchtliches Heer der oberdeutschen Städte schon kampfbereit dastand, unter Anführung des kriegserfahrenen und energischen Sebastian Schärtlin von Burdenbach. Dieser hatte schon die Ehrenberger Klause in Tyrol erobert und den wichtigen Paß besetzt, wodurch der Kaiser von Italien abgeschnitten ward und die aus Italien heranziehenden Truppen aufgehalten werden konnten. Er beabsichtigte einen raschen Angriff auf den Kaiser selbst, solange derselbe seine Truppen noch nicht verstärkt habe; allein die Bundesräthe, die zu Ulm tagten, wollten nichts wagen. Sie befahlen Schärtlin, das bairische Gebiet nicht zu verletzen und Tyrol zu räumen, da die Herzöge von Baiern und von Oestreich den Krieg noch nicht erklärt hätten. Als im August der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, welche beide mit der Acht belegt waren, sich mit dem Heere der süddeutschen Städte vereinigt hatten, dauerte das Zaudern fort, obgleich das Heer der Verbündeten dem Kaiser weit überlegen war. Der Kaiser verschanzte sich unter den Kanonen von Ingolstadt, wo ihn die Verbündeten eine Zeitlang beschossen. Aber die Uneinigkeit der Führer und theilweise Zaghaftigkeit verhinderten sie, einen großen Entschluß zu fassen. Der Kaiser konnte unterdeß beträchtliche Streitkräfte an sich ziehen, und als der Winter herannahte, war von seinen Gegnern soviel wie nichts erreicht. Ihre Truppen gingen auseinander, als der Kurfürst von Sachsen zum Schutze seines eigenen Landes abziehen mußte.

Der Herzog Moritz von Sachsen-Thüringen nämlich, ein junger ehrgeiziger und äußerst kluger und verschlagener Mann, war von dem Kaiser gewonnen und mit der Ausführung der Acht gegen den Kurfürsten beauftragt worden. Er war zwar auch Protestant und ein Vetter des Kurfürsten und Schwiegersohn des Landgrafen Philipp; aber die Aussicht auf den Besitz des Kurfürstenthums Sachsen,

welche ihm der Kaiser eröffnet hatte, verleitete ihn zum Verrath an der Sache seiner Glaubensgenossen. Er fiel in der Abwesenheit des Kurfürsten in dessen Land ein und besetzte es; als jedoch Johann Friedrich zurückkehrte, vertrieb er den falschen Vetter nicht blos aus dem Kurfürstenthum, sondern eroberte auch noch einen großen Theil des Herzogthums. Die Hauptstadt Leipzig aber belagerte er vergebens.

Nachdem das protestantische Heer in Süddeutschland auseinander gegangen war, unterwarf sich dem Kaiser ganz Süddeutschland. Die Städte und Fürsten huldigten dem Kaiser und erkauften seine Verzeihung mit großen Summen. Am besten kam noch Straßburg weg, das den Schutz, den ihm Frankreich angeboten, verschmäht hatte. Ueberhaupt genoß Straßburg von dem Kaiser bei jeder Gelegenheit einer besonderen Schonung. Er sagte einmal: „Wenn die Türken vor Wien und die Franzosen vor Straßburg ständen, so würde ich Wien fahren lassen und nach Straßburg eilen.“

Nachdem Karl im J. 1546 Süddeutschland niedergeworfen hatte, wandte er sich im folgenden Frühjahr in derselben Absicht nach Norddeutschland. Zunächst galt es dem Kurfürsten von Sachsen. Karl zog durch Böhmen heran, verstärkt durch Truppen seines Bruders Ferdinand und des Herzogs Moritz. Johann Friedrich hatte nur 9000 Mann; aber er hielt sich für sicher, da die Elbe zwischen ihm und dem kaiserlichen Heere war und er die Brücke, die bei Meißen über den Fluß führte, abgebrochen und alle Kähne auf die rechte Seite, auf der er selbst sich befand, hatte bringen lassen. Er zog an dem Fluße hinab und hoffte noch rechtzeitig seine feste Hauptstadt Wittenberg zu erreichen; als er aber in Mühlberg stand, setzte an dieser Stelle, ohne daß er etwas davon erfuhr, Karl mit seinem Heere über. Ein junger Müller, dem die Sachsen zwei Pferde weggenommen, zeigte hier den Kaiserlichen eine Furth durch den Fluß. Am frühen Morgen schwammen bei dichtem Nebel 10 Spanier, den Degen zwischen den Zähnen, an das jenseitige Ufer und entrissen nach wüthigem Kampfe den Sachsen eine Anzahl Kähne, die sie nach dem linken Ufer brachten. In diesen

Kähnen fuhren kaiserliche Hakenschützen hinüber, und nachdem sie mit ihren Schüssen die Sachsen vom Ufer vertrieben, gingen die Reiter durch den Fluß, indem jeder einen Fußgänger hinter sich aufs Pferd nahm. Dann wurde rasch eine Schiffbrücke geschlagen, auf welcher das übrige Heer hinüberging, um sich sogleich in Schlachtordnung zu stellen.

Es war ein Sonntagsmorgen, und der Kurfürst befand sich eben in der Kirche, als er die Nachricht von dem Uebergang des Kaisers erhielt. Er hörte erst die Predigt zu Ende; dann eilte er zu seinem Heere, um mit demselben noch Wittenberg zu erreichen. Er fuhr auf einem Wagen, da er wegen seiner starken Beleibtheit ein Pferd nur vermittelst einer Leiter besteigen konnte. Auf der Lochauer Heide erreichte ihn das viel stärkere Heer des Kaisers und zwang ihn zur Schlacht. Nach kurzem Kampfe waren die Sachsen in wilder Flucht. Der Kurfürst hatte sich, um schneller fliehen zu können, auf sein starkes Roß heben lassen, wurde aber doch eingeholt; er wehrte sich ritterlich, bis ein Ungar ihm mit dem Säbel die Wange durchhieb. Da ergab er sich und wurde vor den Kaiser geführt. „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" hub er an; aber Karl fiel ihm ins Wort und sprach: „So? ist der Karl von Gent, wie ihr sonst mich nanntet, jetzt wieder euer gnädigster Kaiser? So habt ihr mich lange nicht geheißen." Als der Kurfürst hierauf um ein fürstliches Gefängniß bat, erwiederte der Kaiser: „Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient habt." Als der Kaiser das Schlachtfeld verließ, sagte er, der Worte Cäsars sich erinnernd (Bd. II. S. 150): „Ich kam, sah, und Gott siegte."

Wittenberg wollte noch Widerstand leisten; als aber der Kaiser drohte, er werde den Kurfürsten enthaupten lassen, öffnete es die Thore, und der Kaiser zog ein. Als der finstre spanische Herzog Alba ihm rieth, Luthers Grab zu zerstören und seine Gebeine zu verbrennen, antwortete er: „Laßt ihn ruhen, er steht schon vor seinem Richter. Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten." Johann Friedrich blieb in des Kaisers Gefangenschaft. Er mußte an Moritz die Kurwürde und den größten Theil seines Landes

abtreten; Moritz sollte seinen Kindern nur die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andre Gebiete überlassen und ihnen ein Jahresgehalt zahlen. So ging die Kurwürde für immer von der Ernestinischen an die Albertinische Linie des sächsischen Fürstenhauses über; aus den Besitzungen der Nachkommen Johann Friedrichs entstanden die kleinen sächsischen Herzogthümer auf dem Thüringer Wald.

Nach dem Falle des Kurfürsten von Sachsen gab der Landgraf Philipp von Hessen allen Widerstand auf. Er unterhandelte mit dem Kaiser durch Vermittelung der Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg, und als diese ihm das Wort gaben, der Kaiser werde ihn weder durch Gefängniß noch durch Schmälerung seines Landes bestrafen, kam er nach Halle, um fußfällig vor dem Kaiser Abbitte zu thun. Bei dieser Gelegenheit konnte der Landgraf ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, weshalb der Kaiser mit dem Finger drohte und sagte: „Wart, ich will dich lachen lehren." Die Zusicherung des Kaisers wurde nicht gehalten; Philipp wurde gefangen genommen und Jahre lang in harter Haft gehalten. Er war jedenfalls in irgend einer Weise betrogen worden. Man erzählt, in der Zusicherung des Kaisers habe gestanden: „ohne einiges Gefängniß," und daraus hätten die kaiserlichen Räthe gemacht: „ohne ewiges Gefängniß." Karl führte die gefangenen Fürsten mit sich. Johann Friedrich wurde gut gehalten; aber der Landgraf erlitt manche Mißhandlung. Die Spanier, die ihn bewachten, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; durch die Straßen von Augsburg führten sie ihn zum Spott auf einem Pferde, indem sie sein Schwert mit Stricken an die Scheide gebunden hatten, unter dem Gelächter des katholischen Pöbels. Später kam er in enge Haft auf die Citadelle von Mecheln.

VII. Krieg des Kurfürsten Moritz gegen Karl V.
1552.

Durch den Schmalkaldischen Krieg hatte Kaiser Karl wieder die Oberhand in ganz Deutschland erlangt, und er hoffte jetzt der kirchlichen Spaltung ein Ende machen zu können. Da aber die Protestanten das tridentinische Concil nicht anerkannten und andrerseits der Kaiser mit dem Papste in Spannung gerathen war, so versuchte er auf eigne Hand die Einigung der Katholiken und Protestanten herbeizuführen. Er ließ durch drei Theologen, den katholischen Bischof Julius Pflug, den Mainzer Weihbischof Michael Helding und den protestantischen Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola, das s. g. Interim, aufsetzen, eine einstweilige Glaubensnorm, welche Katholiken und Protestanten anerkennen sollten. Dies Interim war ein Musterstück der Halbheit. Agricola, ein glatter Hofmann, hatte nur allzuviel nachgegeben. Alles, was den Protestanten bewilligt war, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft, den verheiratheten Geistlichen bis zur Entscheidung des Concils ihre Frauen gelassen und denen, welche es wünschten, bei dem Abendmahl der Kelch gestattet wurde. Es war natürlich, daß die meisten Protestanten von diesem Interim nichts wissen wollten; sie glaubten, daß sie allmählich wieder katholisch gemacht werden sollten, und man sprach seinen Argwohn in dem Witzworte aus: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm.“ Manche Fürsten allerdings nahmen es aus Furcht vor dem Kaiser an, am meisten aber protestirten die Städte, besonders auch Magdeburg, damals die bedeutendste Stadt in Norddeutschland, die deshalb von dem Kaiser in die Acht erklärt ward. Auch der Papst verwarf das Interim, da er die Entscheidung eines Laien in Religionssachen als einen Eingriff in seine Rechte ansah.

Der Kurfürst Moritz von Sachsen hatte durch sein Verhalten im Schmalkaldischen Krieg das Vertrauen und die Liebe seiner Glaubensgenossen verloren. Jetzt glaubte er,

wenn er gegen den Kaiser auftrete, die Herzen der Protestanten wieder gewinnen und an deren Spitze eine große Rolle spielen zu können. Denn neben der Unzufriedenheit mit dem Interim bestand auch bei den deutschen Fürsten, sowie bei ihm selber, das Mißtrauen, daß der Kaiser seine Macht mißbrauchen werde, um die Macht und Freiheit der Fürsten zu brechen. Einen Vorwand, sich gegen den Kaiser zu erklären, gab ihm die wiederholte Weigerung desselben, seinen Schwiegervater Philipp von Hessen, für dessen Freiheit er ja selbst sein Wort und seine Ehre verpfändet hatte, der Haft zu entlassen. Moritz war seit lange ein Liebling des Kaisers gewesen; er vermochte ihn auch jetzt bis zum letzten Augenblick zu täuschen.

Moritz rüstete sich im Geheimen. Karl hatte ihm die Vollziehung der Acht gegen Magdeburg übertragen, und die Belagerung der Stadt gab ihm Gelegenheit, sein Heer ohne Aufsehen zu vermehren; auch wußte er das stete Anwachsen seiner Truppen schlau zu verbergen, indem er sie vertheilte und die Quartiere in den Dörfern öfter heimlich wechseln ließ. Unterdeß schloß er im Geheimen auch ein Bündniß mit dem französischen König Heinrich II., dem Sohn und Nachfolger von Franz I., und gestattete zugleich mit mehreren andern protestantischen Fürsten, daß Frankreich sich in den Besitz der deutschen Bisthümer Metz, Toul und Verdun in Lothringen setze. Der Kaiser ahnte nichts von den schlimmen Absichten des Kurfürsten. Als dieser die Belagerung Magdeburgs in die Länge zog und dann den Bürgern einen guten Frieden gewährte, ohne jedoch seine Truppen zu entlassen, warnte man den Kaiser vor dem kühnen und ränkevollen Manne; aber Karl antwortete: „Er hat mir solche Zusicherungen gemacht, daß ich mir nur Gutes von ihm verspreche, wenn es noch Glauben in menschlichen Dingen gibt.“ Um den Kaiser ganz sicher zu machen, schrieb ihm Moritz, er werde zu ihm nach Innsbruck kommen, und er trat auch wirklich mit einigen seiner Räthe die Reise nach Innsbruck an, wo er sich sogar eine Wohnung hatte miethen lassen, kehrte aber nach einigen Tagen unter dem Vorwand einer Krankheit

wieder um, während er seine Begleiter vorausschickte, um dem Kaiser den Unfall zu berichten.

Endlich, als Moritz hinlänglich gerüstet war, schlug er los, am 20. März 1552. Er rückte mit seinem Verbündeten, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, in Franken ein und erließ zur Rechtfertigung seines Unternehmens ein Manifest durch das Reich, in welchem er dem Kaiser vorwarf, daß er gegen die Verträge den Landgrafen Philipp gefangen halte, daß er die Religionsfreiheit unterdrückt und die Fürsten in ihren Rechten gekränkt, daß er gegen die Capitulation, die er bei seiner Wahl beschworen, fremde Kriegsvölker nach Deutschland geführt habe. Er eilte mit solcher Schnelligkeit durch Süddeutschland gegen Innsbruck, daß der Kaiser, ungerüstet, wie er war, und am Podagra danieder liegend, gefangen genommen worden wäre, wenn nicht in der Nähe von Innsbruck eine Meuterei der Truppen Moritz eine Zeitlang aufgehalten hätte. So gewann der Kaiser noch Zeit zu entfliehen. Er ließ sich in einer regnerischen Nacht unter Fackelschein auf den schlechtesten Wegen in einer Sänfte über die Gebirge nach Villach in Kärnthen tragen. Den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, den er stets in seiner Nähe gehalten, setzte er in Freiheit.

Moritz verfolgte den Kaiser nicht weiter, sondern begab sich nach Passau, wo eine Fürstenversammlung abgehalten werden sollte. Der Kaiser grämte und schämte sich, daß er von dem Manne, dem er so viele Wohlthaten erwiesen, dem er so fest vertraut, den er selbst in den schlauen Künsten der Politik unterrichtet hatte, sich so sehr hatte täuschen lassen und mit Undank belohnt ward. Alle seine Bemühungen, die Religionseinheit in Deutschland wieder herzustellen, waren gescheitert; er mochte von Deutschland und den religiösen Streitigkeiten nichts mehr wissen. Darum kehrte er Deutschland den Rücken und gab seinem Bruder Ferdinand den Auftrag, in Passau mit den Gegnern zu unterhandeln und ein Abkommen zu treffen. Ferdinand schloß mit Moritz den Passauer Vertrag (1552), durch welchen Philipp von Hessen seine Freiheit erhielt, die Mitglieder des Schmalkal-

dischen Bundes von der Reichsacht befreit und den Protestanten eine vorläufige Religionsfreiheit bewilligt wurde. Drei Jahre nachher (1555) wurde auf dem Reichstage zu Augsburg durch den Religionsfrieden zu Augsburg jener Vertrag bestätigt. Den Bekennern der Augsburger Confession, den Lutheranern also, wurden freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken zuerkannt; die Reformirten dagegen blieben ausgeschlossen. Der Grundsatz wurde festgestellt, daß der Fürst zu bestimmen habe, welche Religion seine Unterthanen haben sollten (cujus regio, ejus religio); wollte ein Unterthan sich zu der Religion seines Landesherrn nicht bekennen, so durfte ihm die Auswanderung nicht verwehrt werden. Das war also für das deutsche Volk eine sehr geschmälerte Religionsfreiheit; sie kam nur den Fürsten zu Gut. Ueber einen Punkt, den s. g. geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), d. h. die Forderung der Katholiken, daß geistliche Reichsstände, wenn sie zum Protestantismus übergingen, ihr Amt und die Ansprüche auf das Land und die Einkünfte verlieren sollten, konnte man sich nicht einigen, wie ausdrücklich in dem Friedensvertrage vermerkt wurde. Mit dem Augsburger Religionsfrieden schließt die Reformationszeit.

Moritz von Sachsen erlebte den Religionsfrieden nicht mehr. Er mußte gegen seinen früheren Bundesgenossen, den wilden Albrecht von Brandenburg, weil er den Passauer Vertrag nicht anerkennen wollte und verwüstend in den deutschen Gauen umherzog, die Waffen ergreifen und fiel in der blutigen Schlacht bei Sievershausen (1553), in welcher Albrecht besiegt ward.

Karl V. kümmerte sich nach der Flucht aus Innsbruck nicht mehr um die Angelegenheiten Deutschlands. Nur noch die Rückeroberung der lothringischen Städte, Metz, Toul und Verdun, welche Heinrich II. von Frankreich besetzt hatte, lag ihm am Herzen. Aber dieser Feldzug blieb ohne Erfolg. Die erwähnten Städte mit ihrem Gebiet blieben bei Frankreich. Das war die erste Schmälerung des deutschen

Reiches an der Westgrenze, welche deutsche Fürsten schmachvoll veranlaßt hatten.

Der Kaiser Karl hatte viele Hoffnungen und Entwürfe in seiner langen Regierung scheitern sehen; dies erfüllte ihn in seinem Alter, das auch durch schmerzhaftes Podagra noch heimgesucht war, mit Trauer und Schwermuth, so daß er beschloß, sich seiner schweren Kronen zu entledigen und von dem Leben zurückzuziehen. Mailand und Neapel hatte er schon im J. 1554 seinem Sohne Philipp abgetreten, im J. 1555 übergab er ihm auch die Niederlande und im J. 1556 die Krone von Spanien, während er die deutsche Kaiserkrone seinem Bruder Ferdinand I. überließ. Darauf zog er sich in das Kloster St. Just im westlichen Spanien zurück, wo er sich mit geistlichen Uebungen, Musik, Gartenbau und mechanischen Arbeiten beschäftigte. Eine besondere Liebhaberei war ihm die Reparatur von Uhren, deren er viele in vollkommen gleichen Gang zu bringen suchte. Da es ihm nicht gelang, äußerte er, mit den Uhren gehe es wie mit den Menschen. Noch zwei Jahre lebte Karl im Kloster, häufig von schwermüthiger Stimmung ergriffen. Einst feierte er lebendigen Leibes sein Leichenbegängniß, indem er sich in einem Sarge in die Klosterkirche tragen und ein Todtenamt halten ließ. Dabei erkältete er sich und regte seine Seele so auf, daß er schon am folgenden Tage vom Fieber ergriffen ward und nach einigen Wochen starb, im 59. Jahre seines Lebens, am 21. Sptbr. 1558. In den Tagen seiner Kraft war er ein schöner, stattlicher Mann gewesen, hellblond, mit blauen Augen und blassem Gesichte, auf dem ein tiefer Ernst lag. Er war ein kluger, schlauer Staatsmann; aber es fehlte ihm der tiefere Blick. Er lebte in einer geistig sehr bewegten Zeit, und er hätte, wenn er sich an die Spitze der geistigen Bewegung in Deutschland gestellt hätte, der Welt eine segensreiche Umgestaltung geben können; aber er begriff diese Bewegung nicht und erkannte nicht ihre Nothwendigkeit. Er beherrschte außer den Deutschen verschiedene Völker, die dieser Bewegung fern standen oder feindselig waren, und suchte dieselbe zu unterdrücken, und dadurch trägt er besonders die

Schuld, daß die Reformation damals eine Halbheit blieb und in der Folge noch viele Stürme über Deutschland hereinbrachen. Luther hatte von ihm schon in seiner Jugend gesagt: „Er wird kein Glück haben, denn er hat die Wahrheit verworfen, und er wird Deutschland in sein Unglück verwickeln."

Das Concilium zu Trident, welches mit zweimaliger Unterbrechung von 1545—1563 dauerte, konnte selbstverständlich eine Vereinigung der Protestanten und Katholiken nicht zu Stande bringen. Dagegen war es von Wichtigkeit für die katholische Kirche, indem auf demselben verschiedene Glaubenssätze genauer bestimmt und mancherlei Verordnungen zur Besserung der Sitten und der Kirchenzucht gegeben wurden. Auf diesem Concil trat zum ersten Mal die Thätigkeit der Jesuiten oder der Gesellschaft Jesu hervor, welche, im J. 1534 von dem Spanier Loyola gestiftet, zum Zweck hätte, die Reformation zu hemmen und zu unterdrücken und die Macht und das Ansehen des Papstes möglichst zu heben. Dieser Orden hat in der Folge in allen christlichen Ländern eine große Macht erlangt. Er verfährt nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel," und hat durch seine Herrschsucht und die Unterdrückung der Geistesfreiheit wie durch die Unlauterkeit der angewandten Mittel in der Welt viel Unheil angerichtet. In neuester Zeit ist er als staatsgefährlich aus dem deutschen Reiche ausgewiesen.

VIII. Der dreißigjährige Krieg.

1618—1648.

1. Der böhmisch-pfälzische Krieg. 1618—1623.

Die nächsten Nachfolger des Kaisers Karl V., Ferdinand I. und sein Sohn Maximilian II., regierten im Ganzen 20 Jahre (1556—1576). Der folgende Kaiser, Maximilians Sohn, Rudolph II. (1576—1612), war ein gar schwacher und trübsinniger Mann, der, anstatt sich um

die Regierung zu kümmern, sich mit Sternkunde und Alchymie und sonstigen Wissenschaften beschäftigte. Dabei war er ein Gönner der Jesuiten und Feind des Protestantismus. Da die Protestanten in verschiedenen Streitigkeiten mit den Katholiken immer den Kürzeren zogen, so verbanden sich die meisten protestantischen Fürsten im J. 1608 in der s. g. Union zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, worauf dann die katholischen Fürsten im J. 1609 zu der s. g. Liga zusammentraten. Das Haupt der Union war der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, das der Liga Maximilian von Baiern. So hatten jetzt die beiden feindseligen Religionsparteien ihre Kräfte geeinigt und standen einander organisirt gegenüber. Die Veranlassung zu blutigem Kampfe blieb nicht lange aus.

Da den Kaiser Rudolph sein Bruder Matthias gezwungen hatte, ihm Ungarn, Mähren und Oestreich abzutreten, und nun auch seine Hand nach dem Königreich Böhmen ausstreckte, so bewilligte Rudolph in seiner Bedrängniß im J. 1609 den zahlreichen Protestanten Böhmens und des damit zusammenhängenden Schlesiens durch den Majestätsbrief mancherlei religiöse und politische Rechte; namentlich wurde den drei protestantischen Ständen der Herrn, der Ritter und der königlichen Städte mit ihren Unterthanen völlig freie Religionsübung gestattet, nicht aber den protestantischen Unterthanen der katholischen Stände. Indeß wurde in den nächsten Jahren, in denen Matthias seinem Bruder auch Böhmen entriß und durch Gewährung von mancherlei Freiheiten sich die Liebe der Böhmen zu gewinnen suchte, auch stillschweigends zugegeben, daß protestantische Unterthanen von katholischen Ständen sich Kirchen bauten und ihre Religion frei übten. Unter andern hatten sich die Protestanten zu Klostergrab, Unterthanen des Erzbischofs von Prag, eine Kirche gebaut, ebenso die Protestanten zu Braunau, Unterthanen des dortigen Abtes.

Unterdessen war Kaiser Rudolph im J. 1612 kinderlos gestorben, und sein ebenfalls kinderloser Bruder Matthias, der ihm alle seine Länder geraubt, wurde Kaiser. Doch nur

für kurze Zeit (1612—1619); denn er war ein alter körperlich und geistig abgeschwächter Mann. Daher überließ er, stets von Krankheit geplagt, die Regierung fast ganz seinem Neffen und Erben, dem Herzog Ferdinand von Steiermark; ja er ließ ihn schon zu seinen Lebzeiten zum König von Böhmen ernennen. Ferdinand war von frühster Jugend auf von Jesuiten erzogen worden; sie hatten ihn zu Loretto in Italien der Jungfrau Maria einen fürchterlichen Eid schwören lassen, daß er die Ketzer ausrotten wolle. Er sprach den Grundsatz aus, er wolle lieber über eine Wüste, als über ein Land voll Ketzer herrschen, und nach diesem Grundsatze hatte er bisher in seinem Lande Steiermark gehandelt; er hatte dieses fast ganz protestantische Land mit den härtesten Mitteln wieder katholisch gemacht. Die böhmischen Protestanten erwarteten daher von ihm nur Schlimmes, obgleich er den Majestätsbrief beschworen hatte; denn die jesuitische Moral kümmerte sich wenig um Eide. Die Jesuiten wurden in Böhmen eingeführt und trieben ihr Wesen ohne Scheu. In ihren Flugschriften besprachen sie die Mittel, wie alle Folgen der Reformation auszutilgen und ganz Europa wieder zur alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen sei; Einer meinte, der einzige Weg dazu sei eine Straße von Blut.

Diese Straße von Blut war bald eröffnet. Im J. 1618 ließ auf Ferdinands Befehl der Abt von Braunau die protestantische Kirche zu Braunau schließen, und der Erzbischof von Prag ließ die Kirche zu Klostergrab niederreißen. Eine Beschwerdeschrift der Protestanten, die sie an den Kaiser Matthias gerichtet, wurde durch ein drohendes Schreiben zurückgewiesen. Man glaubte, jene Schrift sei gar nicht an den Kaiser gelangt, die Statthalter in Prag, die von Ferdinand eingesetzt worden waren, hätten selbst die drohende Antwort verfaßt. Deshalb ging eine Schaar von bewaffneten Protestanten, geführt von dem kühnen Grafen Matthias von Thurn auf das Schloß zu Prag, um die vier Statthalter zur Rede zu stellen. Zwei von diesen, Martinitz und Slavata, als schlimme Feinde der Protestanten bekannt und deshalb besonders verhaßt, antworteten barsch und trotzig.

Man faßte sie daher und warf sie mit ihrem Schreiber Fabricius Platter nach altböhmischem Brauche zum Fenster hinaus. Zweihundert Jahre vorher (1419) war bei einer Procession der Hussiten durch die Straßen von Prag ein Priester derselben vom Rathhause aus mit einem Stein geworfen worden, worauf die Hussiten das Rathhaus stürmten und 13 Rathsherrn zum Fenster hinausstürzten in die emporgehaltenen Spieße der Untenstehenden. Das war der Anfang der blutigen Hussitenkriege; diesmal war dieser Fenstersturz zu Prag der Anfang des blutigen 30jährigen Krieges. Uebrigens stürzten diesmal die aus dem Fenster Geworfenen nicht so unglücklich, wie vor 200 Jahren, obgleich die Höhe 28 Ellen betrug; sie fielen auf einen weichen Haufen von Kehricht, der Jahrelang aus diesen Fenstern des Schlosses war herausgeworfen worden. Auch hatten ihre weiten spanischen Mäntel die Heftigkeit des Sturzes gemindert. Obgleich mehr oder weniger verletzt, kamen sie mit dem Leben davon. Fabricius bekundete eine ächte Schreiberseele. Er fiel dem einen der Herrn auf den Fuß; sogleich sprang er auf und entschuldigte sich wegen seiner Ungeschicklichkeit. Ferdinand adelte ihn wegen seines Sturzes, und er nannte sich von Hohenfall.

Die Böhmen hatten den Weg der Revolution betreten, und um sich der Strafe zu entziehen, mußten sie auf demselben weiter gehen. Sie vertrieben die königlichen Statthalter und die verhaßten Jesuiten aus dem Lande und setzten eine Regierung von 30 Directoren ein; es wurde eine allgemeine Volksbewaffnung angeordnet und an die Spitze der gesammten Streitmacht der Graf Thurn gestellt. Auch schickte die Union ein Hülfsheer unter dem Grafen Ernst von Mansfeld. Beide trieben die kaiserlichen Truppen über die Grenze, und während auch die übrigen Länder der böhmischen Krone, Mähren, Schlesien und die Lausitz, zum Aufstand gebracht wurden, rückte Thurn mit einem Heere ins Erzherzogthum Oestreich ein, um die dortigen Protestanten, deren Zahl sehr bedeutend war, gegen Ferdinand zu unterstützen. Thurn belagerte Wien, wo sich Ferdinand befand,

und dieser kam in große Verlegenheit, da die Wiener Bürger gemeinsame Sache mit Thurn machten. Sie stürmten in die Burg und legten ihm eine Schrift vor, durch deren Unterzeichnung er freie Religionsübung gewähren sollte. Einer unter ihnen, Andreas Thonradel, faßte einen Knopf seines Kleides und rief: „Nandel, gib dich, du mußt unterschreiben.“ In diesem Augenblick schmetterten Trompeten im Burghof. Es waren 500 Kürassiere vom Regimente Dampierre herbeigeeilt und durch ein von Thurn nicht eingeschlossenes Thor in die Stadt eingedrungen. Die Bürger flohen eiligst davon, und nach einigen Tagen kehrte auch Thurn nach Böhmen zurück. Die Directoren hatten ihn, nachdem Mansfeld bei Budweis von Boucquoi geschlagen worden war, zum Schutze des Landes zurückgerufen.

Unterdessen war Kaiser Matthias im März 1619 gestorben, von allen verlassen und vergessen, und Ferdinand, ein zwar unkriegerischer und weibischer Mann, aber von außerordentlicher Zähigkeit und Ausdauer, eilte nach Frankfurt, wo er als Ferdinand II. (1619—1637) zum Kaiser gewählt ward. In denselben Tagen aber erklärten ihn die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz zu Prag für des böhmischen Thrones verlustig und wählten sich den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, zu ihrem König. Friedrich war erst 23 Jahre alt und fühlte seine Schwäche; deshalb trug er großes Bedenken, die gefahrvolle Königskrone anzunehmen. Aber seine junge Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des Königs Jacob I. von England, soll ihn bestürmt haben, die Krone anzunehmen; sie soll zu ihm gesagt haben, sie wolle lieber an seiner königlichen Tafel trocken Brod essen, als an der kurfürstlichen schwelgen. Auch sein Hofprediger Scultetus trieb zur Annahme. In der Pfalz herrschte die reformirte Kirche, und Scultetus hoffte, diese werde in Böhmen Eingang finden, wenn sein Fürst dort König werde. Friedrich nahm an; aber grade weil er Calvinist war, sagte sich jetzt der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, Anhänger der lutherischen Kirche und nächster Nachbar von Böhmen, von der Union

los und verband sich mit dem Kaiser. Er zog gegen die Böhmen zu Felde und eroberte die Lausitz und Schlesien, während der Feldherr Spinola mit spanischen Truppen die Kurpfalz angriff und der Herzog Maximilian von Baiern, das Haupt der Liga, für den Kaiser, der sein Jugendfreund war, zunächst gegen die Protestanten in Oestreich und dann nach Böhmen zog. Der Anführer dieses ligistischen Heeres war der alte Graf von Tilly, ein berühmter und kriegserfahrener General. Er marschirte grade auf Prag los, und westlich von Prag am weißen Berge kam es am 8. Novbr. 1620 zur entscheidenden Schlacht. Innerhalb einer Stunde war das böhmisch-pfälzische Heer völlig in die Flucht geschlagen.

Friedrich war kein König, wie die Böhmen ihn in diesen gefahrvollen Zeiten brauchten. Statt in der Schlacht die Gefahr mit seinen Truppen zu theilen, saß er zu derselben Stunde in Prag an der Tafel und schwelgte. Als er die Nachricht von dem unglücklichen Verlaufe der Schlacht erhielt, eilte er auf den Wall; er sah, wie die Seinigen flohen, und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als zusammenzupacken, was er konnte, und davonzugehen. Er floh über Breslau nach Brandenburg und begab sich von da nach Holland, wo er fortan seinen Hof hielt. Er war nur seit dem September 1619 König gewesen, und deshalb nannte man ihn spottend „den Winterkönig." Am Tage nach der Schlacht zog Maximilian in Prag ein.

Die Böhmen hatten den Muth zu fernerem Widerstande verloren, obgleich ihre Vertheidigungsmittel noch nicht erschöpft waren. Sie erwarteten von dem siegreichen Kaiser eine harte Bestrafung, und deswegen flohen die Schuldigsten außer Land; da aber der Kaiser in den ersten drei Monaten Niemand strafte, so glaubten sie, er wolle großmüthig verzeihen, und kehrten zurück. Da wurde endlich das Netz über ihnen zusammengezogen; 27 Edelleute wurden ergriffen und hingerichtet und ihre Güter eingezogen, viele andre wurden geächtet und verloren ebenfalls ihr Besitzthum. So wurde die Macht des alten protestantischen Adels in Böhmen ge-

brochen, die eingezogenen Güter wurden an katholische, dem Kaiser ergebene Familien vergeben. Den Majestätsbrief, welchen Ferdinand unterschrieben hatte, zerschnitt er mit eigener Hand; die Protestanten beraubte er aller bürgerlichen Rechte und verwies die protestantischen Prediger nicht blos aus Böhmen, sondern aus allen deutsch-östreichischen Ländern. Aus Böhmen allein wanderten 30,000 Protestanten freiwillig aus, andre verließen das Land gezwungen, andre blieben und gingen zum Katholicismus über. So wurde Böhmen wieder vollständig katholisch gemacht, und die Jesuiten hatten freies Spiel. Die Union war durch den Sieg des Kaisers so eingeschüchtert, daß sie sich freiwillig auflöste.

Der flüchtige Kurfürst von der Pfalz war von dem Kaiser mit der Acht belegt, und seine Länder eroberte Tilly, der Feldherr Maximilians, in Verbindung mit spanischen Truppen. Doch dauerte dieser Kampf noch mehrere Jahre. Denn am Rheine führten Ernst von Mansfeld, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach und Christian von Braunschweig, ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, für Friedrich von der Pfalz auf eigne Faust den Krieg weiter. Mansfeld, ein kleiner, blonder Mann, verwachsen und mit einer Hasenscharte am Mund, aber ein kühner und energischer Soldat, schlug in Verbindung mit Friedrich von Baden den Tilly, der in der Pfalz aufs grausamste gewüthet, bei Wisloch. Danach aber wurde Friedrich von Baden von Tilly bei Wimpfen völlig besiegt und wäre in Feindeshand gefallen, wenn nicht der Bürgermeister von Pforzheim, Deimling, mit 400 Pforzheimer Bürgern seine Flucht dadurch gedeckt hätte, daß er die Brücke über den Neckar vertheidigte. Sie starben alle den Heldentod. Unterdeß zog Christian von Braunschweig aus dem Norden heran, um sich mit Mansfeld, der allein sich nicht halten konnte, zu vereinigen. Christian war ein toller Abenteurer, der zu den Füßen der unglücklichen Kurfürstin Elisabeth geschworen hatte, daß er für sie kämpfen und Leib und Leben lassen wolle. Er trug ihren Handschuh auf dem Hut und that

„alles für Gott und für sie." Zuerst trat er in Westphalen auf, wo er mit seinen Räuberhaufen die katholischen Kirchen und Klöster ausplünderte. Als er zu Paderborn die goldene, 80 Pfund schwere Statue des h. Liborius fand, fiel er ihm um den Hals und dankte ihm, daß er auf ihn gewartet habe. In Münster fand er 12 silberne Apostel; er machte ihnen Vorwürfe, daß sie so müßig ständen, sie müßten hingehen in alle Welt und den Heiden predigen; damit das geschehe, ließ er Münzen aus ihnen schlagen, mit der Aufschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind." Als er an den Main kam, um in die Pfalz einzurücken, wurde er bei Höchst (zwischen Frankfurt und Mainz) von Tilly geschlagen. Mit Mansfeld vereinigt, warf er sich darauf, aus der Pfalz verdrängt, nach Frankreich, von wo sie nach den Niederlanden und dann nach Norddeutschland gingen, vergebens auf neue Unterstützung hoffend. Unterdeß eroberte Tilly die ganze Rheinpfalz und die Haupt- und Residenzstadt Heidelberg, deren Einwohner schauderhaft mißhandelt wurden. Die kostbare Bibliothek zu Heidelberg schenkte Maximilian von Baiern dem Papste Gregor XV.

Im J. 1623 hielt Ferdinand einen Fürstentag zu Regensburg, auf welchem er dem Herzog Maximilian von Baiern zum Lohn für seine großen Verdienste um ihn die Oberpfalz (im Gebiete der Raab, mit der Hauptstadt Amberg) mit der Kurwürde verlieh. Die Rhein- oder Unterpfalz dagegen, auf welche sich Maximilian auch Hoffnung gemacht hatte, erhielt er nicht. Der Kurfürst von Sachsen empfing für die dem Kaiser geleistete Hülfe die Lausitz.

---

2. Der dänische Krieg. 1625—1629.

Nachdem der Kaiser in Süddeutschland völlig gesiegt und, wo er konnte, den Protestantismus unterdrückt hatte, befürchteten in Norddeutschland die protestantischen Fürsten des niedersächsischen Kreises auch für sich eine gewaltsame Unterdrückung ihres Glaubens, zumal da Tilly, ohne noch

einen Feind zu bekämpfen zu haben, mit seinen Truppen in Westphalen stehen blieb und der Kurfürst von Sachsen, der die Stütze des Protestantismus in Norddeutschland hätte sein sollen, treulos auf der Seite des Kaisers stand. Sie entschlossen sich daher zum Kriege und stellten den König von Dänemark, Christian IV., einen Schwager des geächteten Kurfürsten von der Pfalz, der zugleich als Herzog von Holstein zu den Ständen des niedersächsischen Kreises gehörte, an ihre Spitze.

Da Ferdinand nicht mehr allein von der Liga und von Maximilian von Baiern abhängig sein wollte, so wünschte er ein Heer aufzustellen, das ihm allein angehöre. Allein es fehlten ihm dazu die Mittel. Da bot ihm Albrecht von Waldstein oder Wallenstein an, auf eigene Kosten ihm ein Heer zu werben, aber ein Heer von wenigstens 40,000 M., da nur eine starke Armee sich überall selbst ernähren könne. Wallenstein war ein böhmischer Edelmann, der in der protestantischen Religion erzogen, aber zum Katholicismus übergetreten war. Zu seiner Ausbildung hatte er weite Reisen durch Holland und England, Frankreich und Italien gemacht; in Italien hatte er geheime Wissenschaften, namentlich Astrologie, studirt. Dann trat er, von Ehrgeiz getrieben, bei dem Kaiser in Kriegsdienste und zeichnete sich in mehreren Feldzügen aus. Eine glänzende Tapferkeit zeigte er in der Schlacht am weißen Berge. Durch zwei sehr reiche Heirathen hatte er sich ein großes Vermögen erworben, das durch die Gnade des Kaisers, der ihm Friedland in Böhmen und die Reichsgrafenwürde schenkte, sowie besonders durch Ankauf zahlloser Güter, die nach der Schlacht am weißen Berge in Böhmen sehr wohlfeil zu haben waren, noch außerordentlich vermehrt wurde. Der Kaiser nahm jetzt sein Anerbieten, ihm ein Heer zu stellen, mit Freuden an, ernannte ihn zum Herzog von Friedland und Generalissimus der kaiserlichen Truppen. Als er die Werbetrommel rühren ließ, strömten ihm von allen Seiten Kriegsleute in Masse zu; denn er stand im Rufe eines ausgezeichneten Führers, unter dem die Soldaten, wenn sie ihre Pflicht thaten, zu Ehre und

Reichthum gelangen konnten. Die gemeinen Leute glaubten, der lange, hagere, schweigsame Mann mit dem gelben, finsteren Angesicht und den kleinen stechenden Augen stehe mit dunkelen Mächten im Bunde und verstehe, das Kriegsglück stets an seine Fahne zu bannen.

Vier Hauptarmeen wurden in diesem Kriege gegeneinander aufgestellt, unter den vier Feldherrn: Wallenstein und Tilly, Christian IV. und Mansfeld. Von diesen zogen Christian und Tilly einander entgegen und trafen sich bei Lutter am Barenberg im Braunschweigischen, nordwestlich vom Harz. Die Schlacht war hartnäckig; erst mit dem vierten Angriff, als Tilly, mit dem Schwert in der Rechten und dem Commandostab in der Linken, seinen Truppen voranritt, wurden die Dänen geworfen und völlig in die Flucht gejagt (27. Aug. 1626). Schon im Frühjahr dieses Jahres (25. April) war Mansfeld von Wallenstein geschlagen worden. Mansfeld hatte die Aufgabe gehabt, durch Brandenburg nach Schlesien vorzudringen, den Wallenstein nach sich zu locken und dann sich mit dem Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, um den Krieg wieder in die Erbstaaten des Kaisers zu tragen. Aber Wallenstein faßte ihn an der Dessauer Brücke und schlug ihn, worauf er, von Wallenstein beständig verfolgt, einen meisterhaften Rückzug nach Schlesien und bis nach Ungarn veranstaltete. Aber die Hoffnung auf Bethlen Gabor war zu Nichte. Dieser unzuverlässige Bundesgenosse hatte Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft und zog sich zurück. Mansfeld verkaufte daher sein Kriegsmaterial, entließ seine Truppen und reiste, von wenigen begleitet, gen Venedig, um sich dort nach England einzuschiffen. Unterwegs aber starb er in Dalmatien bei Zara, und zwar stehend und in voller Rüstung, auf zwei seiner Officiere gestützt, als ächter Soldat. Er war 46 Jahre alt. In demselben Jahre starb auch Christian von Braunschweig, in einem Alter von 26 Jahren.

Nachdem Wallenstein von der Verfolgung Mansfelds nach Norddeutschland zurückgekehrt war, zog er dem von

Tilly geschlagenen Dänenkönig in seine Erblande nach; er eroberte Holstein und drang durch Schleswig und Jütland bis zur Nordspitze der Halbinsel, von wo er das Meer mit glühenden Kanonenkugeln beschoß. Der König war auf die Inseln geflohen. Da ihm Wallenstein dorthin nicht folgen konnte, so wandte er sich an der Spitze eines Heeres von 100,000 M. nach Mecklenburg, dessen beide Herzöge von dem Kaiser geächtet worden und zu ihrem Oheim, Gustav Adolph von Schweden, geflohen waren. Er eroberte Mecklenburg und drang in Pommern ein, wo allein die Stadt Stralsund ihm tapferen Widerstand leistete. Wallenstein unternahm einen Sturm nach dem andern, aber die Bürger, geführt von ihrem Bürgermeister Steinwig und unterstützt von einigen Dänen und 2000 Schweden, schlugen jeden Angriff zurück. Der stolze Wallenstein schwor in seinem Zorn, er müsse die Stadt erobern, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre; doch aller Zorn und alle Anstrengung war vergebens, er mußte nach 6monatlicher Belagerung abziehen, mit einem Verluste von 12,000 M. (24. Juli 1628).

Um eine Vereinigung der Dänen und der Schweden zu verhindern, gab der Kaiser dem dänischen König durch den Vertrag zu Lübeck einen sehr milden Frieden (1629), in welchem er alle seine Länder zurückerhielt, gegen das Versprechen, daß er sich fernerhin nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten mischen wolle. Wallenstein sollte für die aufgewandten Kriegskosten und zum Lohne für seine Verdienste das Herzogthum Mecklenburg erhalten, kam aber nie in den Besitz desselben; ja er wurde sogar in dem folgenden J. 1630 auf dem Reichstage zu Regensburg durch den Kaiser seiner Feldherrnstelle entsetzt und zog sich, scheinbar den Undank mit Gelassenheit ertragend, auf seine Güter zurück. Der so rasch von einem gewöhnlichen Edelmann zu einem Reichsfürsten emporgestiegene stolze und mächtige Mann hatte sich den Haß der Fürsten, der katholischen sowohl wie der protestantischen, in hohem Maße zugezogen und durch die Zuchtlosigkeit seines Heeres und seine eigene

Gewaltthätigkeit ihre Unzufriedenheit erregt, so daß sie zu Regensburg laute Klagen erhoben und seine Absetzung betrieben. Allen voran ging Maximilian von Baiern. Den Hauptgrund aber, der die Fürsten und namentlich auch Maximilian zu ihrer Forderung trieb, verschwiegen sie. Sie fürchteten nämlich die allzugroße Macht des Kaisers, der als Sieger über alle seine Widersacher dastand und in dem großen Heere Wallensteins eine gewaltige Waffe in den Händen hatte. Der Kaiser mußte auch den größten Theil dieses Heeres entlassen.

Nach der Niederwerfung der Protestanten in Nord- und Süddeutschland und dem Frieden zu Lübeck glaubte der Kaiser die Zeit gekommen, wo er in ähnlicher Weise, wie er früher in Böhmen gethan, in ganz Deutschland das Uebergewicht des Katholicismus feststellen und den Protestantismus unterdrücken könnte. Er erließ daher im J. 1629 das Restitutionsedict, wonach 1) alle seit dem Passauer Vertrag (1552) von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter zurückgegeben und 2) die Vortheile des Augsburger Religionsfriedens (1555) allein für die Lutheraner, denen sie damals gewährt wurden, gelten und alle andern Glaubensbekenntnisse nicht geduldet werden sollten. Dadurch wurde namentlich die reformirte Kirche, welche in den letzten Zeiten sich in vielen Theilen Deutschlands ausgebreitet hatte und thatsächlich dieselben Rechte wie die lutherische Kirche genoß, in ihrem Bestehen gefährdet. Die seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter aber waren sehr beträchtlich; es waren in Norddeutschland die längst protestantischen Erzbisthümer Magdeburg und Bremen und 12 Bisthümer, darunter Halberstadt, Naumburg, Meißen, Merseburg, Brandenburg, Lübeck, Verden, Minden, Kamin u. s. w., sowie zahllose Stifter und Klöster. Alle diese sollten wieder katholisch gemacht werden, und bei der Einziehung derselben erlaubten sich die kaiserlichen Commissäre die größte Willkür und die ihnen zu Gebote stehenden Truppen unter Tilly und Wallenstein, der damals noch sein Commando hatte, die größten Gewaltthaten. Der Kaiser verfehlte nicht, seinem

eigenen Hause sowie den Jesuiten einen großen Theil der Beute zuzuwenden. Die natürliche Folge dieser harten und ungerechten Maßregeln war, daß der Kaiser sich die Protestanten, die Anfangs schienen seiner Macht sich fügen zu wollen, aufs neue zu Feinden machte und sie drängte, sich nach fremder Hülfe umzusehen. Wohl glaublich ist die Nachricht, daß der französische Minister Richelieu den Kaiser zu dem verderblichen Schritte, das Restitutionsedict zu erlassen, verleitet habe, damit zum Vortheile Frankreichs neuer Krieg in Deutschland entbrenne und die kaiserliche Macht geschwächt werde. Die Hülfe für die Protestanten in Deutschland kam im Jahre 1630 durch den Schwedenkönig Gustav Adolph.

---

3. Gustav Adolph in Deutschland. 1630—1632.

Nachdem das Unternehmen des Dänenkönigs in Deutschland völlig gescheitert war, beschloß Gustav Adolph, König von Schweden, zur Unterstützung der Protestanten, seiner Glaubensgenossen, einen Kriegszug nach Deutschland zu machen, woran er bisher durch einen Krieg mit Polen verhindert worden war. Jetzt schloß er durch Vermittlung Frankreichs, das stets nur Deutschlands Ruin wollte, einen Waffenstillstand mit Polen, um freie Hand gegen den deutschen Kaiser zu haben. Der vornehmlichste Grund seines Auftretens in Deutschland war der Wunsch, seinen unterdrückten Glaubensgenossen Hülfe zu bringen; denn er war ein frommer und begeisterter Anhänger der lutherischen Kirche. Aber er hatte auch seine persönlichen und weltlichen Gründe. Es kränkte ihn, daß der Kaiser seine Neffen, die Herzöge von Mecklenburg, ihrer Länder beraubt hatte, und daß bei den Friedensverhandlungen zu Lübeck seine zur Vermittlung dorthin geschickten Gesandten von Wallenstein hochmüthig zurückgewiesen worden waren. Auch bestand schon längere Zeit ein feindseliges Verhältniß zwischen dem Kaiser

und dem König von Schweden. Dem Polenkönig hatte Wallenstein ein Hülfscorps gegen Gustav Adolph geschickt. Der Kaiser strebte nach einer Herrschaft über die Ostsee und bedrohte dadurch die Macht Schwedens; Wallenstein war schon zum Admiral des baltischen Meeres ernannt. Der Schwedenkönig seinerseits strebte ebenfalls nach der Herrschaft in der Ostsee und dachte an Eroberungen an der deutschen Küste dieses Meeres, dessen Ostküste schon zum Theil in seinen Händen war. Auch war die Heldenseele des Königs nicht unempfindlich gegen die Aussicht auf Kriegsruhm.

Gustav Adolph war einer der ausgezeichnetsten Fürsten seines Jahrhunderts und besaß ein großes Feldherrntalent, das er in dem Polenkriege ausgebildet hatte. Er stand damals im 35. Lebensjahre, eine edle, gebieterische Gestalt von ungewöhnlicher Größe, mit blondem Haar, mit blauem, großem Auge und milden Gesichtszügen. Das Heer, mit welchem er in Deutschland erschien, betrug nur 16,000 M.; aber diese Schweden, im Polenkriege schon trefflich geschult, waren ausgezeichnete Soldaten, abgehärtet durch ihr rauhes Klima, gehorsam durch strenge Kriegszucht, in Schlachten geübt und kühn durch ihre Siege, vor allem aber hochbegeistert durch den Glauben und durch das fromme Beispiel ihres Königs, an dem sie mit Liebe und Bewunderung hingen. Später allerdings, nach des Königs Tode, waren die schwedischen Truppen, untermischt von allerlei Volk, nicht besser als die kaiserlichen Truppen und verbreiteten gleich diesen, wohin sie kamen, Schrecken und Jammer; damals aber, unter ihrem frommen König, der täglich mehrmals mit ihnen sang und betete, waren sie zu strenger Sittlichkeit gewöhnt, mäßig und gütig gegen den wehrlosen Bürger.

Gustav Adolph landete am 24. Juni 1630, an demselben Tage, wo vor 100 Jahren die Augsburgische Confession übergeben worden war, an der pommerschen Küste, auf der kleinen Insel Rüden in der Mündung der Oder. Als er unter einem heftigen Gewitter ans Land gestiegen war, kniete er nieder und sprach ein Dankgebet für die Erhaltung seines Heeres und flehte zu Gott um ferneren Beistand. Seine

Offiziere beteten gerührt und mit Thränen im Auge im Stillen mit. „Weinet nicht, meine Freunde," sprach der König, „sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten." Am kaiserlichen Hofe gab man sich den Anschein, als verachte man den unbedeutenden Feind. Man nannte ihn den Schneekönig, der bald zerschmelzen würde, je weiter er nach Süden käme. „Da haben wir halt a Feindl mehr," hatte der Kaiser gesagt; aber Tilly erwiederte darauf: „Der König von Schweden ist ein Feind von eben so vieler Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe der Jahre, kräftig und abgehärtet. Er hat im Kriege siegen und durch Siege Krieg zu führen gelernt. Sein Heer ist ein Ganzes, das er wie sein Roß mit dem Zügel regiert. Das ist ein Spieler, gegen den nicht verloren zu haben schon ein Gewinn ist". Das protestantische Volk in Deutschland freute sich über das Erscheinen des „Goldkönigs mit dem blonden Haar", des „Löwen aus Mitternacht", wie sie ihn nannten, sie begrüßten ihn als Retter ihres Glaubens; aber von den Fürsten schloß sich ihm zunächst keiner an, außer dem Landgrafen von Hessen-Kassel. Sie zweifelten, in welcher Absicht der fremde König käme, und fürchteten ihn sowohl wie den Zorn des mächtigen Kaisers.

Gustav Adolph trieb sofort die kaiserlichen Truppen aus Pommern und zwang den alten zaghaften Herzog von Pommern, Bogislaw, auf seine Seite zu treten. Da Bogislaw der letzte seines Stammes war, so veranlaßte er ihn zu einem Vertrage, wonach ihm Pommern nach Bogislaws Tode zufallen sollte. Das verdroß den Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, Gustavs Schwager, der sich für den nächstberechtigten Erben von Pommern hielt und außerdem schon in mancherlei Mißhelligkeiten mit dem Schwedenkönig gekommen war. Er verweigerte dem König den Durchzug durch sein Land und die Einräumung mehrerer Festungen, welche Gustav forderte, um sich den Rücken zu decken. Erst als Gustav drohend auf Berlin losrückte, übergab ihm der Kurfürst die Festungen Spandau und Küstrin (14. Mai 1631) und schloß ein Bündniß mit ihm ab. Der König eilte vor-

wärts zu kommen, da ihm viel daran lag, die Stadt Magdeburg zu retten, welche sich dem Restitutionsedict nicht gefügt hatte und deshalb von Tilly und Pappenheim belagert wurde. Aber nach dem Kurfürsten von Brandenburg machte ihm jetzt auch der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, Schwierigkeiten. Dieser kleinlich denkende und dem Biertrunke ergebene Mann, von dem das Volk sagte, daß seine Bierfässer ihm mehr gälten als das Wohl seiner Glaubensgenossen, war Willens, in diesem Kriege neutral zu bleiben, und versagte dem Schwedenkönig ebenfalls den Durchzug durch sein Land. Während man noch unterhandelte, kam die schreckliche Nachricht, daß Magdeburg gefallen sei (20. Mai 1631).

Magdeburg, das Hauptbollwerk des Protestantismus im Norden, war schon seit dem December 1630 von den Kaiserlichen eingeschlossen, deren Heer zuletzt 40,000 M. betrug, während die Stadt nur von 2000 Soldaten und 5000 bewaffneten Bürgern vertheidigt wurde. Aber die Bürger hielten sich standhaft, sie vertrauten auf den baldigen Entsatz durch Gustav Adolph, dessen Hülfe sie angerufen hatten. Da Gustav an raschem Vorrücken verhindert war, so hatte er den Magdeburgern seinen tapferen und umsichtigen Obersten Falkenberg, der sich in Schifferkleidung durch die Belagerer hindurchschlich, zum Commandanten geschickt. Ein alter Gewährsmann erzählt, Pappenheim habe den Falkenberg durch eine große Summe bestechen wollen, aber Falkenberg habe geantwortet: „Braucht der von Pappenheim einen Schelmen, so mag er ihn im eignen Busen suchen." Die Stadt wurde so gut vertheidigt, daß Tilly schon beschlossen hatte, die Belagerung aufzuheben; aber auf Pappenheims dringendes Bitten wurde noch ein letzter Sturm versucht, und zwar bei hellem Tage, während man bisher immer bei Nacht gestürmt hatte. Da Tags vorher die Kanonade der Belagerer aufgehört hatte und schon das schwere Geschütz aus den Batterien zurückgeführt war, so glaubten die Magdeburger, der König sei in der Nähe und Tilly bereite den Abzug vor; die ermüdeten Bürger und Soldaten gingen daher des Morgens um 5 Uhr in ihre Wohnungen, um für eine Zeitlang der lange entbehrten Ruhe zu

genießen. Mauern und Thore waren daher schlecht bewacht. Da, um 7 Uhr, während die meisten Bürger und Soldaten noch schliefen, donnerten plötzlich wieder die Kanonen von allen Seiten gegen die Stadt, die Kaiserlichen eilten mit Sturmleitern nach den Mauern und Wällen, Pappenheim, den Seinen voran, drang, die Schildwachen niederstoßend, zuerst in die Stadt und nahm einen Thurm nach dem andern. Die erschreckten Bürger hatten die Waffen ergriffen und sich, Falkenberg an der Spitze, dem eindringenden Feinde entgegengeworfen. Falkenberg ward durch eine Kugel niedergestreckt und die Bürger von der Uebermacht der unter dem Schlachtruf: „All gewonnen!" eindringenden Feinde zurückgetrieben. In den Straßen und in den Häusern, in welchen die Bürger sich verbarrikadirten, entstand ein furchtbarer Kampf. Die verzweifelte Gegenwehr der Bürger war vergebens. Die wilden Wallonen und die noch wilderen und roheren Kroaten im kaiserlichen Heere wütheten in entsetzlichster Weise gegen alles, was vor sie kam. Wehrlose Greise wurden erschlagen, Weiber in den Armen ihrer Männer erwürgt, Kinder in die Flammen geworfen, an den Wänden zerschmettert, in der Wiege, an der Brust der Mutter durchstochen. Zwanzig junge Mädchen, von den Soldaten verfolgt, umarmten sich und stürzten sich zusammen in die Elbe, andere warfen sich in die Flammen der brennenden Häuser; 53 Weibern wurden in der Katharinenkirche, während sie knieten und beteten, von den Kroaten die Köpfe abgehauen; Einer rühmte sich, zwanzig Säuglinge aufgespießt zu haben. Mit dem Mord ging der Raub Hand in Hand. Alles Gold und Silber mußte den gierigen Soldaten ausgeliefert werden, worauf die Ueberbringer zum Danke niedergestochen wurden. An verschiedenen Stellen war Feuer angelegt worden — von wem? bleibt unbekannt — und in 10 Stunden lag eine der schönsten und reichsten Städte Deutschlands in Asche; nur der feuerfeste Dom, in welchen sich 4000 Menschen retteten, und 137 Fischerhütten an der Elbe blieben stehen.

Der alte, 72jährige Tilly sah von einer Anhöhe außerhalb der Stadt dem schrecklichen Zerstörungswerke zu, eine

hagere Gestalt, hohlwangig, mit spitzer Nase und einem starrenden Schnurrbart, auf hohem, weißem Roß, in grüner Jacke, auf dem Spitzhute eine hohe rothe Feder. Man erzählt, einige Offiziere wären zu ihm gekommen und hätten ihn gebeten, den Gräueln ein Ende zu machen, er aber habe geantwortet, sie sollten nach einer Stunde wiederkommen, der Soldat müsse für seine Mühe auch etwas haben. Erst am dritten Tage ritt er in die zerstörte Stadt ein und stellte Zucht und Ordnung her. Bei dem Anblicke des Entsetzens soll der alte Kriegsmann geweint haben. Die halb verhungerten Flüchtlinge im Dom erhielten Gnade und Brod. Ueber 20,000 Leichen, die umher lagen, wurden theils begraben, theils in die Elbe geworfen, in solcher Masse, daß der Fluß sich staute. Das war die „Magdeburger Hochzeit", wie Tillys Soldaten die Zerstörung Magdeburgs nannten. Pappenheim schrieb an den Kurfürsten von Baiern: „Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden." Seitdem hat Magdeburg sich nie mehr zu der alten Blüthe erhoben.

Die Nachricht von Magdeburgs Zerstörung verbreitete Entsetzen durch ganz Deutschland. Gustav Adolph erließ ein öffentliches Schreiben, daß die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen durch ihre unzuverlässige und abgeneigte Gesinnung ihn gehindert hätten, der unglücklichen Stadt rechtzeitig zu Hülfe zu kommen, und die Schuld an dem großen Unheil trügen. Unterdessen fiel Tilly mit seinen Raubschaaren in das Kurfürstenthum Sachsen ein, um den Kurfürsten für seine Neutralität zu strafen. In seiner Noth wandte sich der Kurfürst mit dringendsten Bitten an Gustav Adolph um Bündniß und Hülfe. Dieser forderte von ihm die Einräumung seiner Hauptstadt Wittenberg, einen dreimonatlichen Sold für seine Truppen, seinen ältesten Sohn als Geißel und die Bestrafung aller seiner Rathgeber. Der bedrängte Mann rief: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll er zum Unterpfand haben; nicht nur meinen Sohn, sondern meine ganze Familie, ja mich selbst will ich ihm als Geißel geben, und alle Verräther, die er mir anzeigt, sollen bestraft

werden." Der König begnügte sich großmüthig mit einem Monatssolde für sein Heer und schloß ein Bündniß mit dem Kurfürsten ab, dem zufolge die sächsische Armee von 18,000 Mann sich mit den Schweden vereinigte. In Wittenberg wurde er unter dem Jubel des Volkes als Retter empfangen. Zu den ihn begrüßenden Studenten sagte er: „Von hier ist das Licht zu uns gekommen; weil es aber bei euch verdunkelt worden ist, müssen wir nun zu euch kommen, um es wieder anzuzünden."

Hierauf zogen die Schweden und Sachsen gegen Tilly, den sie bei Breitenfeld, eine Stunde von Leipzig, trafen. Beide Heere waren gleich stark, 40,000 M.; aber Tilly, von dunkler Ahnung ergriffen, suchte eine Entscheidungsschlacht zu vermeiden; er hoffte noch auf heranziehende Verstärkung. Der feurige Pappenheim jedoch ließ sich bei einer Recognoscirung in einen Kampf ein, und Tilly mußte nun sein ganzes Heer zur Schlacht herausführen. Erzürnt über Pappenheim, rief er: „Der Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen." Gustav Adolph, in einfachem grauem Rock, eine grüne Feder auf weißem Hut, stellte seine Schweden auf dem rechten Flügel auf; den linken bildeten die Sachsen. Die Schweden waren in einzelne kleine, leicht bewegliche Massen abgetheilt; die Kaiserlichen standen nach alter Weise in einer langen Linie. Der Kampf war heftig. Pappenheim warf sich siebenmal mit seinen furchtbaren Küraßiren auf die Schweden, wurde aber jedesmal zurückgeschlagen. Tilly griff die Sachsen an und schlug sie in die Flucht, auf welcher der dicke Kurfürst im schnellen Ritt seinen Hut verlor. Nun aber fiel Gustav dem siegreichen Tilly in die Flanke, er eroberte sein Geschütz und richtete es gegen ihn selbst. Nach fünfstündigem Kampfe waren die Kaiserlichen in voller Flucht. Pappenheim verließ mit 7 Wunden im Dunkel der Nacht zuletzt das Schlachtfeld. Tilly, der noch nie eine Schlacht verloren, wußte sich in seine Niederlage nicht zu finden; er stand starr da, das Auge voll Thränen, während die Seinen ihn zur Flucht mahnten. Er blutete aus drei Wunden. Als er unter die heranstürmenden Schweden ge-

rieth, schlug ihm ein riesenhafter Rittmeister, „der lange Fritz“, mehrmals mit dem Kolben seines Pistols in den Nacken, und er wäre verloren gewesen, wenn nicht noch zu rechter Zeit eine Kugel den Rittmeister niedergestreckt hätte. Gustav Adolph kniete auf der Siegesstätte nieder und sprach mit erhobenen Händen: „Dank dir, o Gott, Dank dir für diesen Sieg.“ 7. Septbr. 1631.

Nach dieser Schlacht bei Breitenfeld oder Leipzig verabredete Gustav Adolph mit dem Kurfürsten von Sachsen den Plan, daß dieser in die Erbländer des Kaisers einfiele, während er selbst durch West- und Süddeutschland ziehe, um die Liga vollends zu vernichten. Die Sachsen marschirten also nach Böhmen und eroberten Prag; Gustav Adolph ging durch Thüringen nach Franken und den Main hinab nach Frankfurt und Mainz, wo er überwinterte. Ueberall wurden seine Truppen vom protestantischen Volke mit Jubel empfangen und die Kaiserlichen vertrieben; gegen die Katholiken verfuhr der König höchst schonend, wie ihm von dieser Seite selbst bezeugt wird. Im folgenden Frühjahr zog Gustav durchs Frankenland nach der Donau, um in Baiern einzufallen. Bei Rain am Lech, dem Grenzfluß zwischen Schwaben und Baiern, hatten sich Tilly und Maximilian von Baiern auf der östlichen Seite des Flusses verschanzt, bereit, dem König den Uebergang zu wehren. Drei Tage lang ging das Gewehrfeuer herüber und hinüber, während dessen der König unter dem Pulverdampf unbemerkt eine Brücke schlug und seine Truppen überführte. Als Tilly endlich merkte, was geschehen, warf er sich, eine Fahne in der Hand, dem Feind entgegen; aber eine Kugel zerschmetterte ihm den Oberschenkel, und sein Heer zog sich mit Maximilian flüchtend zurück. Nach einigen Wochen starb Tilly an seiner Wunde in Ingolstadt.

Gustav Adolph drang in Baiern ein. Maximilian machte ihm Friedensanträge; allein er ließ ihm sagen: „Ich kenne den Herzog von Baiern und seine Pfaffen; er trägt eine doppelte Kassake und kehrt bald das Blaue, bald das Rothe heraus.“ München ergab sich ohne Widerstand; es kam mit einer Brandschatzung von 400,000 Thlrn. davon. Bei seinem

Einzug in die Stadt ritt dem König der vertriebene Kurfürst von der Pfalz zur Seite; er hatte sich während des Winters zu Mainz eingefunden, in der Hoffnung, sein Land wieder zu erhalten. Wenn ihm der König dasselbe nicht sogleich zurückgab, so geschah das nur, um England zu Hülfeleistungen zu veranlassen. In München wurden dem König 140 vergrabene Kanonen verrathen; er ließ sie ausgraben mit den Worten: „Lasset die Todten auferstehen". In dem Laufe der Kanonen fand man 30,000 Ducaten und viele andere Kostbarkeiten versteckt.

Gustav Adolph war jetzt Herr von ganz Deutschland mit Ausnahme der Erbstaaten des Kaisers. Aber dieser hatte unterdessen ein neues Heer durch Wallenstein werben lassen. Wallenstein hatte nach seiner Abdankung zu Prag in königlicher Pracht gelebt. Er hatte dort einen großen Palast erbaut, wegen dessen 100 Häuser hatten niedergerissen werden müssen; 300 Rosse standen in seinen Ställen an marmornen Krippen; wenn er seine Güter besuchte, führte er 50 sechsspännige Kutschen mit sich. Er war von einem großen Hofstaate umgeben und ließ sich von 60 adligen Pagen bedienen; 50 Hellebardiere standen als Leibwache in seinem Schloßhofe. Bei all diesem Aufwande aber lebte er für seine Person mäßig und zurückgezogen von dem Lärm der Welt; er war unermüdlich thätig und beschäftigte sich viel mit seiner Lieblingswissenschaft, der Sterndeuterei. Er hatte sich zuletzt, als die Sachsen Prag einnahmen, nach Znaim in Mähren zurückgezogen. Hierher kamen kaiserliche Gesandten, die ihn baten, neben des Kaisers Sohn Ferdinand, dem nachmaligen Kaiser, das Commando zu übernehmen. Aber Wallenstein weigerte sich, er habe zuviel Undank erfahren und wolle hinfort als Privatmann in Ruhe leben; erst nach wiederholten Gesandtschaften versprach er, ein Heer zusammenzubringen. Bald standen 40,000 Mann unter den Waffen, und Wallenstein kündete dem Kaiser an, das Heer sei zusammen, er möge demselben einen Feldherrn schicken. Er wußte, daß der Kaiser ihn selbst nöthig hatte, daß das Heer nur unter ihm dienen würde. So mußte denn der Kaiser ihn wiederholt bitten,

daß er selbst das Commando übernehme. Er that es endlich, aber unter den härtesten Bedingungen: alle kaiserlichen Truppen sollten allein seinem Befehle unterworfen sein, er allein sollte alle Offizierstellen besetzen, allein strafen und begnadigen, weder der Kaiser noch sein Sohn dürften bei dem Heere erscheinen; er allein sollte über alle Eroberungen verfügen, er sollte ein kaiserliches Erbland als Pfand für künftige Belohnung erhalten und nach dem Kriege das Herzogthum Mecklenburg oder ein anderes deutsches Reichsland. Dem Kaiser blieb keine Wahl, er gestand alle diese Forderungen zu, in der Hoffnung, sich später des gefährlichen Mannes wieder entledigen zu können.

Wallenstein zog mit seinem Heere nach Böhmen und vertrieb daraus die Sachsen mit leichter Mühe; aber er beeilte sich nicht, dem Kurfürsten von Baiern zu Hülfe zu ziehn, der einst vor allen seine Absetzung betrieben hatte. Endlich vereinigten sich beide zu Eger; doch mußte der Kurfürst dem Herzog allein den Oberbefehl überlassen. Sie zogen, 60,000 M. stark, gegen das mit Gustav Adolph verbündete mächtige Nürnberg. Dieser mußte, um Nürnberg zu schützen, seine südlichen Eroberungen aufgeben und eilte in die Nähe dieser Stadt. Er hatte Anfangs nur 16,000 M. bei sich, mit denen er sich bei Nürnberg verschanzte, ehe Wallenstein herankam. Auch dieser bezog ein befestigtes Lager in seiner Nähe. So lagen sie beinahe ein Vierteljahr sich gegenüber, bis in der Umgegend alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Als Gustav durch Zuzug seines Kanzlers Oxenstierna, Banners und Bernhards von Weimar und durch Unterstützung der Nürnberger, welche damals 30,000 Männer stellten konnten, sein Heer auf 70,000 M. gebracht hatte, unternahm er endlich einen Sturm auf die Schanzen Wallensteins. Seine Truppen fochten mit nie gesehener Tapferkeit; aber alle Anstrengungen waren gegen die festen Verschanzungen und die zahlreichen Feuerschlünde des Feindes vergebens. Am Abend lagen 3000 M. des schwedischen Heeres in ihrem Blute, und der Sturm war mißlungen. Der König blieb noch 14 Tage kampfgerüstet stehen, dann zog er ab (Sept. 1632). Er hatte

im Ganzen 20,000 M. bei Nürnberg im Kampf und durch Hunger und Krankheit verloren, Nürnberg 10,000 seiner Einwohner; Wallensteins Heer war auf 24,000 M. zusammengeschmolzen.

Gustav Adolph zog nach Baiern zurück, in der Hoffnung, der Feind werde ihm folgen. Aber es folgte ihm nur der Kurfürst von Baiern; Wallenstein brach nach Sachsen auf, um den Kurfürsten zum Verlassen des schwedischen Bündnisses zu zwingen. Nachdem zu Merseburg, von Westphalen herkommend, Pappenheim zu ihm gestoßen war, eroberte er Leipzig. Das Land wurde furchtbar verwüstet. Gustav Adolph eilte auf den Hülferuf des Kurfürsten aus Baiern herbei. Als er an das Thor von Naumburg kam, drängte sich das Volk schaarenweise zu ihm heran, kniete vor ihm nieder, indem es ihn weinend als seinen Retter begrüßte, es küßte den Saum seines Kleides und die Scheide seines Degens. Da sprach der König gerührt und zugleich mit Unwillen: „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gotte machen wollte? Unsere Sachen stehen gut; aber ich befürchte, der Himmel werde mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen früh genug zeigen, daß ich ein schwacher Mensch bin."

Es war schon spät im Herbst, und Wallenstein erwartete keinen Angriff mehr. Deshalb entließ er den Pappenheim mit seinen Truppen von sich, daß er durch Westphalen nach dem Rhein ziehe. Sobald dies aber Gustav Adolph erfuhr, rückte er schnell, um noch eine Schlacht zu liefern, an Wallenstein heran. Bei Lützen, einem Städtchen westlich von Leipzig, kam es zur Schlacht, am 16. November 1632. Wallenstein hatte seine Stellung nördlich von der Straße zwischen Leipzig und Lützen genommen und in der vorhergehenden Nacht die Gräben auf beiden Seiten der Straße noch vertiefen lassen, damit sie ihm als Brustwehren dienten. Gustav Adolph ordnete am Morgen bei dichtem Nebel seine Schaaren und übernahm das Commando auf dem rechten Flügel; den linken führte Bernhard von Weimar, das Mitteltreffen Kniphausen. Erst um 11 Uhr, als der Nebel schwand, begann die

Schlacht. Der König ließ die Melodie: „Ein' feste Burg ist unser Gott", mit Trompeten blasen und stimmte dann sein „Feldliedlein" an: „Verzage nicht, du Häuflein klein". Darauf rief er: „Jetzt wollen wir in Gottes Namen daran; Jesu, Jesu, laß uns heut zu Ehren deines Namens streiten!" und führte, den Degen schwingend, seine Regimenter gegen den Graben. Die Geschütze des Feindes spien Tod und Verderben; aber immer neue Truppen drangen vor, und die Landstraße ward genommen, während auch das schwedische Mitteltreffen in dreistündigem, blutigem Kampfe siegreich vorgedrungen war und drei feindliche Vierecke zersprengte. Auf dem linken Flügel hatte Bernhard von Weimar geringen Erfolg. Jetzt erhielt der König die Nachricht, daß sein Mitteltreffen von der feindlichen Reiterei wieder zurückgeworfen worden sei. Er sprengte an der Spitze seiner Reiter dorthin; aber der Nebel hatte sich wieder eingestellt, Gustav merkte nicht, daß seine Leute hinter ihm zurückblieben, und gerieth mitten unter die feindlichen Reiter. Nur 8 Personen blieben bei ihm. Plötzlich fährt ein Schuß seinem Pferd in den Hals, ein zweiter zerschmettert seinen linken Arm. Als er den Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der bei ihm war, bat, er möge ihn aus dem Getümmel fortbringen, schießt ihn ein kaiserlicher Offizier in den Rücken, und mit dem Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!" sinkt er vom Pferde. Der Herzog von Lauenburg*) und die übrigen Begleiter fliehen davon; nur ein 18jähriger Page, Leubelfing, bleibt bei dem verwundeten König zurück. Kaiserliche Kürassiere sprengen heran, fragen den Pagen, wer der Verwundete sei, und da der Page nur sagt: „Ein Offizier", so verwunden sie den Pagen auf den Tod. Der König wird beraubt, entkleidet. Da ruft der König noch: „Ich bin der König von Schweden!" Sie wollen ihn fortschleppen; aber schon nahen die Schweden, die Kürassiere fliehen, und der letzte schießt den König noch vor die Stirn.

---

*) Man hat diesem mit Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe selbst den König hinterrücks erschossen.

Als der Königs Roß, mit Blut bedeckt, durch die Reihen der Schweden dahinsprang, erkannten sie, was geschehen. Kniphausen schlug vor, sich zurückzuziehen; aber der junge Bernhard von Weimar sprengte durch die Reihen seiner Krieger und rief: „Ihr Finnen, ihr Schweden, ihr Deutsche! der Held ist gefallen, der für unsere Freiheit gestritten. Für mich gibt es kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan, wer seinen König geliebt hat, der folge mir in den Tod oder zum Sieg!" Voll Wuth und Verzweiflung drangen die schwedischen Regimenter, von Bernhard geführt, in den Feind und warfen alles vor sich nieder. Wallensteins Fußvolk und Reiter flohen in wildester Verwirrung davon, von ihren eigenen Geschützen durch die Schweden beschossen. Der Sieg ist errungen. Da erscheint auf einmal Pappenheim, den Wallenstein durch Eilboten hatte zurückrufen lassen, mit seiner Reiterei auf dem Schlachtfeld und erneuert den Kampf. Pappenheim selbst fällt, von 2 Kugeln durchbohrt. Aber seine Regimenter fechten jetzt um so wüthender; doch sie können dem Andrange der Schweden nicht widerstehen. In ihrer Flucht reißen sie auch Pappenheims Fußvolk, das unterdeß auf dem Kampfplatz erschienen, mit sich fort. Mit dem Einbruch der Nacht haben die Schweden völlig den Sieg errungen.

Am folgenden Morgen fanden die Schweden nach langem Suchen die Leiche ihres Königs, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in der Nähe eines großen Feldsteines, der seitdem der „Schwedenstein" heißt und noch heute dort zu sehen ist. Seine Gemahlin Eleonore brachte die Leiche nach Stockholm. — Pappenheim war noch lebend aus der Schlacht getragen worden. Als er hörte, daß der Schwedenkönig gefallen, sprach er: „So meldet dem Herzog von Friedland, daß ich ohne Hoffnung zum Leben daniederliege, aber mit Freuden sterbe, da ich weiß, daß der gefährlichste Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist." Pappenheim war ein Mann von außerordentlicher Tapferkeit gewesen. Die Soldaten nannten ihn den „Schrammhans"; denn sein Körper war mit mehr als 100 Narben (Schrammen) bedeckt. Er

schien wie zum Kriege geboren; denn er hatte zwei Striemen auf der Stirne mit auf die Welt gebracht, die wie zwei Schwerter gekreuzt waren und, wenn er zornig ward, sich blutig roth färbten. — Wallenstein war in der Nacht und den Tag nach der Schlacht mit seinen zerstreuten Schaaren davongeflohen und zog sich, nachdem er die Trümmer des Heeres gesammelt, nach Böhmen zurück, um da zu überwintern. In Prag hielt der strenge, düstere Feldherr in seinem Zorne über die Truppen furchtbares Gericht. Elf hohe Offiziere wurden als Ausreißer vor dem Rathhause enthauptet, 7 andre gehängt; die Namen von 50 Offizieren, die nicht Muth genug bewiesen, wurden an den Galgen geschlagen und die Fahnen des Regiments, das zuerst geflohen, von dem Henker öffentlich verbrannt.

Der Tod Gustav Adolphs erregte unter den Protestanten Deutschlands große Bestürzung; der vertriebene Kurfürst von der Pfalz starb auf die Nachricht von des Königs Tod zu Mainz vor Schreck. Eben so groß war trotz ihrer Niederlage die Freude der Katholiken; in den kaiserlichen Landen feierte man den Tag von Lützen durch ein Tedeum, denn der gefährlichste Feind der katholischen Sache war todt. Der Kaiser äußerte keine laute Freude. Als ihm Wallenstein den blutigen Koller und die goldene Kette des Königs, die ihm auf dem Schlachtfelde abgenommen worden waren, überschickte, rief er gerührt: „Gern hätte ich dem Helden ein längeres Leben und eine frohe Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre.“ Gustav Adolph hinterließ nur eine Tochter, Christine, ein Kind von 8 Jahren. Während ihrer Minderjährigkeit führte die Regierung in Schweden der Kanzler Axel Oxenstierna, ein ausgezeichneter Staatsmann. Später legte sie die Regierung nieder und ward katholisch.

4. Fortsetzung des Kriegs bis zum Tode Ferdinands II. 1632—1637.

Nach dem Tode Gustav Adolphs verlor der 30jährige Krieg, der bis dahin, wenn aus nicht durchaus, ein Religionskrieg gewesen war, den religiösen Charakter immer mehr und wurde ein politischer Krieg, in welchem es sich um Herrschaft und Besitz handelte. Der in Deutschland anwesende Reichskanzler Oxenstierna hatte die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland übernommen, während die Feldherrn, die sich unter Gustav Adolph gebildet, namentlich Bernhard von Weimar und Gustav Horn, der Schwiegersohn Oxenstiernas, den Krieg weiter führten. Oxenstierna hatte es auf die Erwerbung deutscher Reichsländer für Schweden abgesehen, Bernhard wollte für sich selbst ein Reichsland gewinnen; beide genossen für die Kriegsführung Unterstützungen von Frankreich, Deutschlands größtem Feinde. Bernhard verwandelte auch wirklich die Bisthümer Bamberg und Würzburg in ein Herzogthum Franken und ließ sich von den Einwohnern huldigen (1633). Währenddem eroberte Horn fast ganz Elsaß.

Wallenstein blieb unterdeß unthätig in Böhmen und ließ es geschehen, daß Bernhard von Weimar das wichtige Bollwerk Regensburg einnahm, obgleich ihn der Kaiser und Max von Baiern wiederholt aufgefordert hatten, die Stadt zu retten. Er war überzeugt, daß der Kaiser die Versprechungen, die er bei der Uebernahme des Commandos gemacht, ihm zu halten nicht gewillt sei, und wußte, daß zahlreiche Feinde am kaiserlichen Hofe an seinem Sturze arbeiteten. Sie beschuldigten ihn, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, daß er verrätherische Unterhandlungen mit Frankreich, mit Schweden, Sachsen und Brandenburg pflege und beabsichtige, die kaiserliche Armee dem Feinde zuzuführen. Besonders beutete man die s. g. „Rebellion von Pilsen" aus. Da Wallenstein seinen Offizieren in Pilsen geäußert hatte, er wünsche das Commando niederzulegen, weil er krank und der ewigen Verdächtigungen

müde sei, so hatten ihm 40 Obersten ein Schreiben überreicht, in welchem sie ihn baten, jenen Entschluß aufzugeben, und sich verpflichteten, ihn nicht zu verlassen, so lange er die Armee im Dienste des Kaisers verwenden würde (12. Jan. 1634). Dieser Vorgang war von dem Obersten Piccolomini, einem persönlichen Feinde Wallensteins, einem verworfenen Italiener, sofort dem Kaiser mitgetheilt worden, und so ließ sich denn der Kaiser bewegen, durch ein Patent die Absetzung Wallensteins auszusprechen. Der Graf Gallas sollte an seine Stelle treten und erhielt den Befehl, sich Wallensteins und seiner treuesten Anhänger, des Obersten Illo und Terzka, todt oder lebendig zu bemächtigen. Obgleich Gallas jenes Patent noch geheim hielt, so bekam Wallenstein doch Kunde davon und zog sich von Pilsen nach der Festung Eger (24. Februar), um sich durch Verbindung mit den Schweden und Sachsen zu behaupten.

Wallenstein hielt sich in Eger für sicher, zumal da sich dort das Regiment seines Schwagers Terzka befand und der Commandant von Eger, der Schotte Gordon, ihm zum Danke verpflichtet war. In seiner Begleitung befand sich auch der Oberst Buttler, ein Ire von Geburt, der ebenfalls von dem Herzog viele Wohlthaten genossen hatte. Dieser verabredete in der Nacht nach der Ankunft in Eger, ohne dazu ermächtigt zu sein, mit Gordon und dem Irländer Leslie, am nächsten Abend (25. Febr. 1634) den Herzog und seine Begleiter zu ermorden. Sie luden für diesen Abend die Obersten Terzka, Kinsky, Illo und den Rittmeister Neumann zu einem Fastnachtsschmause in die Burg ein. Wallenstein hatte wegen seines Podagras die Einladung ausgeschlagen, und deswegen beschloß man, ihn in seiner Wohnung zu ermorden. Während die genannten Offiziere an der Tafel saßen, drang der Hauptmann Geraldino von der einen Seite in den Saal mit dem Rufe: „Es lebe das Haus Oestreich!" und von der andern der Hauptmann Deveroux mit dem Rufe: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" Es folgten ihnen 36 bewaffnete Dragoner. Buttler, Gordon und Leslie erhoben sich sogleich und riefen, jeder einen brennenden Leuchter emporhaltend: „Vivat

Ferdinandus!" Nun stürzten die Dragoner über die 4 Gäste her und hieben sie nieder. Danach eilten die Mörder um die Mitternachtsstunde nach der Wohnung des Herzogs, zu dem Hause des Bürgermeisters am Markte, welches Leslie durch Besetzung des Marktes und der nächsten Straßen absperrte. Wallenstein hatte sich eben, nachdem er lange mit seinem Astrologen Seni sich unterhalten, zu Bette gelegt. Da hörte er ein Klagegeschrei im Hinterhause, wo Terzkas und Kinskys Frauen um den Tod ihrer Männer, den sie eben erfahren, jammerten, und er trat ans Fenster, um zu fragen. Da plötzlich wird die verschlossene Thür mit Gewalt aufgesprengt; Deveroux dringt mit 12 Dragonern herein und eilt auf ihn zu mit dem Rufe: „Jetzt mußt du sterben!" Der Herzog blickte mit ausgebreiteten Armen schweigend zum Himmel, und Deveroux stieß ihm die Partisane in die Brust. So sank der merkwürdige Mann durch Mörderhand, im 51. Jahre seines Lebens. Die Leiche wurde später der Herzogin von Friedland zum Begräbniß ausgeliefert. Die Mörder wurden von dem Kaiser mit Gütern und Würden und Geld belohnt.

Nach Wallensteins Tod übernahmen des Kaisers ältester Sohn Ferdinand und Gallas den Oberbefehl, und diese schlugen noch im August desselben Jahres, nachdem sie spanische Truppen und das bairische Heer unter Johann von Werth an sich gezogen, die uneinigen Generale Bernhard von Weimar und Horn bei Nördlingen. Horn ward gefangen, Bernhard floh nach dem Rhein. Die Folge dieser wichtigen Schlacht war, daß ganz Süddeutschland wieder in die Hände der Kaiserlichen fiel und die Schweden auf Norddeutschland beschränkt waren, und daß ferner der Kurfürst von Sachsen, der stets eine schwankende Politik verfolgte, sich von dem schwedischen Bündnisse lossagte und mit dem Kaiser den Frieden zu Prag abschloß (1635). Für Sachsen wurde das Restitutionsedict auf 40 Jahre hinausgeschoben. Diesem Frieden traten bald die meisten Stände des nördlichen und mittleren Deutschlands bei. Bernhard von Weimar aber schloß mit Frankreich einen Vertrag ab, nach welchem er förmlich in französische Dienste trat, und Frankreich nahm von nun an offen

Theil an dem Kampfe. So wurde der Krieg jetzt vorzugsweise von fremden Mächten auf deutschem Boden gegen den Kaiser geführt. Bernhard kämpfte im Elsaß und im Südwesten Deutschlands, während im Norden die Schweden unter Banner fochten. Dieser schlug das kaiserliche Heer, mit welchem jetzt auch die Sachsen vereinigt waren, bei Wittstock in Brandenburg (1636) und stellte das Uebergewicht Schwedens in Nord- und Mitteldeutschland wieder her. Sachsen wurde für seinen Abfall schwer bestraft.

Der Kaiser Ferdinand II., dessen fanatischer Glaubenseifer und Unterdrückungssucht hauptsächlich den verderblichen Krieg heraufbeschworen und in die Länge gezogen hatte, erlebte das Ende desselben nicht. Er starb im J. 1637, und es folgte ihm sein unbedeutender Sohn Ferdinand III., der von 1637—1657 regierte und noch 11 Jahre lang den Krieg fortführen mußte.

---

5. Die letzten Jahre des Krieges 1637—1648. Der westphälische Friede.

Am Ende der dreißiger Jahre kämpfte Bernhard von Weimar mit Glück am Oberrhein. Er erfocht einen Sieg bei Rheinfelden, wobei Johann von Werth gefangen genommen ward, und eroberte unter andern Freiburg im Breisgau und die wichtige Festung Breisach. Er gedachte sich in diesen Landen ein eigenes Fürstenthum zu gründen, starb aber plötzlich im J. 1639. Man sagte, die Franzosen hätten ihn vergiften lassen; wenigstens benutzten sie seinen Tod dazu, sein Heer und seine Eroberungen in Besitz zu nehmen.

Banner hatte währenddem den Krieg in Nord- und Mitteldeutschland fortgeführt, bis er im J. 1641 in Folge seines unmäßigen Trinkens starb. An seine Stelle trat der kühne Torstenson, der genialste Feldherr aus der Schule Gustav Adolphs, aber ein körperlich schwacher und kranker Mann, der seine Feldzüge meist in einer Sänfte machen mußte.

Dieser besiegte im J. 1642 das kaiserliche Heer unter Piccolomini bei Leipzig und Breitenfeld, auf demselben Schlachtfelde, wo Gustav Adolph seinen ersten Sieg in Deutschland erfochten hatte, und drang dann in Böhmen ein. Da ergriff der Dänenkönig Christian IV., eifersüchtig auf das Glück der Schweden, die Waffen zu Gunsten des Kaisers. Torstenson mußte umkehren; er zog in Eilmärschen nach Holstein, nach Schleswig und Jütland und verleidete den Dänen den Krieg. Dann kehrte er rasch in die kaiserlichen Erblande zurück und erfocht bei Jankau in Böhmen einen großen Sieg (1645), in Folge dessen er bis in die Nähe von Wien vordrang. Aber er hatte nicht Mittel genug, die Kaiserstadt förmlich zu belagern, und da von Ungarn aus Truppen zum Entsatz von Wien heranrückten, zog er sich zurück. Bald darauf legte er wegen Kränklichkeit den Oberbefehl nieder, welchen jetzt Gustav Wrangel übernahm.

Schon im J. 1640 waren Friedensunterhandlungen angeknüpft worden; aber sie blieben Jahre lang ohne allen Erfolg, da die Franzosen und Schweden Theile von Deutschland an sich reißen wollten, der Kaiser aber immer noch auf eine Wendung des Glückes hoffte. Torstensons kühne Feldzüge bewirkten wenigstens, daß der Kaiser mit mehr Ernst an den Frieden dachte. Seine Gesandten verhandelten mit Frankreich zu Münster in Westphalen, mit den Schweden und deutschen Protestanten in Osnabrück. Sobald aber die kaiserlichen Truppen einmal wieder einigen Vortheil errungen, machte der Kaiser Schwierigkeiten und stellte höhere Forderungen. Zuletzt vereinigten sich, des ewigen Zögerns müde, Wrangel und die französischen Feldherrn Condé und Turenne, um in Baiern einzufallen, während der schwedische General Königsmark in Böhmen eindrang und die s. g. kleine Seite von Prag eroberte. Da gab der Kaiser endlich nach, und der Westphälische Friede wurde abgeschlossen, zu Osnabrück am 8. August, zu Münster am 17. Septbr. 1648. Die Eroberung der kleinen Seite von Prag war das letzte Kriegsereigniß gewesen; der 30jährige Krieg endigte also an demselben Orte, wo er begonnen hatte.

Der westphälische Friede, am 24. Octbr. 1648 bekannt gemacht, regelte 1) die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands. Der Augsburger Religionsfriede wurde bestätigt und auch auf die Reformirten ausgedehnt; die christlichen Bekenntnisse erhielten völlige Rechtsgleichheit. Alle geistlichen Güter, welche die Protestanten bis zum J. 1624 eingezogen hatten, verblieben denselben, weshalb dies Jahr das Normaljahr genannt wurde. Auch wurde bestimmt, daß die Religionsänderungen, wie die Fürsten sie bis zu dem Normaljahre in ihren Ländern vorgenommen, Bestand haben sollten; Böhmen blieb also katholisch.

2) Gebietsveränderungen. Frankreich erhielt vom deutschen Lande das Elsaß, soweit es öſtreichisch war, und den südlich daranstoßenden Sundgau sowie die Anerkennung der Hoheit über die schon 1552 weggenommenen lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Schweden erhielt Vorpommern nebst Rügen und einen schmalen Strich an dem rechten Ufer der Oder, so daß die Odermündung ganz in schwedischen Händen war; ferner in Mecklenburg die Stadt Wismar und außerdem als weltliche Herzogthümer die säcularisirten Bisthümer Bremen und Verden, und 5 Mill. Thlr. Kriegsentschädigung. Die an Schweden abgetretenen Länder blieben deutsches Reichsland, so daß der König von Schweden deutscher Reichsfürst ward, während die an Frankreich abgegebenen Länder völlig von Deutschland getrennt wurden. An Brandenburg, das Ansprüche auf ganz Pommern gehabt hatte, kam Hinterpommern und zur Entschädigung für Vorpommern die säcularisirten Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, Minden und Camin (in Pommern). Mecklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Hessen-Kassel, das stets Schwedens treuester Bundesgenosse gewesen, die Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg (an der Weser), sowie 600,000 Thlr. Kriegskosten. Baiern behielt die Kurwürde nebst der Oberpfalz. Die Unterpfalz dagegen oder Rheinpfalz wurde dem Sohne des vertriebenen Kurfürsten Friedrich V. zurückgegeben, für welchen eine 8. Kurwürde errichtet ward. — Die

schon längst thatsächliche Unabhängigkeit der Schweiz und der vereinigten Niederlande (Holland), die sich von Spanien losgerissen, wurde rechtlich anerkannt.

3) In Betreff der deutschen Reichsverfassung wurde festgesetzt, daß der Kaiser über die wichtigsten Reichsangelegenheiten, Gesetzgebung, Steuern und Aushebungen, Krieg und Frieden u. s. f., nur nach Abstimmung des Reichstags verfügen dürfe; den Fürsten aber wurde die längst geübte Landeshoheit (Rechtspflege, Polizei, Besteuerung, Kriegsordnung) in ihren Ländern rechtlich zuerkannt, sowie das Recht, unter sich mit fremden Staaten Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich. Somit hatten die Lockerung und der Zerfall des deutschen Reiches neue Fortschritte gemacht.

Frankreich und Schweden übernahmen die Garantie des westphälischen Friedens und behielten dadurch die Gelegenheit, sich auch in Zukunft in die deutschen Angelegenheiten einzumischen. Deutschlands Macht und Habsburgs Uebergewicht waren seitdem gebrochen, und Frankreich und Schweden waren die ersten Mächte Europas. Der 30jährige Krieg war der verderblichste für Deutschland, der je in demselben geführt ward. Vor dem Kriege hatte Deutschland etwa 24 Mill. Einwohner, nach demselben 12 Mill. Feuer und Schwert, Hunger und Pest hatten furchtbar unter der Bevölkerung aufgeräumt. Zahllose Städte und Dörfer waren zerstört oder verlassen worden; viele Dörfer und Flecken sind für immer verschwunden. Das ganze Land war verödet und verarmt, die blühendsten Landschaften waren in Wüsteneien verwandelt. Das übrig gebliebene Volk war durch den langen Krieg verwildert und der Arbeit entwöhnt; die entlassenen Kriegsschaaren wurden Räuber oder wußten sich nicht leicht in ein geordnetes Leben zu fügen. Der Geist des deutschen Volkes war ermattet und fühlte sich erniedrigt; alles Nationalgefühl war unterdrückt. Mehr als 100 Jahre dauerte es, bis Deutschland sich von den schlimmen Folgen dieses entsetzlichen Krieges erholt hatte.

IX. Abfall der Niederlande.
1579.

Karl V. hatte die von seinen Großeltern, Maximilian I. und Marie von Burgund, ererbten Niederlande (Belgien und Holland) im J. 1555 an seinen Sohn Philipp II., den nachmaligen König von Spanien, übergeben, und dadurch wurde dieses deutsche Land mit Spanien verbunden, von Deutschland getrennt, ohne daß die deutschen Stände dagegen Einsprache erhoben hätten. Karl V. hatte die Niederlande, obgleich er auch dort den Protestantismus, der vielfach Eingang gefunden, mit Härte zu unterdrücken gesucht, im Ganzen milde behandelt und ihre Vorrechte geachtet; er liebte das Land, weil er in demselben geboren war und die meisten Einkünfte aus demselben zog, denn die Niederländer waren durch Betriebsamkeit und Handel außerordentlich reich. Auch das niederländische Volk hing Karl V. an. Ganz anders verhielt es sich mit Philipp II. Dieser hatte kein Herz für die Niederländer und war überhaupt ein kalter und finsterer, stolzer und despotischer Mann, der nur sklavisch gesinnte Katholiken unter seinem Scepter haben wollte. Die Protestanten fürchteten für ihre Religion, das ganze Volk für seine Verfassung.

Als Philipp II. 1559 die Niederlande verließ und nach Spanien ging, ließ er seine Halbschwester Margaretha von Parma, eine große und bärtige Frau, in dem Lande als Statthalterin zurück, und ihr zur Seite als Rathgeber den Bischof von Arras, Granvella, einen schlauen und kräftigen, aber herrschsüchtigen Mann, der dem König blindlings ergeben war. Daß dieser Mann, der vom Papste zum Cardinal erhoben ward, die Zügel der Regierung erhielt, verdroß die Niederländer, die einen Statthalter aus ihrer Mitte, den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien oder den Grafen Egmont, gewünscht hätten. Grade diese beiden Männer aus dem Adel nebst dem Grafen von Hoorn waren die Lieblinge des Volkes. Größer wurde der Unwille bei Hohen und Niederen, bei Protestanten und Katholiken, als Philipp auf Betreiben

Granvellas, um der Ketzerei sogleich einen festen Damm entgegenzusetzen, die Zahl der Bisthümer, deren bisher 4 gewesen, auf 17 erhöhte und Granvella die Ketzer mit unerbittlicher Strenge verfolgte. Die Unzufriedenheit ward so groß, daß Margaretha selbst die Abberufung des Cardinals veranlaßte (1564).

Aber die Ketzerverfolgungen hörten nicht auf, Philipp führte jetzt auch in den Niederlanden die Inquisition ein, dieses fürchterliche, blutige Ketzergericht, das die Aufgabe hatte, alle die, welche den rechten katholischen Glauben nicht hatten, aufzuspüren und zu vernichten. In dem spanischen Amerika und in Spanien selbst hatte dieses geistliche Gericht schon schauderhaft gearbeitet; Tausende waren zu ewigem Kerker oder zum Feuertode verdammt worden. Große Hinrichtungsfeste, Autodafes, waren abgehalten worden, bei welchen die Ketzer in Massen zusammen unter kirchlichem Pomp feierlich verbrannt wurden; man wußte, daß Philipp selbst im königlichen Ornat solchen Verbrennungsscenen von Anfang bis zu Ende zugesehen hatte. Alles wollten sich die Niederländer gefallen lassen, nur die Inquisition nicht, vor der Hohen und Niedrigen graute. Sie beriefen sich auf ihre alten Freiheiten, welche eine Einführung der Inquisition nicht erlaubten, und an 300 der angesehensten Edelleute traten zusammen und unterzeichneten das s. g. Compromiß, eine Schrift, durch welche sie sich eidlich verpflichteten, sich der Inquisition mit aller Macht zu widersetzen und bei einer Verfolgung der Religion einander treulich beizustehen (1565). Man beschloß nach Brüssel zu ziehen und der Statthalterei eine Bittschrift um Aufhebung der Ketzergerichte zu überreichen. Sie zogen zu Pferde in die Stadt ein und gingen dann in langem Zuge, je zwei und zwei, an ihrer Spitze Graf Heinrich von Brederode, durch die Straßen nach dem Schlosse. Als Margaretha den Zug sich nähern sah, erschrak sie; doch einer ihrer Räthe, der Graf von Barlaimont, sagte zu ihr: „ce n'est qu'un tas de gueux (das ist nur ein Haufe von Bettlern)!" Einige von den Edelleuten hatten die Worte gehört, und als die Bittsteller darauf sich zu einem Gastmahle

versammelten, ließ Brederode scherzend einen Bettelsack und einen hölzernen Becher bringen und die Reihe herumgehen mit dem Toast: „Vivent les gueux!“ Die ganze Partei nahm diesen Namen gueux oder Geusen an, und sie trugen fortan als Ehrenzeichen am Halse eine Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: „Getreu bis zum Bettelsack.“

Die Statthalterin hatte die Geusen gütig empfangen und ihnen versprochen, ihre Bitte dem Könige vorzulegen, da sie nicht selbst entscheiden könne. Da der König aber mit der Antwort auf sich warten ließ, so entstand Unzufriedenheit nicht blos bei dem Adel, sondern auch bei dem Volke; ja der Pöbel, aufgeregt durch fanatische Prediger, begann in verschiedenen Städten Aufruhr und Tumult, er stürmte und zerstörte die Kirchen und Klöster und zerschlug die Heiligenbilder. Der Adel war bei diesen Tumulten wahrscheinlich nicht ohne Antheil; zuletzt aber, als das Unwesen alles Maß übenschritt, that er Einhalt und nöthigte die Statthalterei zu einem Vertrag, nach welchem die Glaubensrichter ihr Geschäft ruhen ließen. Aber Philipp war damit nicht zufrieden und ließ den Herzog Alba von Italien aus mit einem Heere von 12,000 Spaniern nach den Niederlanden ziehen.

Als man von dem Anzuge des Herzogs, dessen Härte und blutiger Haß gegen die Protestanten bekannt war, hörte, riethen die Muthigsten von dem Adel zu bewaffnetem Widerstande; aber die Gemäßigteren, unter denen auch Hoorn und Egmont, vertrauten noch auf die Gnade des Königs und entschlossen sich abzuwarten, was da kommen werde. Wilhelm von Oranien, der Verschwiegene genannt, weil er mehr dachte, als er sprach, ein Mann von großen Geistesgaben, der in den Niederlanden reich begütert und von Jugend auf ein Liebling Karls V. gewesen war, Statthalter von den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, kannte den König Philipp und seinen Diener Alba besser und war vorsichtiger und klüger als die Andern. Durch seine Spione, die er in Spanien hielt, gewarnt, entschloß er sich zur Flucht nach Deutschland. Ehe er ging, forderte er noch seine Freunde zu dem gleichen

Schritte auf, namentlich den Grafen Egmont, der allzusehr auf seine Verdienste um den König vertraute. Er hatte ja dem König in einem Kriege gegen Frankreich zwei große Siege gewonnen, bei St. Quentin und bei Gravelingen. Alle Bitten und Vorstellungen Wilhelms waren umsonst. Beim Scheiden sprach er: „Egmont, mir sagt eine traurige Ahnung, daß du die Brücke sein wirst, über welche die Spanier ins Land kommen und welche sie abbrechen werden, wenn sie hinüber sind.“ Gleich Wilhelm von Oranien flohen viele andere aus dem Lande; denn auch Margaretha hatte schon wieder mit ihren Verfolgungen und Hinrichtungen angefangen.

Alba zog im August 1567 in Brüssel ein und riß die Statthalterschaft an sich, welche Margaretha nur noch dem Namen nach behielt. Die Stadt war in Angst und Schrecken. Alba stellte sogleich die Inquisition wieder her und setzte ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen ein, welches das Volk den Blutrath nannte; er bestand aus Spaniern, und nur einige niederländische Verräther spielten die Angeber. Alle, welche mit den Geusen in Berührung gestanden oder an den calvinischen Predigten Theil genommen hatten, wurden für Hochverräther erklärt. Da wurden denn alle Tage viele Menschen verbrannt, geköpft, gehängt und geviertheilt; ihre sowie der Flüchtigen Güter wurden eingezogen. Gegen die beiden Grafen Hoorn, und Egmont stellte sich Anfangs Alba, um sie in sein Netz zu ziehen, äußerst freundlich. Sie erschienen in einem großen, von ihm berufenen Staatsrath. Als nach Aufhebung desselben Egmont gehen wollte, um ein mit Albas Sohn angefangenes Spiel zu beendigen, ward er von einem Haufen Soldaten umringt, und der Offizier forderte ihm den Degen ab. „O Oranien, Oranien!“ rief Egmont aus, und als er den Degen abgab, sprach er: „Weit öfter hat er des Königs Ruhm vertheidigt, als meine Brust beschützt.“ Auch Hoorn wurde beim Nachhausegehen verhaftet und gleich Egmont gefangen gesetzt. Allgemeiner Schreck ging bei dieser Nachricht durch die Stadt, und 20,000 Niederländer flohen ins Ausland. Die beiden Grafen wurden vor den Blutrath gestellt und auf die widerrechtlichste Weise zum Tode verurtheilt. Auf dem

Markte zu Brüssel wurden sie öffentlich enthauptet, am 3. Juli 1568.

In demselben J. 1568 begann Wilhelm von Oranien den Waffenkampf mit Alba, und der jetzt anhebende Krieg zwischen den Niederlanden und Spanien dauerte mit geringer Unterbrechung 80 Jahre (1568—1648). Wilhelm hatte sich, als er vor Alba floh, nach seinem Geburtsorte Dillenburg zurückgezogen, zu seinem Bruder Johann dem Aelteren von Nassau-Dillenburg, einem der edelsten Fürsten der damaligen Zeit. Dieser unterstützte nach Kräften die Werbungen seines Bruders, der zu einem Einfall in die Niederlande entschlossen war, und auch die jüngeren Brüder, Ludwig, Adolph und Heinrich, gaben bereitwillig ihr Vermögen her und zogen vereint mit den beiden älteren zur Befreiung der Niederlande aus. Die drei jüngsten von diesen fünf edlen Heldenbrüdern starben für die Unabhängigkeit der Niederlande und die Freiheit der Gewissen auf dem Schlachtfelde, Wilhelm durch Meuchelmord. Die ersten Unternehmungen der Oranier mit ihren wenig ausgebildeten Truppen mißlangen, Alba konnte seine grausamen Bedrückungen fortsetzen; als er aber ungerechtfertigte Steuern auszuschreiben begann, da erhob sich überall im Lande ein ernster Widerstand. Die Busch- oder Waldgeusen kämpften im kleinen Kriege zu Lande, während die Wasser- oder Meergeusen, deren Zahl durch die gezwungenen Auswanderungen sich von Tag zu Tag mehrte, mit Muth und Glück zur See fochten und sich mehrerer Städte bemächtigten. Der spanische Hof sah endlich ein, daß Albas Härte und Grausamkeit nur Böses schuf, und rief ihn im J. 1573 zurück. In den 6 Jahren seiner Wirksamkeit waren 18,600 Niederländer auf dem Blutgerüste gestorben.

Unter den folgenden Statthaltern setzte sich der Kampf fort, in den südlichen wie in den nördlichen Provinzen, mit abwechselndem Glück und mit gleicher Erbitterung und Grausamkeit auf beiden Seiten, obgleich Wilhelm bemüht war, den Greueln auf seiner Seite zu steuern. Im Süden blieben die Spanier Herr, in den nördlichen Provinzen behaupteten sich die Niederländer. Diese traten im J. 1579 in ein festes Bünd-

niß zusammen, die Utrechter Union, und gründeten, von der spanischen Herrschaft sich völlig lossagend, eine vereinigte Republik von 7 freien Staaten: Geldern, Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Overyssel und Gröningen. Sie nannten sich die Generalstaaten von Holland und wählten zu ihrem Statthalter Wilhelm von Oranien. Sie erklärten, daß sie sich durch diesen Schritt dem heil. römischen Reiche nicht entziehen wollten; da sie aber in ihrem Ringen für die Freiheit von den deutschen Fürsten völlig im Stiche gelassen wurden, so trennte sich in der Folge Holland ganz von Deutschland. Wilhelm, auf dessen Kopf Philipp einen Preis von 25,000 Ducaten gesetzt hatte, war rastlos thätig, die Freiheit des Landes fest zu begründen, und machte bei seinem Wahlspruch: „in Stürmen ruhig" stets weitere Fortschritte; da ward er am 17. Juli 1584 auf Anstiften der Jesuiten von einem verruchten Menschen, Balthasar Gerard aus der Franche Comté, in Delft mit drei Kugeln meuchlings niedergeschossen, in einem Alter von 51 Jahren. Sterbend rief er: „Gott, erbarme dich meiner und dieses armen Volkes!" Gerard ward geviertheilt; aber Philipp erhob seine Verwandten in den Adelstand.

Auf Wilhelm folgte in der Statthalterschaft sein 17jähriger Sohn Moritz von Oranien, der sich bald als einen großen Feldherrn und Staatsmann erwies und die Sache der Generalstaaten glücklich hinausführte. Im J. 1609 schlossen sie mit Spanien einen Waffenstillstand auf 12 Jahre; die Spanier erkannten sie also hiermit als einen selbständigen Staat an. Nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde, während des 30jährigen Krieges in Deutschland, in den Niederlanden weitergekämpft, bis sie im J. 1648 durch den westphälischen Frieden allgemein als ein freier Staat anerkannt wurden.

Die südlichen Provinzen, das heutige Belgien, blieben bei Spanien und behielten die katholische Religion, während in Holland durchgehends die calvinistische Kirche herrschte. Im Süden schwand unter der spanischen Herrschaft der Reichthum und der Bürgerstolz; Holland dagegen kam durch seine Freiheit zur schönsten Blüthe. Seine Bevölkerung mehrte

sich durch zahlreiche protestantische Auswanderer aus den spanischen Niederlanden, Frankreich und Deutschland, und ward reich und mächtig durch Fleiß und Unternehmungsgeist. Während seiner Kämpfe mit Spanien hatte sich Holland eine bedeutende Seemacht gebildet, es gründete sich Colonien in fernen Meeren, und seine Industrie und sein Handel wuchsen mit jedem Jahr. Der Handel der deutschen Hansestädte aber sank in demselben Maße, in welchem der holländische stieg.

X. Aus der englischen Geschichte.

1. Die Königin Elisabeth. 1558—1603.

Der König Heinrich VIII. von England (1509—1547) hatte sich vom Papste losgesagt und auf eigene Hand in seinem Lande die Kirche reformirt, ohne jedoch in den äußern Formen viel von der alten Kirche abzugehen. Unter seinem unmündigen Sohne und Nachfolger Eduard VI. führte der Erzbischof von Kanterbury, Thomas Cranmer, die Reformation weiter; als aber nach Eduards frühem Tode (1553) seine Halbschwester Maria (1553—1558), die dem katholischen Glauben anhing und mit Philipp II. von Spanien vermählt war, auf den Thron kam, eine finstere und grausame Königin, welche die Engländer die „blutige Marie" nannten, da sollte der Protestantismus wieder gänzlich ausgerottet werden. Zum Glück starb Marie schon nach 5 Jahren, und nun erhob das Parlament Elisabeth, Heinrichs VIII. Tochter von seiner zweiten Gemahlin, Anna Boleyn, auf den Thron. Elisabeth hatte bisher aus Furcht vor ihrer argwöhnischen und bösartigen Stiefschwester außerhalb Londons in strengster Zurückgezogenheit gelebt, diese Zeit aber eifrig zu ihrer Ausbildung benutzt. Sie war eine Frau von hellem und aufgeklärtem Geiste und wie zum Herrschen geboren. Schön war sie nicht — sie hatte bei schlankem Wuchse etwas breite Schultern und eine zu große Nase — aber sie

war liebenswürdig und freundlich, so daß das Volk mit großer Liebe an ihr hing. Von weiblicher Eitelkeit war sie nicht frei zu sprechen; noch in ihrem Alter hörte sie es gern, wenn man sie mit Venus an Schönheit, mit Minerva an Klugheit und mit Diana an Sittsamkeit verglich. Verheirathet war sie nie, weshalb man sie die jungfräuliche Königin nannte. Sie regierte von 1558—1603.

Elisabeth war Protestantin; sie stellte daher gleich nach ihrem Regierungsantritt die Herrschaft der protestantischen Kirche in England wieder her, weshalb die Katholiken im Lande sie haßten. Doch ging sie in ihrem Reformationswerk kluger Weise nur allmählich vor. Zuletzt wurde in 39 Artikeln die Religion so festgesetzt, wie sie noch heute unter dem Namen der englischen Hochkirche oder der bischöflichen, der Episcopalkirche in England besteht. An der Spitze der Kirchenverwaltung standen Bischöfe, ähnlich wie in der katholischen Kirche; aber das Haupt ist der Monarch. Daneben bestand jedoch noch eine andere protestantische Partei, die Dissenters oder Nonconformisten (die Abweichenden), oder die Puritaner (die Reinen), weil sie die Kirche von allen katholischen Ceremonien gereinigt sehen wollten; auch heißen sie Presbyterianer, da das Kirchenregiment bei ihnen in den Händen von Aeltesten (Presbyter) war.

Eine gefürchtete und gehaßte Gegnerin von Elisabeth war die katholische Königin von Schottland, Maria Stuart, weil sie Ansprüche auf den englischen Thron machte. Sie war eine Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII. und behauptete in Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche, die Ehe Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn sei nicht rechtmäßig, da Heinrichs erste Ehe von dem Papste nicht war gelöst worden, und deshalb könne Elisabeth, die Tochter jener Ehe, nicht Königin sein; der Thron von England gehöre ihr, als der nächsten Verwandtin von Heinrich VIII. Sie führte daher Titel und Wappen einer Königin von England. Maria war in Frankreich erzogen worden und hatte sich, kaum 16 Jahre alt, mit dem nachmaligen König von Frankreich, Franz II., vermählt. Sie war eine Frau von hoher Schönheit und von

gutem Herzen; aber der sittenlose französische Hof hatte sie mit seinem Leichtsinn angesteckt. Als ihr Gemahl nach einer anderthalbjährigen Regierung gestorben war, mußte sie ihr geliebtes Heimatland Frankreich verlassen und in ihr Königreich Schottland zurückkehren (1562).

Während Mariens Abwesenheit hatte in Schottland der protestantische Glaube sich ausgebreitet und feste Wurzel geschlagen, namentlich durch Johann Knox, einen Schüler Calvins. Die schöne 19jährige Königin wurde von dem Volke mit Jubel empfangen; als man aber ihre Anhänglichkeit an Frankreich und die katholische Religion erkannte, wurde man mißtrauisch und befürchtete für den Bestand der protestantischen Kirche. Kaum erlangte sie die Erlaubniß, in ihrer eigenen Kapelle Messe halten zu dürfen. Um in dieser mißlichen Lage eine Unterstützung zu haben, vermählte sich die Königin mit dem schottischen Grafen Heinrich Darnley; weil dieser aber katholisch war, so mißfiel die Ehe den Schotten. Bald kam auch Zwietracht unter die Ehegatten; Darnley war roh, trotzig und hochfahrend, und Maria schenkte ihr Vertrauen einem jungen italienischen Sänger, David Rizzio, den sie zu ihrem Geheimschreiber machte. Der Uebermuth dieses allmächtigen Günstlings reizte den schottischen Adel; es entstand eine Verschwörung, an deren Spitze Darnley selbst stand. Rizzio wurde vor den Augen der Königin erdolcht. Marie faßte nun gegen ihren Gemahl einen tödtlichen Haß und beschloß sich zu rächen. Sie schenkte ihre Gunst dem Grafen Bothwell, einem höchst ausschweifenden und lüderlichen Menschen. In einer Nacht ward das Landhaus, in welchem sich Darnley befand, durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt, und man fand Darnleys Leiche mit der seines Bedienten im nahen Garten liegen. Alles war überzeugt, daß Bothwell der Mörder war und daß die Königin um die Sache gewußt, zumal da sie 3 Monate nach der Ermordung ihres Gatten sich mit Bothwell vermählte. Es entstand eine Empörung; der Adel sammelte ein Heer, bemächtigte sich der Königin und setzte sie gefangen. Sie mußte zu Gunsten ihres unmündigen Sohnes dem Throne entsagen. Aber ein junger

Edelmann entführte die Königin aus dem Gefängniß, und ihre Anhänger sammelten ein Heer. Das Heer ward geschlagen, und Marie mußte fliehen; sie suchte Schutz in England (1568).

Maria hatte in einem Briefe die englische Königin um Aufnahme und Hülfe gebeten und dadurch in große Verlegenheit gebracht; denn sie hatte ihre Ansprüche auf den englischen Thron noch nicht aufgegeben und wurde von den Katholiken, die noch immer eine nicht zu unterschätzende Partei im Lande bildeten, für die rechtmäßige Königin von England gehalten. Maria konnte also für Elisabeth gefährlich werden. Daher beschloß man in ihrem Rathe, Maria in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet sei. Es wurde ein Gericht niedergesetzt, vor welchem die schottische Regierung die Königin der Theilnahme an dem Morde Darnleys anklagte und ihre Anklage durch Briefe bewies, Maria aber erklärte, daß es wider ihre Würde sei, gegen solche Beschuldigungen sich zu vertheidigen. Maria wurde auf ein festes Schloß in Haft gebracht und blieb 19 Jahre lang, bis an ihren Tod, im Gefängniß. Die Katholiken versuchten mehrmals sie zu befreien und stifteten Verschwörungen und Mordversuche gegen Elisabeth an. Die letzte Verschwörung zur Befreiung Mariens und zur Ermordung der Elisabeth war die eines jungen Edelmannes, Namens Babington. Nachdem sie entdeckt und aus Briefen Mariens erkannt worden war, daß sie um den verbrecherischen Plan gewußt, ward sie vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Elisabeth unterschrieb das Urtheil, und zwei ihrer Räthe ließen es am 8. Februar 1587 auf dem Schlosse Fotheringhay vollziehen. Maria Stuart ward enthauptet, in einem Alter von 45 Jahren. Schuldlos war Maria nicht, aber sie hat ihre Vergehungen mehr als genügend gebüßt.

Ob Elisabeth um die Hinrichtung gewußt, oder ihre Räthe, wie behauptet wird, ohne ihren Befehl gehandelt hatten, bleibt ungewiß. Sie zeigte sich wenigstens, als ihr die Nachricht von dem Tode ihrer Gegnerin überbracht wurde,

sehr erschrocken und betrübt und entsetzte die Räthe ihres Amtes.

Elisabeth hat sich um England die größten Verdienste erworben; sie ist die Begründerin von Englands Seemacht und belebte die Gewerbthätigkeit und den Handel ihrer Unterthanen in hohem Maße. Die Protestanten, welche wegen ihres Glaubens aus Frankreich und den Niederlanden flüchtig gehen mußten, fanden in England eine bereitwillige Aufnahme und lohnten dem neuen Vaterlande mit ihrem Fleiß und ihrer gewerblichen Geschicklichkeit. Von ihrer Königin aufgemuntert, fuhren die englischen Seeleute, den Portugiesen und den Spaniern nacheifernd, auf allen Meeren umher und brachten reiche Schätze mit nach Hause. Der Seeheld Franz Drake, derselbe, welcher die Kartoffeln nach Europa brachte, war der erste Engländer, der die Welt umsegelte (1580). Für den Seehandel wurden neue Wege eröffnet; es bildeten sich Handelsgesellschaften, die mit Rußland, mit der Levante in Verkehr traten. Im J. 1600 wurde die erste Handelsgesellschaft nach Ostindien gestiftet. In Nordamerika gründete Walter Raleigh die erste Colonie; er nannte das in Besitz genommene Land nach seiner jungfräulichen Königin Virginia, Jungfrauenland.

Die Engländer bildeten sich zugleich mit den Holländern zu tüchtigen Seehelden heran in den Kämpfen mit den Spaniern. Philipp II. von Spanien haßte die Königin von England. Er war der Gemahl ihrer Schwester und Vorgängerin Marie gewesen und hatte nach deren Tode um ihre Hand geworben, um sich zum Herrn von England zu machen; aber er war zurückgewiesen worden. Als eifriger Katholik sah er es mit Schmerz, wie Elisabeth in England den Katholicismus immer mehr unterdrückte und wie unter ihrer Regierung dies protestantische Land einen schönen Aufschwung nahm. Dazu kam, daß Elisabeth die Niederländer gegen ihn unterstützte, daß die englischen Seefahrer die spanischen Besitzungen in den fremden Welttheilen überfielen und ausplünderten, die spanischen Schiffe auf dem Meere wegnahmen, beraubten und zerstörten. Da entschloß sich endlich Philipp,

zu der Zeit, wo Maria Stuart hingerichtet ward, mit einem gewaltigen Schlage England zu vernichten. In aller Stille rüstete er in den spanischen Häfen eine ungeheuere Flotte. Sie bestand aus 138 riesigen Linienschiffen, die zum Theil schwimmenden Burgen und Festungen ähnlich waren und 2600 Geschütze und 20,000 Mann Soldaten an Bord hatten. Die ganze Bemannung betrug mehr als 30,000 Menschen; unter ihnen waren gegen 700 Mönche und Geistliche und an ihrer Spitze der Großinquisitor, der das Ketzergericht in dem protestantischen Lande einrichten sollte. Man nannte die Flotte die „unüberwindliche", die „katholische", die „glückliche".

Am 29. Mai 1588 lief die unüberwindliche Flotte unter Anführung des Herzogs von Medina Sidonia aus dem Hafen von Lissabon (denn Philipp hatte sich auch der Herrschaft in Portugal bemächtigt) gegen die von dem Papste mit dem Bannfluch belegte Königin von England aus. Langsam und drohend segelte sie in einem großen Halbkreis in den Kanal zwischen Frankreich und England ein. Die Engländer waren nicht unvorbereitet. Sie wußten, daß es sich um ihre Freiheit und ihre Religion handelte, und die heldenmüthige Königin unterließ nichts, was ihren Muth und ihre Opferfreudigkeit anfeuern konnte. Nachdem die spanische Armada in den Kanal eingefahren war, griffen die Engländer, unterstützt von den Holländern, welche vor Kurzem sich von Spanien losgesagt hatten, in ihren kleinen, leicht beweglichen Schiffen die schwerfälligen Schiffe der Spanier muthig an und setzten ihnen täglich zu, daß sie einen Verlust nach dem andern erlitten. Stürme und widrige Winde thaten das Ihrige; die unbehüflichen spanischen Kolosse stießen in dem unbekannten Meere auf Klippen und Untiefen. Zuletzt vollendete eine Schlacht, die von Morgen bis Abend dauerte, die Niederlage der Spanier. Der Rest der Armada flüchtete, da ein heftiger Südwind den Rückzug durch den Kanal nicht gestattete, durch die Nordsee hinauf und um Schottland herum der Heimat zu. In Spanien war große Trauer; denn die meisten Familien hatten Verluste aus ihrer Mitte zu be-

klagen. Philipp aber unterdrückte seinen Schmerz, und als Medina Sidonia, für sein Leben fürchtend, sich bei seiner Rückkehr ihm zu Füßen stürzte, sprach er ruhig: „Steht auf; ich habe euch zum Kampfe gegen Menschen, nicht aber gegen Sturm und Klippen gesandt.“

Nach dieser Niederlage der unüberwindlichen Flotte stieg der Ruhm der englischen Seeleute immer mehr. Spanien aber, das bisher die erste Macht Europas gewesen, sank in demselben Maße, wie die protestantischen Seemächte sich hoben.

---

2. Die Stuarts auf dem englischen Thron. Cromwell. 1603—1689.

Mit dem Tode der Elisabeth (1603) erlosch das Haus Tudor auf dem englischen Thron, und es folgte der nächste Verwandte, der König Jacob VI. von Schottland, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart Er nannte sich als König von England Jacob I. (1603—1625). Da er eine überschwängliche Ansicht von den Rechten der königlichen Macht hatte und eine Vorliebe für den Katholismus zeigte, aber doch durch das Parlament*) gehindert war, die weitgehenden Erwartungen der Katholiken zu erfüllen, so verdarb er es mit allen Parteien. Unter den Katholiken entstand sogar die s. g. Pulververschwörung, die zum Zweck hatte, den König mit dem Parlamente in die Luft zu sprengen, aber noch rechtzeitig entdeckt ward. Jacob hinterließ seinem Sohne Karl I. (1625—1649) das Reich in der größten Aufregung, und dieser besaß die Kraft nicht, dieselbe zu beschwichtigen; im Gegentheil, der Riß zwischen dem König und seinem Volke wurde immer größer und erweiterte sich zu einem Abgrund, der ihn verschlang.

*) Das Parlament bestand aus dem Oberhaus, der Vertretung des hohen Adels und der Geistlichkeit, und dem Unterhaus, der Vertretung des niederen Adels, der Bürger und Bauern.

Karl begünstigte die Katholiken in seinem Lande offener als sein Vater und hatte mit diesem die gleiche Ansicht von der unumschränkten Macht der Könige, die er mit unkluger Rücksichtslosigkeit und Gewalt durchzusetzen suchte. Dadurch kam er in einen verderblichen Zwiespalt mit dem Unterhause, das sich mit großer Zähigkeit seinen Angriffen auf die Verfassung widersetzte. Dreimal schon hatte er das Parlament aufgelöst und dabei die heftigsten Gegner wegen ihres Ungehorsams mit Geld und Gefängniß bestraft, und versuchte nun 11 Jahre ohne Parlament zu regieren. Während dieser Zeit erlaubte er sich, unbefugt hohe Steuern aufzulegen; er verfolgte die Puritaner und führte eine neue, durch den Bischof Laud entworfene, der katholischen Kirche sich nähernde Liturgie mit strengen Maßregeln ein. Das rief aber in Schottland einen Aufruhr hervor, der zum förmlichen Krieg zwischen dem König und den Schotten ausartete. Dadurch sah sich der König genöthigt, in England das Parlament zu berufen (1640). Man nennt dieses, da es bis zum J. 1648 zusammenblieb, das lange Parlament.

Da Karl I. auch gegen dieses Parlament bald wieder verfassungswidrige Maßregeln ergriff, so riß dieses alle Gewalt an sich und stellte sogar zu seinem Schutze ein Heer auf. Es kam zu einem Kriege zwischen dem Parlament und dem König, zu einem Bürgerkrieg, der sich verderblich über das ganze Land ausbreitete. Anfangs war das Glück auf des Königs Seite; als aber die Schotten sich mit den Engländern verbanden und im J. 1644 ein Heer von 20,000 Mann zu Hülfe schickten, wurde er in zwei Schlachten entscheidend geschlagen, so daß er in das Lager der Schotten floh und sich in deren Hand gab (1646). Im folgenden Jahre lieferten die Schotten gegen Zahlung von 400,000 Pfund Kriegskosten den König an das englische Parlament aus, welches ihn in enge Haft nahm.

In diesem Kriege hatte sich besonders Oliver Cromwell als Unterfeldherr des gegen den König kämpfenden Generals Fairfax ausgezeichnet, ein exaltirter Puritaner, der hinter seinem religiösen Eifer eine maßlose Herrschsucht barg.

In einem Alter von 29 Jahren war er in das Unterhaus gewählt worden, wo er seine streng puritanische Richtung geltend machte, ohne jedoch einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen. Sein Aeußeres war häßlich und abstoßend, er war unsauber in seiner Kleidung, grob in seinen Sitten. Mit größerem Erfolg trat er im Felde auf, als ihm das Parlament den Auftrag gab, eine Reiterschwadron zu werben. Hier erwies er sich als einen äußerst tüchtigen Feldherrn, der in seiner Truppe die strengste Mannszucht handhabte und sie mit religiöser Begeisterung und großer Tapferkeit zu erfüllen wußte. Aus den Puritanern hatte sich eine religiöse Partei herausgebildet, die Independenten (die Unabhängigen), welche keine Kirchenältesten mehr anerkannten und verlangten, daß Christus allein das Haupt der Gemeinde sein sollte. Auch im Staate wollten sie kein Oberhaupt; sie waren Republikaner. An diese Secte schloß sich Cromwell an, um sie zu seinen Zwecken zu benutzen. Die Independenten herrschten im Heere und Cromwell war ihr Haupt. Im Parlament hatten die Presbyterianer noch die Ueberhand; aber die Independenten entrissen ihnen die Gewalt. Das Heer bemächtigte sich der Hauptstadt, und die Offiziere sprengten das Parlament auseinander (December 1648); es blieben nur noch 60 Mitglieder in demselben zurück, und diese waren alle eifrige Independenten. Man nannte sie das Rumpfparlament.

Die Independenten und Cromwell hatten sich auch des unglücklichen Königs bemächtigt und klagten ihn nun als einen Verräther und Feind des englischen Volkes auf den Tod an. Es ward ein Gerichtshof eingesetzt, zu dem auch Cromwell gehörte, und der König wurde verurtheilt. Am 30. Januar 1649 fiel sein Haupt unter dem Beile des Henkers. Cromwell hatte von einem Fenster aus der Hinrichtung zugesehen und sagte, als man das blutige Haupt „des Verräthers" dem Volke gezeigt, ruhig zu den Umstehenden: „Jetzt ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten."

Gleich nach der Hinrichtung des Königs erklärte das Rumpfparlament England zur Republik, welche von 1649—1660 dauerte. Anfangs führte in derselben ein Staatsrath aus 41 Mitgliedern die Regierung; aber die Seele der jungen Republik war Cromwell, der seine Herrschaft auf die Armee stützte. Als die Irländer und die Schotten den flüchtigen Sohn des hingerichteten Karl I., Karl II., als König anerkannten und seine Wiederherstellung mit den Waffen erzwingen wollten, warf Cromwell beide nieder und erstickte den Aufstand in Strömen Blutes. Auch in England wurden die königlich Gesinnten mit blutiger Härte verfolgt. Das Volk litt unter dem militärischen Drucke Cromwells weit mehr, als unter den Königen; aber sein Herrschergeist erhob doch England zu großer Macht und Blüthe. Kaum waren Karl und die Schotten besiegt und der Prätendent zur Flucht gezwungen, so erließ das Parlament auf Cromwells Antrieb die Schifffahrtsacte (1651), wonach bei Strafe der Confiscation von Schiff und Ladung andre seefahrende Nationen fortan keine Waaren, außer solchen, welche in ihrem Lande erzeugt waren, auf eigenen Schiffen nach England bringen durften. Dieses Gesetz war besonders gegen die Holländer gerichtet, die damals die ersten Frachtfahrer der Welt waren und durch den Zwischenhandel zwischen den verschiedenen Nationen großen Reichthum gewannen. Die Holländer erklärten England den Krieg (1652); aber das gerade wollte Cromwell. England führte den Krieg außerordentlich glücklich; sein Admiral Blake schlug die berühmten Seehelden Ruyter und Tromp im J. 1653 in einer dreitägigen Seeschlacht so schwer aufs Haupt, daß die Holländer die Ueberlegenheit Englands zur See anerkennen mußten und den Frieden suchten (1654). Sie hatten während dieses Krieges 1700 Kauffahrteischiffe eingebüßt, mußten im Friedensschluß die Schifffahrtsacte (Navigationsacte) anerkennen und die Stuarts, welche bisher dort Schutz gefunden, aus ihrem Lande entfernen. Auch die Spanier, von welchen die Republik freien Handel nach Westindien und Aufhebung der Inquisition forderte, wurden in einem Kriege hart mitgenommen.

So gelangte England durch Cromwell nach außen zu hohem Ansehen; aber im Innern herrschte der Despotismus. Noch vor dem Friedensschluß mit Holland hatte er das Rumpfparlament mit Gewalt geschlossen und ein anderes Parlament nach seinem Sinne aus lauter gottesfürchtigen, höchst gläubigen Leuten von der größten Sittenstrenge wählen lassen; er hatte sich die höchste Gewalt auf Lebenszeit zuerkennen lassen unter dem Titel eines Lord-Protektors der Republik. Als auch das neue Parlament sich nicht gefügig genug erwies, wurde es gleichfalls auseinandergejagt; und nun herrschte Cromwell unumschränkt und mit solchem Drucke, daß die größte Unzufriedenheit, Aufstände und Verschwörungen entstanden, die jedoch alle unschädlich gemacht wurden. In den letzten Jahren fühlte der mächtige Alleinherrscher sich unsicher und unglücklich. Er lebte in trauriger Einsamkeit in steter Furcht vor Angriffen auf sein Leben, mit tief verdüstertem Gemüthe. So starb er im J. 1658, in einem Alter von 59 Jahren.

Nach Cromwells Tode erhielt sein Sohn Richard die Würde eines Protektors; aber er legte sie, im Gefühl seiner Schwäche, schon im nächsten Jahre nieder, und im J. 1660 wurde durch den General Monk zur Zufriedenheit des größten Theils des Volkes die Monarchie wieder hergestellt. Der Sohn des hingerichteten Karl, Karl II., wurde König (1660 bis 1685), und nach diesem sein Bruder Jacob II. (1685 bis 1688). Da dieser die Verfassung mißachtete und den Katholicismus wieder zur Herrschaft bringen wollte, so riefen die Engländer den Gemahl seiner ältesten Tochter Maria, Wilhelm von Oranien, den Statthalter der Niederlande, herbei und übergaben ihm, nachdem er die Freiheiten der Nation beschworen hatte, die Regierung. Er regierte als König Wilhelm III. von 1689—1702.

XI. Aus der französischen Geschichte.

1. Die Pariser Bluthochzeit. 1572.

Der König Heinrich II. von Frankreich (1547—1559), von welchem zur Zeit Karls V. dem deutschen Reiche Metz, Toul und Verdun entrissen worden waren (S. 56), hatte 4 Söhne, von denen die 3 ältesten schnell hinter einander Könige wurden, weil keiner lange lebte. Der älteste, Franz II., der Gemahl der Maria Stuart, regierte nur von 1559—1560, der nächste, Karl IX., der als Knabe von 10 Jahren den Thron erhielt, von 1560—1574, und der dritte, Heinrich III., von 1574—1589. Schon unter ihrem Vater und Großvater hatte sich trotz aller Verfolgung die reformirte Lehre des Calvin in Frankreich verbreitet; man nannte ihre Anhänger Hugenotten, ein Name, der von Tours ausgegangen sein soll. Dort herrschte nämlich der Aberglaube, daß ein Gespenst, das man den König Hugo nannte, Nachts durch die Straßen wandle, und da die Reformirten nur zur Nachtzeit ihre Versammlungen zu halten wagten, so gaben ihnen die Katholiken den Spottnamen Huguenots.

Die blutigen Verfolgungen, welche die Hugenotten zu erleiden hatten, mehrten nur ihre Zahl. Zur Zeit, wo der 15½jährige Franz II. zur Regierung kam, bildeten sie schon eine mächtige Partei, an deren Spitze zwei königliche Prinzen standen: Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, welcher durch Heirath zu dem Titel eines Königs von Navarra und zum Besitze von Bearn gelangt war, und sein Bruder Ludwig von Condé. An der Spitze der katholischen Partei stand der Herzog Franz von Guise, aus dem Hause Lothringen, und die Königin Mutter, Katharina von Medicis, eine Italienerin, ausschweifend und herrschsüchtig, voll Arglist und Tücke, erfüllt von fanatischem Hasse gegen die Protestanten. Sie und die Familie der Guisen beherrschten vollständig den jungen, schwachen König und benutzten ihre

Macht zur Unterdrückung der Hugenotten; der protestantische Gottesdienst wurde bei Lebensstrafe verboten, Hohe und Niedere starben auf dem Blutgerüste und dem Scheiterhaufen. Als nach Franzens Tod die Königin Mutter sich die Vormundschaft über Karl IX. angeeignet hatte, wurden die religiösen Verfolgungen in gesteigertem Maße fortgesetzt, so daß die Hugenotten endlich unter Anführung des Prinzen Condé und des Admirals Coligny die Waffen ergriffen. Ein gräuelvoller Religions- und Bürgerkrieg verbreitete sich über alle Provinzen und entbrannte, kaum beschwichtigt, immer aufs neue. Die Katholiken vermochten nichts gegen die Hugenotten auszurichten; als man im J. 1570 zum drittenmal Frieden schloß, mußte diesen freie Religionsübung in allen Städten außer Paris und außer der Stadt, wo sich der Hof aufhielt, zugestanden werden; auch räumte man ihnen zu ihrer Sicherheit 4 feste Plätze ein, darunter das starke La Rochelle.

Da durch Gewalt nichts zu erreichen gewesen war, so suchte Katharina von Medicis durch List ihre Feinde zu verderben. Sie verlobte ihre Tochter Margaretha, des Königs Schwester, mit dem jungen Heinrich von Navarra, dem Sohne des 1562 verstorbenen Anton von Navarra, der als eins der Häupter der reformirten Partei an seines Vaters Stelle getreten war. Die Vermählung geschah am 18. Aug. 1572. Kurz vorher starb plötzlich Heinrichs Mutter, die sich durch die verstellte Freundlichkeit Katharinens nach Paris hatte locken lassen. Man sagte, sie sei an vergifteten Handschuhen gestorben, und hielt Katharina für die Urheberin; denn diese verstand sich gut auf Giftmischerei. Auch der junge Prinz Heinrich von Condé, der Vetter Heinrichs von Navarra, und der Admiral Coligny waren nach Paris zu der Hochzeitsfeier eingeladen und mit vielen Freundlichkeiten überhäuft worden, so daß sie vermeinten, alle Feindseligkeit sei geschwunden. Der junge König selbst scheint auch nichts Arges gedacht zu haben; ja Coligny stieg sichtlich von Tag zu Tag in seiner Gunst, so daß Katharina befürchtete, allen Antheil an der Regierung zu verlieren. Daher beschloß sie, Coligny rasch aus dem Wege zu schaffen. Als dieser am 22.

August arglos durch die Straßen von Paris ging, trafen ihn aus einem mit einem Vorhange versehenen Fenster zwei Kugeln eines von Katharina und ihrem Anhange gedungenen Meuchelmörders. Dem Admiral wurde ein Theil des Zeigefingers der rechten Hand weggerissen und der linke Arm schwer verwundet. Bei der Nachricht über diese That zeigte der König den größten Unwillen, und er versicherte dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé, welche Paris sogleich verlassen wollten, daß er die Anstifter, Ausführer und Mitwisser der That aufs strengste bestrafen werde. Auch Katharina stellte sich höchst entrüstet. Sie machte noch an demselben Tage mit dem König und den nächsten Verwandten dem Admiral einen Besuch; aber schon in der Nacht vom 23. auf den 24. August brachte sie ihren schwarzen Plan in der furchtbarsten Weise zur Ausführung. Nicht blos Coligny, sondern auch die andern Häupter der Reformirten sollten durch einen Schlag vernichtet werden.

Nach dem Besuche bei Coligny begaben sich Katharina und ihre Vertrauten zu dem König und brachten ihm die Meinung bei, die reformirte Partei rüste sich wegen der Verwundung Colignys zum Kampfe gegen ihn; man müsse der Gefahr durch rasches Handeln zuvorkommen und in einer Nacht die Führer der Hugenotten nebst allen andern, deren man habhaft werden könne, ermorden. Der schwache König gerieth in Schrecken und Zorn und schwur zuletzt nach seiner Gewohnheit mit starken Flüchen, er wolle, daß alle Hugenotten in Frankreich getödtet würden und daß man sogleich für die Ausführung sorge. Der junge Herzog von Guise erhielt den Auftrag, den Admiral Coligny ermorden zu lassen, der Marschall von Tavannes übernahm es, die Anführer der Bürgermiliz, welche um Mitternacht auf dem Stadthause versammelt wurden, für die Theilnahme an dem Mordplane zu gewinnen. Am nächsten Abend um 9 Uhr sollte mit der Glocke des Louvre das Zeichen zum Morde gegeben werden; zur Unterscheidung von den Hugenotten sollten die Katholiken während des Gemetzels ein weißes Tuch am Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen. Nur der König von

Navara und Condé sollten als Prinzen königlichen Geblütes verschont werden.

Die Vorkehrungen zu dem furchtbaren Ueberfall wurden mit solcher Verschwiegenheit getroffen, daß kein Hugenott etwas davon erfuhr. Als der verhängnißvolle Abend erschien und es zu dunkeln begann, erwartete der König mit bangem Herzklopfen die bestimmte Stunde. Die Mutter blieb stets an seiner Seite und sprach ihm Muth zu; sie mußte ihm zuletzt den Befehl zum Läuten der Glocke abnöthigen. Darauf ging er in höchster Unruhe aus seinem Cabinet in ein Vorzimmer und sah zitternd zum Fenster hinaus. Auch hier wichen seine Mutter und sein Bruder, der Herzog von Anjou, nicht von ihm. Sie wünschten den Befehl wieder zurücknehmen zu können; aber schon hatte das Blutbad begonnen. Guise hatte sich mit Bewaffneten zu der Wohnung Colignys begeben; das Haus ward besetzt, und einige der Bewaffneten stürmten die Treppe hinauf und drangen unter dem Rufe: „Mord und Tod!“ mit gezücktem Schwert in das Schlafzimmer des verwundeten Admirals. Coligny hatte sich sogleich bei dem Lärmen vom Lager erhoben und stand da, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Einer der Mörder rief ihn an: „Bist du Coligny?“ Er antwortete: „Junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinem grauen Haar.“ In demselben Augenblick stieß ihm jener den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus und hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, bis der Unglückliche kein Lebenszeichen mehr gab. Dann trat er ans Fenster und rief hinaus: „Es ist geschehen!“ Aber Guise schrie herauf: „Der Graf von Angoulème will es nicht eher glauben, als bis er den Leichnam vor seinen Füßen sieht!“ Der Gemordete ward zum Fenster hinausgeworfen. Angoulème wischte ihm das Blut aus dem Gesicht und überzeugte sich, daß es der rechte Mann war, und gab ihm dann einen Tritt mit dem Fuße. Die verstümmelte Leiche wurde durch die Straßen geschleift und zuletzt an den Galgen gehängt.

Unterdeß hatten sich auch die katholischen Bürger mit dem weißen Band am Arm durch die Straßen verbreitet, während die Protestanten, durch den Tumult und den Lärm

aufgeschreckt, zum Theil noch schlaftrunken und unbekleidet, an die Fenster, vor die Thüren stürzten und, die ungeahnte Gefahr erkennend, sich zu retten suchten, wie und wo sie konnten. Die Mörder, durch die Leute des Hofes zur Wuth entflammt, stießen nieder, wer ihnen auf der Straße begegnete, sie drangen in die Häuser ein und würgten und plünderten. Hauswirthe stachen ihre Miethsleute nieder, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften. Kein Alter, kein Geschlecht ward geschont. Eine furchtbare Nacht! Durch ganz Paris tobte der Mord; überall Knallen der Flinten, Gebrüll der Mörder, Geschrei und Klagen der Gemordeten. Schrecklicher konnte ein fremder Eroberer nicht wüthen in einer erstürmten feindlichen Stadt, wie hier Bürger gegen Bürger derselben Gemeinde, desselben Vaterlandes. Der König, Anfangs so muthlos und ängstlich, gerieth unter dem allgemeinen Toben selbst in eine Art von Wuth; er rief wiederholt zum Fenster hinaus: „Tödte, tödte!" und schoß mit einer Flinte unter einen Haufen von Hugenotten, die sich über den Fluß retten wollten. Als der Morgen anbrach, waren die Straßen und die Häuser angefüllt mit Blut und Leichen und röchelnden Sterbenden. Ueber 3000 hatten den Tod gefunden; ein großer Theil derselben wurde mit eisernen Haken in die Seine geschleppt. Noch drei Tage dauerte das Morden fort und verbreitete sich über die meisten Provinzen. Im Ganzen sollen 30,000 Hugenotten getödtet worden sein, nach andern Angaben sogar 100,000.

Heinrich von Navarra und Condé waren während der Schlächterei zu dem König gerufen worden, und dieser hatte sie mit wilder Miene angeschrien: „Messe, Tod oder Bastille!" Heinrich trat, um sich zu retten, sogleich zur katholischen Religion über, später auch auf längeres Zureden Condé; beide kehrten jedoch bald wieder zu ihrer früheren Religion zurück. Auch viele von den übrigen Protestanten nahmen damals die katholische Religion an; nur wenige wagten noch offen ihren Glauben zu bekennen.

Das war die schreckliche Pariser Bluthochzeit, wie man sie nannte, weil sie bald auf die Hochzeit Heinrichs von

Navarra folgte. Sie heißt auch die Bartholomäusnacht wegen des darauffolgenden Bartholomäustages. Mit Abscheu hörten die Protestanten und die redlich Denkenden unter den Katholiken Europas die Kunde von dieser verruchten, unmenschlichen That. Aber Philpp II. von Spanien stellte Freudenfeste an; der Papst Gregor XIII. hielt eine feierliche Danksagungsmesse, ließ Kanonen lösen und Freudenfeuer abbrennen.

Karl IX. wurde seit der Bartholomäusnacht unaufhörlich von den Qualen des Gewissens verfolgt; schlafend und wachend glaubte er, die blutigen Leichen der Gemordeten zu sehen, und beklagte weinend, leichtsinnig dem bösen Rathe gefolgt zu sein. Er starb an einer versiegenden Krankheit schon nach 2 Jahren (1574), in einem Alter von nicht ganz 24 Jahren. Unter seinem Bruder und Nachfolger, Heinrich III. (1574—1589), erneuerten sich die Religionskriege wieder. Er ward, während er das aufständische Paris belagerte, von einem Dominikanermönch ermordet. Mit ihm starb das Haus Valois aus, und es folgte ihm sein nächster Verwandter, Heinrich von Navarra, als Heinrich IV., der erste französische König aus dem Hause Bourbon.

---

2. Heinrich IV., König von Frankreich. 1589—1610.

Heinrich IV., von den Franzosen auch „der Große" genannt, war ein ritterlicher, tapferer Mann, an welchem seine Krieger mit Begeisterung hingen, aber von mildem, heiterem Wesen und von den reinsten Absichten für das Wohl seiner Unterthanen beseelt, großmüthig gegen den besiegten Feind, wacker und stets thätig. Er mußte sich erst den ererbten Thron erkämpfen; denn die katholische Partei, an deren Spitze der Herzog von Mayenne, aus dem Hause der Guisen, stand, wollte den protestantischen König nicht anerkennen und einen Andern auf den Thron setzen. Heinrich erfocht im J. 1590

einen herrlichen Sieg bei Ivry, bei welchem aber auf der gegnerischen Seite wenig französisches Blut floß; denn Heinrich rief seinen Truppen zu: „Schont die Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!“ So blieben fast alle Spanier auf dem Schlachtfeld. Philipp II. von Spanien nämlich hatte den Katholiken gegen Heinrich ein Hülfsheer zugeschickt. Nach dem Siege bei Ivry zog Heinrich gegen Paris, das ihm die Thore verschlossen hatte. Er belagerte es und brachte die Stadt in die größte Noth — fast 13,000 Menschen sollen vor Hunger gestorben sein — aber er vermochte sie nicht zu nehmen. Da er befürchten mußte, daß der Bürgerkrieg sich noch lange hinausziehen würde, so entschloß er sich im J. 1593, zur katholischen Kirche überzutreten. Paris öffnete ihm jetzt die Thore, und die Katholiken im ganzen Reiche ließen allmählich von ihrem Widerstande ab. Sie vertrauten auf seine Großmuth. Bei seinem Einzuge in Paris hatte er gesprochen: „Ich will alles vergessen. Meine Siege kommen von Gott; er vergibt uns, wenn wir es auch nicht verdienen, wie sollte ich meinen Unterthanen nicht verzeihen?“

Nachdem Heinrich seine katholischen Unterthanen gewonnen hatte, sorgte er auch für seine alten Glaubensgenossen, die Protestanten, welche durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche nicht wenig beunruhigt worden waren. Im J. 1598 unterzeichnete er das Edict von Nantes, welches dem 36jährigen Religionskriege ein Ende machte. Das Edict gewährte den Reformirten mit geringer Einschränkung freie Religionsübung und bürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken, so daß sie zu allen öffentlichen Aemtern Zugang hatten. Auch bekamen sie einige feste Sicherheitsplätze.

Während seiner ganzen Regierung war Heinrich unermüdlich thätig für die Wohlfahrt seines Landes. Die überflüssigen Soldaten wurden abgeschafft und gezwungen, unangebaute Felder urbar zu machen. Er sorgte für die öffentliche Sicherheit, indem er dem Räuberwesen steuerte, das durch die langen innern Unruhen sehr zugenommen hatte. Vornehmlich wandte er dem Ackerbau, als der Grundlage alles Wohlstandes, seine Aufmerksamkeit zu. Noch heute erinnert

sich der französische Bauer gern seines Wortes: „Ich wollte, daß jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe hätte." Auch für Hebung des Handels und des Gewerbfleißes wurde mit Eifer gesorgt; Kanäle wurden gebaut, Flüsse schiffbar gemacht, Landstraßen wurden angelegt und verbessert, die Zölle verringert. Um das Geld, welches für Luxuswaaren über die Grenze ging, im Lande zu behalten, munterte der König zum Anbau des Maulbeerbaums auf, den er selbst in seinen Gärten pflanzte, und zur Errichtung von Seidenmanufakturen, sowie zur Gründung von Gold- und Silberstofffabriken. Diese Gewerbthätigkeit fand besonders Boden zu Lyon und wurde später eine Hauptquelle des Reichthums von Frankreich.

Bei allen diesen Bestrebungen bediente sich der König vornehmlich der Hülfe seines Ministers und treuen, edlen Freundes, des Herzogs von Sully, eines klugen, einsichtsvollen Staatsmannes, von festem und ausdauerndem Willen und unermüdlicher Thätigkeit. In der kurzen Zeit seiner Regierung hatte der König mit Unterstützung Sullys das durch die Bürgerkriege zerrüttete und tief verschuldete Frankreich, in welchem Ackerbau, Industrie und Handel völlig darniederlagen, wieder zu glänzender Blüthe erhoben.

Die großen Verdienste Heinrichs um sein Reich wurden von vielen seiner Unterthanen nicht anerkannt; namentlich hielt ihn ein großer Theil der Katholiken für einen verkappten Protestanten, der die Ketzer allzusehr begünstige. Schon 1594 hatte ihn ein verführter Katholik in seinem Zimmer ermorden wollen, aber fehlgeschossen. Später wiederholten sich Verschwörungen gegen sein Leben. Ja auch seine Gemahlin, Maria von Medicis, soll es mehr mit seinen Feinden gehalten und ihn gehaßt haben. Als der König im Frühjahr 1610 gegen die Niederlande ausziehen wollte, zu einem Angriffskriege gegen das östreich-spanische Haus, wurde die Königin auf ihr eigenes Drängen vorher noch, am 13. Mai, feierlich zu St. Denys gekrönt, damit sie im Nothfalle die Regierung des Reiches übernehmen könnte. Heinrich selbst war wenig damit einverstanden ge-

wesen. „Wie sehr mißfällt mir diese Krönung", hatte er zu Sully geäußert, „mein Herz sagt mir, daß ein Unglück bevorsteht; ich werde in Paris sterben." Am Tage nach der Krönung fuhr der König mit mehreren Begleitern in einem offenen Wagen durch die Straßen von Paris. Als man in einer engen Straße wegen mehrerer entgegenkommender Wagen still halten mußte, sprang Franz Ravaillac, ein unbekannter Mensch, plötzlich auf das Hinterrad des königlichen Wagens und versetzte dem König, ohne daß es seine Begleiter merkten, zwei Dolchstiche in die Brust. Mit dem Ausrufe: „Mein Gott, ich bin verwundet!" sank der König todt zusammen. Er war ins Herz getroffen. Heinrich IV. starb in einem Alter von 57 Jahren (14. Mai 1610).

Ravaillac war nach seiner That am Wagen stehen geblieben und hatte sich ruhig ergreifen lassen. Er erklärte im Verhör, er habe einen Tyrannen, Heuchler und Feind des Papstes ermorden wollen; Mitverschworene habe er nicht. Doch soll er geäußert haben, man würde wie angedonnert sein, wenn er solche nenne; des Königs Beichtvater, der Jesuit Cotten, besuchte ihn im Gefängniß und ermahnte ihn, keine ehrlichen Leute anzugeben und mit sich ins Unglück zu ziehn. Der Mörder wurde auf entsetzliche Weise hingerichtet. Er ward mit glühenden Zangen am ganzen Leibe zerrissen, dann goß man geschmolzenes Blei und Schwefel in die Wunden und ließ ihn von vier schwachen Pferden, an welche seine Arme und Beine gebunden waren, in vier Stücke zerreißen. Die Pferde hatten eine volle Stunde zu arbeiten, bis das blutige Werk geschehen war. Aber das Volk ergötzte sich an den Martern des Bösewichts, der ihm den geliebten König gemordet hatte. Noch heute gedenkt das französische Volk mit Liebe seines großen, edlen Königs.

Heinrichs ältester Sohn, Ludwig XIII., war beim Tode seines Vaters noch nicht 9 Jahre alt. Die Mutter, Maria von Medicis, bemächtigte sich sogleich der Vormundschaft. Nachdem der König, sein Leben lang ein kraftloser, unthätiger Mann, volljährig geworden, regierte das Reich an seiner Statt Armand Johann du Plessis, Cardinal und

Herzog von Richelieu, von den Franzosen der „blutige Cardinal“ genannt, aber ein Staatsmann von großem Geiste und starkem Willen. Dieser hob im Innern die königliche Gewalt, indem er rücksichtslos die Macht des Adels sowie die politische Macht der protestantischen Partei vernichtete; nach außen befolgte er die Politik Heinrichs IV., die habsburgische Macht zu brechen. Darum betheiligte sich, wie wir gesehen, Frankreich an dem 30jährigen Kriege in Deutschland. Richelieu starb im J. 1642, und bald nach ihm, im J. 1643, auch sein König Ludwig XIII.

Zweiter Zeitraum.

Vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

1648—1789.

XII. Ludwig XIV., König von Frankreich.

1643—1715.

Der Sohn und Nachfolger Ludwigs XIII. war Ludwig XIV. Er zählte bei dem Tode seines Vaters erst fünf Jahre und hat 72 Jahre, länger als irgend ein anderer Monarch, den königlichen Namen getragen. Während seiner Minderjährigkeit führte seine Mutter, Anna von Spanien, die Vormundschaft; aber sie überließ die Regierung ganz dem von Richelieu empfohlenen Cardinal Mazarin, der in Allem den Grundsätzen Richelieus folgte. Erst nach Mazarins Tod (1661) übernahm Ludwig XIV. die Leitung des Staates selbst.

Die Zeit, in welcher Ludwig XIV. regierte, heißt in der Geschichte gewöhnlich das Zeitalter Ludwigs XIV.; denn er war damals die hervorragendste Persönlichkeit, nach der

in Europa sich alles richtete, um die wie um ihren Mittelpunkt alle Verhältnisse sich drehten. Ludwig war ein selbstsüchtiger, herzloser Despot, der allein in seinem Lande herrschen wollte; keine Größe sollte neben ihm bis zu der Nähe seiner stolzen Höhe emporragen. Deswegen schaffte er die mächtigsten Aemter im Reiche ab und vertheilte ihre Gewalt unter mehrere Personen, die als gefügige Diener des allmächtigen Herrschers die Geschäfte nach dessen Willen führten. Der hohe und niedere Adel des Landes hatten schon durch Richelieu und Mazarin alle Macht verloren und standen ganz im Dienste des königlichen Hofes, dessen Glanz sie erhöhen mußten. Der Grundsatz des Königs war: l' état c'est moi, „der Staat bin ich." Ganz Frankreich und das französische Volk mit seinem Vermögen und seiner Kraft gehörte nach seiner Meinung ihm allein; kein Recht galt ihm gegenüber, er konnte nach Willkür über alles verfügen. Das Volk, eine rechtlose Heerde, sollte nur für seine Zwecke, für sein Vergnügen arbeiten und wurde schonungslos bis zur äußersten Erschöpfung mit Steuern belegt. Denn er brauchte ungeheures Geld. Zur Verherrlichung seiner Person umgab er sich mit einer glänzenden Pracht. An seinem Hofe herrschte eine maßlose Verschwendung, Feste und Lustbarkeiten wechselten bei seinem Hange nach Vergnügen in der ausgesuchtesten Mannigfaltigkeit. Aber hinter der feinsten, abgemessensten Etiquette und dem blendenden Scheine barg sich eine tiefe Unsittlichkeit; jede Tugend war nur Maske, Selbstsucht und niederer Genuß beherrschte alle Kreise.

Die Neigung für Pracht und Glanz veranlaßte den König auch zu kostspieligen Bauten. Er verschönerte Paris, und außerhalb desselben wurde eine Menge von Lustschlössern vergrößert und verschönert oder neu erbaut, und alle mit großem Luxus ausgeschmückt. Seine gewöhnliche Residenz war das Schloß zu Versailles, das er aus einem kleinen Jagdschloß in ein großartiges Bauwerk umwandelte, im Innern mit verschwenderischer Pracht ausstattete und mit einem Parke umgab, der 10 Dörfer in sich schloß. Durch die Nähe des Hofes war Versailles, bisher ein kleines Dorf,

bald zu einer Stadt von 30,000 Einwohnern erwachsen. Durch solche Anlagen wurden die verschiedenen Künste, namentlich Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, mächtig gefördert. Auch die Dichtkunst und die Wissenschaften hatten an Ludwig XIV. einen freigebigen Beschützer, so daß unter ihm die französische Literatur ihr goldenes Zeitalter hatte. Aber diese Unterstützung der Kunst und Wissenschaft entsprang bei dem König nicht aus einer besonderen Vorliebe für diese höhere Thätigkeit des menschlichen Geistes — bei der feinen und würdevollen Außenseite war er innerlich roh — sondern er begünstigte sie aus Selbstsucht und Prachtliebe. Die Dichter, wie Corneille und Racine, wurden an den Hof gezogen und unterstützt, damit sie ihm schmeichelten und seine Größe, seine Weisheit und Tugend priesen.

Die Franzosen nannten Ludwig XIV. „Ludwig den Großen", und wenn er auch kein wahrhaft großer Mann gewesen ist, so muß er doch, da er so Außerordentliches erreicht, nicht gewöhnliche Herrschereigenschaften besessen haben. Namentlich besaß er eine Eigenschaft, die bei einem Herrscher von großer Wichtigkeit ist; er verstand es, für seine Dienste die richtigen Männer herauszufinden. So hatte er unter seinen Feldherrn eine Menge tüchtiger Kriegsleute, wie Turenne, Condé, Luxembourg, Vauban, den Kriegsminister Louvois u. A. Der inneren Verwaltung und besonders dem Finanzwesen stand 22 Jahre Colbert vor, der, allerdings oft durch ungerechte und gewaltsame Maßregeln, stets Geld zu schaffen wußte, aber dadurch auch viel zum Ruin der Unterthanen beitrug. In den ersten 11 Jahren seiner Verwaltung (1661—1672) hatte er eine fast unumschränkte Macht, da er es verstand, seinen Einfluß dem König zu verbergen und ihm scheinbar die volle Selbstregierung zu belassen. Nach ihm hatte der Kriegsminister Louvois einen nicht geringeren Einfluß.

Es schmeichelte dem Ehrgeiz des französischen Königs nicht wenig, daß die französische Sitte und Sprache und die Etiquette seines Hofes sich in den meisten Ländern Europas verbreitete, daß er das Vorbild für die übrigen Fürsten

wurde und Frankreich durch seine Sitte und Mode die andern Länder beherrschte. Besonders ist dies von Deutschland zu sagen. Jeder kleine deutsche Fürst wollte ein zweiter Ludwig XIV. sein; überall wurde der Hof von Versailles nachgeahmt, in seinem Glanz, seiner Verschwendung, seiner Schlechtigkeit, und das Volk ward ausgesogen zur Bezahlung der Schulden. Aber auch in politischer Hinsicht ward Frankreich der erste und mächtigste Staat Europas; der stolze und herrschsüchtige König ging darauf aus, alle Nachbarstaaten durch seine Kriegsmacht zu demüthigen und von Frankreich abhängig zu machen. Das gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß die spanische Macht in Schwäche versunken war, daß Deutschland seit den Schrecken des 30jährigen Krieges ohnmächtig darniederlag, zerrissen und getheilt unter eine Menge Fürsten, welche die Reichseinheit und die kaiserliche Gewalt kaum noch anerkannten. Ein einmüthiger Widerstand gegen die Anmaßungen und Eroberungssucht des französischen Königs war daher nicht möglich, und an der Spitze stand von 1657—1705 ein Kaiser ohne Geist und Thatkraft, Leopold I., welchem sein Schwager Ludwig XIV. viel Noth und Ungemach bereitet hat.

Man nennt die Kriege, welche Ludwig XIV. geführt, zum Theil „Raubkriege“; denn sie wurden ohne gerechten Grund aus bloser Raub- und Eroberungssucht unternommen. Der erste Raubkrieg, 1666—1668 galt den spanischen Niederlanden. Mazarin hatte im J. 1659 einen Krieg mit Spanien beendet durch den pyrenäischen Frieden, in welchem Frankreich von Spanien die Grafschaft Rousillon und mehrere Landschaften in den Niederlanden erhielt. Zugleich wurde damals eine Heirath verabredet zwischen Ludwig XIV. und Maria Theresia, der ältesten Tochter des spanischen Königs Philipp IV.; doch mußte dieselbe allen Erbansprüchen auf die spanische Monarchie im Ganzen wie im Einzelnen für sich und ihre Erben förmlich entsagen. Als jedoch Philipp IV. im J. 1665 starb, beanspruchte Ludwig mehrere Landschaften in den spanischen Niederlanden, indem er das in denselben geltende Heimfallsrecht (Devolutionsrecht) vorschützte, wo-

nach den Töchtern erster Ehe ein Erbrecht vor den Söhnen zweiter Ehe zustand. Philipps IV. Sohn und Nachfolger aber, Karl II., stammte aus zweiter Ehe. Ludwig unternahm also den s. g. Devolutionskrieg und ließ im J. 1666 seinen Feldherrn Turenne mit 35,000 Mann in die Niederlande einrücken. Turenne fand von Seiten der Spanier geringen Widerstand; allein die Holländer, welche lieber die schwachen Spanier als das mächtige Frankreich auf dieser Seite zu Nachbarn haben wollten, schlossen mit England und Schweden die s. g. Tripelallianz, um den Vergrößerungsplänen Frankreichs entgegen zu treten. Ludwig mußte nachgeben und schloß den Frieden zu Aachen (1668), worin er sich mit der Besitznahme von 12 niederländischen Städten begnügte.

Zweiter Raubkrieg (1672—1678). Ludwig XIV. zürnte den Holländern, dieser ihm ohnedies verhaßten Republik, die es gewagt hatte, seine Pläne zu durchkreuzen, und sann auf Rache. Es wurde ihm leicht, die Tripelallianz zu sprengen und England und Schweden sogar auf seine Seite zu ziehen. Auch der Erzbischof von Köln und der Bischof von Münster wurden gewonnen, daß sie ihm Hülfstruppen versprachen. Nachdem er die Republik isolirt hatte, rückte er plötzlich mit 200,000 M. in das überraschte Holland ein, während von der andern Seite der Bischof von Münster mit 20,000 M. einfiel und eine englische Flotte zum Angriff der Küste nahete. Damals entstand das Sprüchwort: „Holland in Noth." Die Holländer waren zur Abwehr gänzlich unvorbereitet und entmuthigt. Die englische Flotte wurde zwar, nachdem sie die holländische Flotte durch ein mörderisches Treffen zum Rückzug gezwungen, durch eine ungewöhnlich lange Ebbe und dann durch einen Sturm an der beabsichtigten Landung gehindert; aber das französische Heer hatte fast die Hälfte von Holland besetzt. Johann de Witt, der damals an der Spitze der Republik stand, machte kleinmüthig den Vorschlag, mit Frankreich zu unterhandeln; da aber entstand durch den entschiedenen Widerspruch der Deputirten mehrerer Städte

ein plötzlicher Umschlag in der Stimmung des Volkes. De Witt wurde fälschlich beschuldigt, im Einverständnisse mit Frankreich zu stehn, und gestürzt, und das Volk erhob mit Begeisterung den 22jährigen Prinzen Wilhelm von Oranien zu seinem Führer. Dieser nahm sich der holländischen Sache trefflich an, durch seine Aufmunterung und Anordnungen stieg der Muth. Die belagerten Städte hielten sich; man durchstach die Dämme und überschwemmte weithin das Land. Ludwig XIV. zog sich in sein Land zurück, und nur Turenne behielt eine beobachtende Stellung inne. Holland war gerettet.

Zu dem Rückzug der Franzosen trug auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Kurfürst, wesentlich bei. Er trat als Bundesgenosse der Holländer auf, weil er für seine clevischen Länder fürchtete und in Ludwig XIV. den schlimmsten Feind von Deutschland erkannte. Bei der Lässigkeit und Gleichgültigkeit der übrigen deutschen Fürsten war er allein von edlem Patriotismus erfüllt und zu muthigem Kampfe entschlossen. Auch brachte er durch seine Vorstellungen den Kaiser dahin, daß er mit ihm gegen Frankreich ein Bündniß einging, dem später auch Spanien beitrat. Der Kaiser schickte den Montecuculi, einen trefflichen Feldherrn, nach dem Rhein, damit er den Holländern beistehe und sich mit dem großen Kurfürsten vereinige. Aber des Kaisers Minister, der Fürst Lobkowitz, der mit französischem Gelde bestochen war, wußte den Montecuculi durch Befehle und Gegenbefehle geschickt abzuhalten, weshalb dieser in seiner sarkastischen Weise sagte, er wolle sich seine Befehle lieber gleich aus Paris kommen lassen, statt auf dem langen Umweg über Wien. So wurde denn der Krieg allerdings von Holland weg an den Mittelrhein gezogen, aber von den Deutschen ohne Erfolg geführt, so daß der große Kurfürst, erbittert über die Zweideutigkeit des kaiserlichen Hofes, sich für eine Zeitlang vom Kampfe zurückzog, und um Cleve zu retten, zu Vossem einen Frieden mit Frankreich schloß (1673).

Im J. 1674 schloß England mit Holland Frieden,

dem auch Köln und Münster beitraten; Ludwig XIV. aber machte in diesem Jahre bedeutende Anstrengungen. Er selbst besetzte mit einem Heere die Franche-Comté; ein zweites Heer kämpfte unter Condé in den spanischen Niederlanden gegen Wilhelm von Oranien, ein drittes am Oberrhein unter Turenne gegen die Kaiserlichen und die deutschen Reichsvölker unter dem alten Herzog Karl von Lothringen und dem von Frankreich bestochenen Bournonville. In den Niederlanden behielt Wilhelm von Oranien die Oberhand; er siegte bei Senef unweit Charleroi. Am Oberrhein kämpfte Turenne glücklich gegen die zwieträchtigen und auf einander eifersüchtigen deutschen Anführer, bis er sich nach Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg, der die Waffen wieder ergriffen hatte, nach Lothringen zurückziehen mußte. Im folgenden J. 1675 wurde Turenne, der die deutschen Länder überall aufs unmenschlichste behandelte, am Oberrhein bei dem Dorfe Sasbach, als er einen Platz zur Errichtung einer Batterie suchte, von einer Kanonenkugel getödtet und die Franzosen von Montecuculi wieder zurückgetrieben.

Damals hatte der große Kurfürst den Kriegsschauplatz am Rhein schon wieder verlassen. Ludwig XIV. hatte ihm, um seinen gefährlichsten Gegner zu entfernen, einen neuen Feind in seinem Rücken erweckt; er hatte die Schweden vermocht, daß sie von Vorpommern aus in Brandenburg einfielen. Die Schweden hausten zügellos in dem Lande, so daß an mehreren Orten das Landvolk zu den Waffen griff und einen ungleichen Kampf gegen seine Bedränger begann. Ihre Schaaren führten auf ihren Fahnen den rothen brandenburgischen Adler und die Inschrift: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.“ Der Kurfürst hatte in Franken Winterlager gehalten; im Juni 1675 erschien er nach raschen Märschen plötzlich in Brandenburg, während die Schweden ihn noch in Franken glaubten. Die Schweden standen unter ihrem Feldherrn Wrangel (dem Bruder des vom 30jährigen Kriege her bekannten Gustav Wrangel) bei Fehrbellin, 7800 M. stark. Der Kurfürst hatte den feurigen Prinzen

Friedrich von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern vorausgeschickt, um den Feind festzuhalten. Der Prinz griff ohne Erlaubniß des Kurfürsten an, während dieser mit den übrigen Truppen noch eine Meile entfernt war. Da mußte der Kurfürst das Fußvolk dahinten lassen und eilte allein mit 5600 Reitern und 13 Geschützen zum Schlachtfeld. Es kam zu einem harten Kampfe, in welchem der Kurfürst selbst in Lebensgefahr kam. Die Schweden zielten stets nach ihm und seinem weißen Schimmel; da bot ihm, der nichts von der Gefahr ahnte, sein treuer Stallmeister Froben sein eigenes Pferd an und bestieg den Schimmel. Nach wenigen Augenblicken lag Froben, von einer Kanonenkugel getroffen, todt am Boden. Die Brandenburger erfochten einen vollständigen Sieg, wozu der tapfere Marschall *Derflinger*, der früher Schneidergeselle gewesen sein soll, viel beitrug (28. Juni 1675). Das war die erste offene Feldschlacht, welche die Brandenburger für sich allein gewannen, und zwar gegen ein Kriegsvolk, das seit dem 30jährigen Kriege für das tapferste in Europa galt.

In den nächsten Jahren nahm der große Kurfürst den Schweden ganz Vorpommern ab. Der Krieg gegen Frankreich aber wurde während dieser Zeit in den Niederlanden und am Oberrhein lässig und mit geringem Erfolge geführt. Schon seit 1675 waren die Abgeordneten aller kriegführenden Mächte in Nimwegen zu Friedensunterhandlungen zusammengetreten, die sich aber fruchtlos drei Jahre lang hinzogen. Endlich kam im J. 1678 der *Friede zu Nimwegen* zu Stande. Ludwig schloß kluger Weise den Frieden mit jedem einzelnen seiner Gegner und erreichte dadurch, daß die später Abschließenden sich härtere Bedingungen gefallen lassen mußten. Holland, das sich zuerst zum Frieden verstand, verlor nichts. Spanien erhielt in den Niederlanden 4 im Aachener Frieden abgetretene Städte zurück und überließ dagegen 14 andere zum Theil feste Städte an Frankreich, sowie die Franche-Comté, die jetzt vom deutschen Reiche getrennt wurde. Der Kaiser verlor Freiburg im Breisgau und Hüningen. Zuletzt blieb nur noch der Kurfürst von Bran-

denburg übrig. Von seinen Bundesgenossen verlassen, mußte er in dem Frieden zu St. Germain en Laye 1679 alle seine Eroberungen in Pommern an Schweden zurückgeben, mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs am rechten Oderufer. Er unterzeichnete den Friedensvertrag mit blutendem Herzen, indem er die Worte der Dido in Virgils Aeneis sprach: „Einst ersteht aus meinen Gebeinen ein Rächer."

Die Reunionen 1680—1684. Der König der Franzosen ließ nach dem Nimweger Frieden eine Statue verfertigen, die ihn selbst darstellte, wie er auf den Nacken von 4 Sklaven trat, und diese Sklaven wurden durch Attribute als der Kaiser, Spanien, Holland und der Kurfürst von Brandenburg bezeichnet. In seinem Uebermuth hielt er sich für den Gebieter der Welt, der sich alles erlauben dürfe. So behielt er nicht blos 10 Reichsstädte im Elsaß, die er früher sich angeeignet, aber nach dem Nimweger Frieden wieder herausgeben sollte, sondern er setzte auch im J. 1680 zu Metz, Breisach und Besançon Gerichtshöfe, die s. g. Reunionskammern ein, welche untersuchen sollten, was jemals zu den ihm in den letzten 4 Friedensschlüssen abgetretenen Ländern und Plätzen gehört habe. Was nun die Gerichte als solche „Dependenzen" aufgefunden hatten, das wurde ohne Weiteres von Ludwig mit Gewalt in Besitz genommen, viele Städte, Dörfer und Klöster im Elsaß, in der Pfalz, in den Niederlanden.

Auch die freie Reichsstadt Straßburg nahm er im J. 1681 weg. Diese Stadt war schon seit dem 30jährigen Kriege in steter Besorgniß gewesen, von Frankreich unterdrückt zu werden, und die Bürger hatten alle Kräfte angestrengt, um ihre Freiheit zu behaupten und beim Reiche zu verbleiben. Frankreich hingegen hatte nichts unterlassen, die Stadt zu schwächen und zu bedrängen; Ludwig verwendete an 300,000 Rthlr. zur Bestechung, um sich eine französische Partei unter den Bürgern zu verschaffen und Uneinigkeit in die Stadt zu bringen. Zuletzt umringte er in der Stille die Stadt mit Truppen; die erschreckten Bürger wurden durch Drohungen eingeschüchtert, durch Versprechungen gelockt, und entschlossen

sich, da sie sich vo dem deutschen Reiche gänzlich im Stiche gelassen sahen, am 13. Octbr. schweren Herzens zur Uebergabe. Als Ludwig selbst seinen siegprangenden Einzug hielt, begrüßte ihn der Bischof von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg, der schon lange Jahre mit seinen zwei Brüdern für französisches Geld an Deutschlands Zerrüttung gearbeitet hatte, mit den Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“ Straßburg erhielt eine starke Besatzung und wurde in kurzer Zeit zum festesten Bollwerk in Europa gemacht. Der den Protestanten gehörige Dom wurde sogleich auf Verlangen des Bischofs den Katholiken übergeben, die freie Religionsübung wurde beschränkt, obgleich sie bei der Besitznahme feierlich zugesichert worden war. Nur mit Mühe entging die protestantische Kirche der völligen Ausrottung. So führte Ludwig XIV. mitten im Frieden Krieg gegen Deutschland und nahm ihm eine seiner bedeutendsten Städte weg, die ein stetes Ausfallthor für die Franzosen gegen Süddeutschland blieb bis zu dem letzten Kriege von 1870 und 1871, in welchem wir den Franzosen den Raub wieder abgenommen haben. Das deutsche Reich hatte dem Raube unthätig zugesehen; der Kaiser hatte im Osten mit den Türken zu schaffen, die ihm der französische König auf den Hals geschickt hatte, und gab im Westen, wie dies Oestreich so oft gethan, die deutschen Interessen preis. Endlich, im J. 1684, entschloß er sich zur Annahme des von Ludwig angebotenen Waffenstillstandes auf 20 Jahre, in welchem den Franzosen die reunirten Besitzungen belassen wurden.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685. Wie Ludwig gegen das Ausland ohne Rücksicht auf Treue und Vertrag verfuhr, so auch gegen seine Unterthanen. Seine Selbstsucht ertrug es nicht, daß seine Unterthanen andere religiöse Vorstellungen hatten, als die er für die richtigen hielt. Innerhalb der katholischen Kirche unterdrückte er jede selbständige Regung, und von den Protestanten forderte er zuletzt, daß sie ihrem Glauben entsagen und zu der von ihm beliebten Hof- und Staatsreligion übertreten sollten. Abgeschwächt

und übersättigt von den sündhaften Genüssen seiner Jugend, hatte er eine frömmelnde Richtung angenommen. Die Frau von Maintenon, mit der er heimlich vermählt war, im Bunde mit Louvois und den Jesuiten, die auf den König durch seinen Beichtvater La Chaise wirkten, benutzte diese Neigung, um ihn zur Aufhebung des von Heinrich IV. gegebenen Edikts von Nantes zu veranlassen, das den Protestanten Freiheit ihrer Religionsübung und ihre politischen Rechte garantirte. So ergriff er denn gegen die Protestanten die härtesten Maßregeln, indem er sagte: „Mein Großvater liebte die Protestanten, mein Vater fürchtete sie, ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie.“ Aller öffentliche und Privatgottesdienst wurde ihnen untersagt, ihre Schulen geschlossen, ihre Kinder katholisch getauft; das Auswandern wurde bei Strafe der Galeeren und des Güterverlustes verboten. Schon vorher hatte der Kriegsminister Louvois das Bekehrungswerk unter den Protestanten im Lande durch Dragoner unterstützt, die zu den härtesten Mißhandlungen berechtigt waren; jetzt wurde diese Art der Bekehrung in erhöhtem Maße fortgesetzt. Männer und Frauen wurden aufs Blut geprügelt, Greise unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten an den Altar geschleppt, um das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen; wer rückfällig wurde, kam ins Gefängniß oder auf das Blutgerüst. Tausende ließen sich auf diese Weise bekehren; aber viele wanderten auch trotz der strengsten Bewachung der Grenze ins Ausland. So verlor Frankreich an 50,000 fleißige Familien, die in Holland, England, Deutschland, namentlich bei dem Kurfürsten von Brandenburg, eine Zufluchtsstätte fanden. Diese Länder zogen aus dem Kunstfleiß und der Gewerbthätigkeit der Einwanderer einen nicht geringen Nutzen; Frankreich aber erlitt nicht nur durch ihren Verlust eine erhebliche materielle Einbuße, sondern knickte auch durch den religiösen Druck die geistige Entwickelung.

Der dritte Raubkrieg, 1688—1697. Ludwig XIV. hielt den im J. 1684 geschlossenen Waffenstillstand nicht. Nachdem mit dem Tode des Kurfürsten Karl von der Pfalz die männliche Linie von Pfalz-Simmern ausgestorben und

die verwandte Linie Pfalz-Neuburg gefolgt war, machte Ludwig für seinen Bruder Philipp von Orleans, der mit einer Prinzessin von Pfalz-Simmern, Charlotte, vermählt war, Erbansprüche auf einen Theil der pfälzischen Länder. Während der Kaiser noch mit dem Türkenkrieg beschäftigt war, erklärte Ludwig im J. 1688 an Deutschland den Krieg und ließ sogleich, ohne daß er Widerstand fand, ein Heer von 50,000 M. in die Pfalz und die benachbarten Rheinlande einfallen. Bald darauf erging auf Louvois' Veranlassung der Befehl, alle Dörfer und Städte in denjenigen Gebieten, deren Fürsten es mit dem Kaiser hielten, niederzubrennen, und die französischen Generale, Crequi, Monclas und der unter diesem stehende Melac, ein Wütherich, der sich öffentlich rühmte, für seinen König selbst gegen Jesus Christus und alle Teufel zu fechten, vollführten den Befehl auf die schauderhafteste Weise. Speier, Worms, Mannheim, Rastadt, Oppenheim, Baden, später auch Heidelberg mit dem kurfürstlichen Residenzschloß, Hunderte von Städten und Dörfern wurden in Asche und Trümmer gelegt, die Einwohner ausgeplündert nnd barbarisch mißhandelt oder nach Frankreich geschleppt und mit Gewalt katholisch gemacht. In Speier wurden die Gräber der Kaiser aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut. Als Crequi das Heidelberger Schloß in die Luft sprengte, wies er seinen Offizieren ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern vor, die noch zerstört werden sollten. Alle diese Landschaften sollten, weil man sie nicht behaupten konnte, in eine Wüste verwandelt werden, in welcher den deutschen Heeren der Aufenthalt unmöglich wäre.

Eine solche Mißhandlung deutschen Reichslandes trieb denn doch die deutschen Fürsten vereint zu den Waffen, und dem deutschen Reiche schlossen sich Spanien und Savoyen, Holland und England an. An der Spitze der beiden letzten Länder stand damals Wilhelm von Oranien, der vor Kurzem König von England geworden war. (S. 109.) Der Krieg zog sich Jahre lang hin in einem langsamen, unentschiedenen Gange, doch so, daß Frankreich im Ganzen im Vortheil war. Luxembourg besiegte die Holländer bei Fleurus, den König

Wilhelm bei Neerwinden; dagegen wurde die französische Flotte bei La Hogue von der englisch-holländischen vernichtet. Catinat eroberte Savoyen. Im J. 1697 schloß man den Frieden zu Ryswick*), einem Dorfe beim Haag. Ludwig wünschte den Frieden, weil seine Finanzen erschöpft waren und nach nicht langer Zeit vielleicht ein Krieg um die ganze spanische Monarchie geführt werden mußte, und die Verbündeten, unter einander mißtrauisch und des Krieges müde, nahmen ihn gerne an. Ludwig gab alle reunirten Länder außerhalb des Elsasses an die rechtmäßigen Besitzer zurück; dagegen behielt er das ganze Elsaß und 82 den Spaniern entrissene, meist unbedeutende Orte in den Niederlanden. Die Holländer erhielten bedeutende Handelsvortheile, England ward durch die Anerkennung seines Königs Wilhelm zufrieden gestellt.

XIII. Der spanische Erbfolgekrieg.
1701—1714.

In Spanien war das Haus Habsburg auf den Thron gekommen mit Philipp I. († 1506), dem Sohn des Kaisers Maximilian I.; ihm folgten seine Nachkommen: Karl I. (der deutsche Kaiser Karl V.), Philipp II., III. und IV. und Karl II. Dieser (1665—1700), ein an Körper und Geist schwacher Mann nnd ohne Kinder, war gegen das J. 1700 seinem Ende nah, und es fragte sich, wer nun die spanische Monarchie erben sollte. Es erhoben Ansprüche auf dieselbe 1) Ludwig XIV. von Frankreich, als Gemahl der ältesten Schwester Karls II., für seinen zweiten Enkel Philipp von Anjou; aber Ludwig hatte bei seiner Vermählung für sich und seine Nachkommen auf Spanien im Ganzen und Einzelnen Verzicht geleistet. 2) Der Kaiser Leopold I., als Gemahl der zweiten Schwester Karls II., für seinen zweiten Sohn Karl; aber dieser stammte nicht aus der spanischen, sondern aus der dritten Ehe des Kaisers. 3) Der Kurfürst Max Emanuel von Baiern, der mit einer Tochter aus jener spanischen

*) „Reiß weg!" — „Nimm weg!" sagte das deutsche Volk, erbittert über den französischen Raub.

Ehe des Kaisers vermählt war, für seinen Sohn, den Kurprinzen Joseph Ferdinand. Dieser Knabe hatte die gerechtesten Ansprüche auf den spanischen Thron; er stammte direkt von den spanischen Königen ab, und seine Voreltern hatten keinen Verzicht geleistet.

Damals saß auf dem englischen Thron der uns schon bekannte große Staatsmann Wilhelm III. von Oranien, der auch Statthalter von Holland war. Dieser hatte in der spanischen Angelegenheit hauptsächlich das politische Gleichgewicht im Auge, den Grundsatz, wonach kein Staat in Europa eine allzu große Macht und ein Uebergewicht über die andern Staaten besitzen durfte, was geschehen wäre, wenn Frankreich oder Oestreich die ganze spanische Monarchie mit sich vereinigt hätte. Auch war es im Interesse der Seemächte (England und Holland), an deren Spitze er stand, daß Belgien nicht an Frankreich kam. Er verabredete daher mit Ludwig XIV., der geringe Hoffnung hatte, alle spanischen Länder zu erwerben, einen Theilungsvertrag, wonach der Kurprinz von Baiern Spanien und die Niederlande, der Oestreicher Mailand, und Frankreich Neapel und Sicilien erhalten sollten. Als jedoch Karl II. erfuhr, daß fremde Fürsten, ohne ihn zu fragen, zu seinen Lebzeiten über sein Reich verfügten und es zu theilen beabsichtigten, zürnte er und setzte durch ein Testament den Kurprinzen von Baiern zu seinem Universalerben ein. Der Kurprinz aber starb kurze Zeit nachher an den Pocken (1699). Nun schlossen Wilhelm III. und Ludwig XIV. einen neuen Theilungvertrag, und Karl II. machte ein neues Testament, in welchem Philipp von Anjou als Universalerbe eingesetzt war. Dieses für Frankreich günstige Resultat hatte die Gewandtheit des französischen Gesandten, des Marquis von Harcourt, am spanischen Hofe zu Stande gebracht, während der östreichische Gesandte, der steife und auf Oestreichs Recht pochende Graf von Harach, den Kürzeren zog.

Karl II. starb am 1. Novbr. 1700. Nachdem sein Testament eröffnet war, mußte Ludwig XIV. sich entscheiden, ob er den mit Wilhelm III. geschlossenen Vertrag halten oder

das Testament annehmen wollte. Er that das Letztere. Dadurch kam es zum Krieg. In demselben waren die beiden Hauptparteien Frankreich und Oestreich. Frankreich erwarb sich die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten von Baiern, der mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser, wegen der spanischen Erbschaft gänzlich zerfallen war, und seines Bruders, des Erzbischofs von Köln, sowie des Herzogs von Savoyen. Auf Oestreichs Seite traten England und Holland und zwei deutsche Fürsten, welche der Kaiser durch Standeserhöhung sich verpflichtet hatte, der von Hannover und von Brandenburg-Preußen. Später schloß auch das deutsche Reich sich dem Bunde an.

Ludwig XIV. hatte seinen Enkel Philipp sogleich nach Spanien geschickt, und die Spanier erkannten diesen, als einen Nachkommen ihres Königs Philipp IV., bereitwillig als rechtmäßigen Herrscher an. Er nannte sich Philipp V. In Spanien fand daher vor der Hand kein Kampf statt. Der Krieg hatte zunächst seinen Schauplatz in Italien, den Niederlanden und dem südlichen Deutschland.

In Italien führte den Krieg auf östreichischer Seite der Prinz Eugen von Savoyen, der größte Feldherr seiner Zeit. Er stammte aus einer Seitenlinie der Herzöge von Savoyen und war eigentlich Franzose, in Paris geboren. Wegen seines schwächlichen Körpers war er in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt worden; aber diese friedliche Beschäftigung gefiel seinem hochstrebenden Geiste nicht. Er erbat sich von Ludwig XIV. ein Regiment. Da dieser aber den Einfall wunderlich fand und ihm sagen ließ, er möge nur Geistlicher werden, so wandte Eugen gekränkt Frankreich den Rücken und trat als 20jähriger Jüngling in die Dienste des Kaisers; und er ist bis an sein Ende der treueste Diener Oestreichs gewesen. Es dauerte nur wenige Jahre, so hatte sich Eugen durch seine Tapferkeit und sein glänzendes Feldherrntalent zum Generalfeldmarschall emporgeschwungen und war der bewunderte Held Europas. Ludwig XIV. kränkte sich nicht wenig, ihn von sich gewiesen zu haben, und suchte den Mann, der ihm so viel schadete, durch die glänzendsten Aner-

bietungen wieder an sich zu ziehn; aber vergebens. Das Aeußere dieses Helden war unscheinbar. Er war klein von Gestalt und hatte durchaus kein kriegerisches Aussehen; aber trotzdem wußte er in kurzer Zeit seine Truppen zu einer unbegrenzten Liebe und Anhänglichkeit an seine Person zu begeistern und sie zu der Ueberzeugung zu führen, daß sie unter seiner Leitung unbesiegbar seien. Und nicht blos als Feldherr, sondern auch als Staatsmann war Prinz Eugen groß. Dabei war er eine durchaus ehrliche und offene Natur, uneigennützig und von reinen Sitten.

Im J. 1701 zog Prinz Eugen mit einem Heere nach Italien, wo sich die Franzosen unter Catinat schon festgesetzt hatten und die Alpenpässe bewachten. Eugen bahnte sich mit Hülfe des Gebirgsvolkes, welches die Felsen sprengte und die Kanonen ziehen half, neue Wege über die Alpen und schlug die überraschten Franzosen nach hartnäckigem Kampfe bei Carpi, daß sie sich bis nach Mailand zurückzogen. Catinat ward abberufen, und an seine Stelle trat Villeroi, ein tapferer Mann, aber ohne militärische Kenntnisse. Dieser warf sich sogleich auf die Kaiserlichen bei Chiari, wurde aber besiegt und in Cremona von Eugen gefangen genommen. Nun folgte der Herzog von Vendome, ein Urenkel Heinrichs IV., im Oberbefehl. Da er bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, so vermochte er sich gegen Eugen in der Defensive zu behaupten.

Zu gleicher Zeit kämpfte in den spanischen Niederlanden der englische Herzog von Marlborough an der Spitze von 60,000 M. englischer, holländischer und deutscher Truppen. Marlborough, ein Mann von großer Schönheit, Kraft und Gewandtheit des Körpers, lebhaft und von feinen Manieren, gab dem Prinzen Eugen an Feldherrntalent wenig nach. Er hatte seine Kriegskunst bei den Franzosen unter Turenne, Condé und Vauban gelernt und gebrauchte sie mit Glück gegen den französischen König. Er hat nie eine Schlacht verloren. In den Jahren 1702 und 1703 focht er in den Niederlanden und im Kurfürstenthum Köln und eroberte manche

feste Stadt (auch Bonn), während die Franzosen sich in der Defensive hielten.

Der dritte Kriegsschauplatz war Süddeutschland. Hier war im Mai 1703 ein französisches Heer unter Villars über den Rhein gegangen und hatte sich in Schwaben mit dem Kurfürsten von Baiern vereinigt. Während Villars die obere und mittlere Donau behauptete, unternahm der Kurfürst einen Einfall in Tyrol, auf welches er Ansprüche machte. Er drang glücklich bis nach Insbruck vor und bis zu den Schanzen am Brenner. Da aber mußte er wieder zurück; denn das Volk der Tyroler, getrieben von nachbarlichem Hasse und dem angestammten Fürstenhause treu ergeben, hatte sich unter Anführung eines wackeren Beamten, Martin Sterzinger, gegen die Baiern erhoben und bekämpfte sie von seinen Bergen und in seinen Schluchten mit hinabgestürzten Baumstämmen und Rollsteinen und den sicheren Büchsen, so daß sie unter großen Verlusten das Land räumen mußten. Nach Baiern zurückgekehrt, führte aber der Kurfürst den Krieg mit solchem Geschick und Energie, daß man sogar in Wien sich nicht mehr sicher glaubte. Prinz Eugen, der damals die Leitung des Heerwesens übernahm, erkannte, daß die Entscheidung des ganzen Krieges nur in Baiern liege, und setzte es bei dem Hofe durch, daß er selbst mit einem Heere nach Baiern geschickt und auch Marlborough eingeladen wurde, dorthin zu kommen. Marlborough und Eugen vereinigten sich hier im J. 1704 mit dem Markgrafen Ludwig von Baden, der vorher in den Türkenkriegen sich großen Ruhm erworben hatte.

Die drei Feldherrn verabredeten, daß Eugen den Rhein decke und den Uebergang eines zweiten französischen Heeres unter Tallard verhindere, während Marlborough und Ludwig von Baden sich auf die Baiern und das mit ihnen vereinigte Heer der Franzosen unter Marsin, dem Nachfolger Villars, stürzten. Ein Theil der bairischen Truppen unter dem Grafen Arco hatte sich bei Donauwörth am Schellenberg verschanzt, um den Uebergang über die Donau zu decken. Sie wurden in einem mörderischen Kampfe überwältigt, und

der Kurfürst und Marsin mußten sich nach Augsburg zurückziehen. Unterdessen war Tallard, ohne daß Eugen es verhindern konnte, über den Rhein gegangen und traf zu Augsburg bei dem Kurfürsten ein. Eugen war ebenfalls nach Osten gezogen und stieß bei Donauwörth zu Marlborough, der den Markgrafen von Baden zur Belagerung von Ingolstadt abgeschickt hatte. Ohne Säumen näherten sich die beiderseitigen Heere und stellten sich am 15. August 1704 bei Hochstädt und Blindheim zur Schlacht gegenüber. Die Baiern und Franzosen zählten 56,000 M., Eugen und Marlborough etwas über 52,000 M. Auf dem einen Flügel stand Marlborough dem Marschall Tallard gegenüber, auf dem andern Eugen dem Kurfürsten und Marsin; zwischen ihnen bildete auf beiden Seiten eine große Reitermasse das Centrum. Es war eine mörderische Schlacht. Eugen vermochte die Baiern nicht aus ihrer Stellung zu vertreiben; kaum hielten auf dieser Seite die Preußen unter Leopold von Dessau den Kampf im Gleichgewicht. Zuletzt zersprengte Marlborough im Centrum durch einen mächtigen Gesammtsturm die französische Reiterei, umzingelte dann Tallards Fußvolk und trieb es so zusammen, daß es sich ergeben mußte. Jetzt war auch der Kurfürst mit seinen Baiern genöthigt, das Schlachtfeld zu verlassen; aber er that es mit unerschütterlicher Ordnung und Ruhe. Die Sieger hatten 11,000 M. Todte und Verwundete verloren, die Besiegten 14,000 Todte, 13,000 Gefangene und 164 Geschütze. Tallard nebst seinem Sohne war gefangen. Kaum ein Drittel des französischen Heeres erreichte den Rhein. Der Kurfürst flüchtete mit ihnen, und ganz Baiern wurde von den Oestreichern besetzt, die es schwer bedrückten und aussaugten. Ein versuchter Aufstand der Bauern wurde niedergeschlagen.

Im Mai des folgenden J. 1705 starb der alte Kaiser Leopold nach einer fast 50jährigen schlaffen Regierung. Es folgte ihm sein Sohn Joseph I. (1705—1711), ein jugendlicher, stattlicher Fürst, der den Krieg mit Eifer betrieb und das Gute hatte, sich von dem einsichtsvollen Prinzen Eugen leiten zu lassen. Er erst setzte die Kurfürsten von Baiern und

Köln ab und erklärte sie mit Zustimmung des Kurfürstencollegiums in die Reichsacht. Sein Vater hatte noch immer damit gezögert.

Nach der Schlacht bei Höchstädt war der Kriegsschauplatz in Süddeutschland geschlossen, und Marlborough und Eugen konnten beide wieder auf ihre früheren Posten zurückkehren, jener nach den Niederlanden, dieser nach Italien. Im J. 1705 geschah nichts von Bedeutung. Dagegen schlug Marlborough im Sommer 1706 die Franzosen unter Villeroi bei Ramillies auf dem Felde bei Waterloo, worauf die französische Armee sich auflöste und ein großer Theil der Niederlande dem östreichischen Erzherzoge als König Karl III. huldigte. Größer noch waren die Erfolge Eugens in Italien. Der Herzog von Savoyen wurde in seinem Lande hart von den Franzosen bedrängt, weil er auf die kaiserliche Seite übergetreten war. Sie belagerten seine Hauptstadt Turin. Prinz Eugen mußte eilen, sie zu retten. Während die Franzosen in der nördlich vom Po gelegenen Ebene, welche von starken Nebenflüssen des Po durchschnitten ist, ihre Vorbereitungen zum Empfang des Feindes gemacht hatten, setzte Eugen zu ihrer nicht geringen Ueberraschung unter ihren Augen über die untere Etsch und den unteren Po und zog in raschen Märschen ohne ein erhebliches Hinderniß gen Westen, vereinigte sich mit dem Herzog von Savoyen und griff sofort (8. Septbr. 1706) die Franzosen in ihren starken Verschanzungen vor Turin an. Der Sturm begann auf dem linken Flügel, wo die Preußen unter Leopold von Dessau, „dem Bullenbeißer", wie Eugen ihn nannte, mit ausgezeichneter Tapferkeit fochten und zuletzt, als Eugen selbst an ihre Spitze eilte, in wildem Handgemenge die Verschanzungen nahmen. Die andern Regimenter drangen nach, und bald war die Niederlage der Franzosen vollständig. Was übrig blieb, eilte über die Grenze. „Italien ist unser", rief Eugen, „seine Eroberung wird uns nicht mehr viel kosten." Er ließ in Mailand dem König Karl III. huldigen und schickte den Grafen Daun mit einem Heere nach Neapel, das die Kaiserlichen

mit Jubel empfing. Auch in Italien ist jetzt der Krieg beendigt.

Da Eugen in Italien nicht mehr nöthig war, so zog er nach den Niederlanden dem Herzog von Marlborough zu Hülfe, der von einem neuen französischen Heere unter dem Herzog von Bourgogne, dem ältesten Sohne des Dauphin, und Vendome bedrängt ward. Eugen war seinem Heere vorausgeeilt und bestimmte den Herzog, die Franzosen, welche Oudenarde an der Schelde berannten, sofort anzugreifen, ehe die heranziehenden Baiern unter Berwick sich mit ihnen vereinigt hätten. Die Schlacht wurde mit Leichtigkeit gewonnen, da der vorsichtige Bourgogne und der feurige Vendome über das Eingehen einer Schlacht in Streit waren (11. Juli 1708). Als darauf Eugens Truppen angekommen waren, eroberten die Verbündeten noch mehrere bedeutende Städte, darunter das für unüberwindlich gehaltene Lille (Ryssel), Vaubans Meisterwerk, und unterwarfen wieder den größten Theil der Niederlande.

In dem folgenden Winter 1708 auf 1709 trat eine so strenge Kälte ein, wie sie seit einem Jahrhundert in Frankreich nicht erlebt worden war. Der Weinstock und die Fruchtbäume erfroren, es erfror die Saat in dem Boden. Dadurch entstanden große Theuerung, Hungersnoth und Seuchen; es war dem ohnedies erschöpften französischen König nicht möglich, die nöthigen Mittel für den nächsten Feldzug zusammenzubringen. Er knüpfte daher Friedensunterhandlungen an und erklärte sich bereit, auf Spanien und den größten Theil der spanischen Monarchie zu verzichten. Aber die Verbündeten waren so im Vortheil, daß sie die ganze spanische Monarchie für Karl III. forderten und obendrein verlangten, Ludwig solle Truppen stellen, um seinen eigenen Enkel aus Spanien vertreiben zu helfen. Diese Zumuthung war zu stark; Ludwig versuchte noch einmal das Kriegsglück. Aber sein Heer wurde bei Malplaket unweit Mons von Eugen und Marlborough geschlagen (11. Septbr. 1709). Diese Schlacht war die mörderischeste in dem ganzen Kriege. Von Morgens 8 bis gegen 3 Uhr Nachmittags rangen die 110,000 Franzo-

sen unter Villars gegen den 120,000 M. starken Feind in entsetzlichem Gemetzel, bis sie zuletzt, nachdem Villars verwundet worden war, sich aus dem Kampfe zurückzogen. Im Ganzen waren 33,000 M. gefallen, aber die Sieger hatten 3000 M. mehr Verlust als die Besiegten.

Ludwig XIV. befand sich in der größten Noth, zumal da jetzt auch in Spanien die französische Sache eine unglückliche Wendung nahm. Dort hatte der Krieg erst im J. 1704 seinen Anfang genommen, nachdem der Erzherzog Karl auf einer englisch-holländischen Flotte an der Küste von Portugal, das sich den Engländern anschloß, gelandet war. Im J. 1705 nahmen die Engländer durch Ueberrumpelung die Felsenfestung Gibraltar. In nächsten Jahre erklärten sich die Catalonier, stets in feindlicher Spannung mit den Castilianern, im Verein mit Valencia, Aragonien und Navarra, also die Landschaften im Gebiete des Ebro, für den König Karl III., und nun entstand in Spanien ein gräuelvoller Bürgerkrieg, in welchem bald die eine Partei bald die andere die Oberhand hatte. Madrid war bald in der Hand des einen, bald in der des andern Königs. Im J. 1710 stand die Sache des Königs Philipp V. so schlecht, daß alle Hoffnung verloren schien; sein Großvater aber, der König Ludwig XIV., fühlte sich nach der Schlacht bei Malplaket außer Stande, ihm Unterstützung zu schicken. Er drang daher in seinen Enkel, die Königskrone von Spanien aufzugeben, und da dieser sich weigerte, so versprach er in den Friedensunterhandlungen mit den Verbündeten, bedeutende Hülfsgelder zur Vertreibung seines Enkels zahlen zu wollen.

Der stolze, übermüthige König von Frankreich konnte tiefer nicht gedemüthigt werden. Aber plötzlich traten Ereignisse ein, welche ihn aus seiner verzweifelten Lage retteten. In Spanien stellte der dorthin geschickte Vendome das französische Kriegsglück wieder her, so daß Karl auf einen kleinen Küstenstrich von Catalonien beschränkt war. Ein Vierteljahr nachher (17. April 1711) starb Kaiser Joseph I. an den



Pocken, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Deshalb verließ sein Bruder Karl Spanien, um die östreichischen Erblande in Besitz zu nehmen und sich zum deutschen Kaiser wählen zu lassen. Dazu kam dann noch als drittes wichtiges Ereigniß in England der Sturz des Ministeriums Marlborough.

Der König Wilhelm III. von England war im J. 1702 gestorben, und es war auf ihn seine Schwägerin Anna, aus dem Hause Stuart, gefolgt. Unter ihrer Regierung hatte bisher Marlborough einen unumschränkten Einfluß gehabt. Er war das Haupt der s. g. Whigspartei und stand an der Spitze des Ministeriums, obgleich die Königin in ihrem Herzen der entgegenstehenden Partei, den Tories, zugethan war; aber der große Kriegsruhm des Herzogs, der einen glänzenden Sieg nach dem andern erfocht, hatte seine Stellung so befestigt, daß die Königin nicht umhin konnte, sich ganz seinem Willen unterzuordnen. Der Königin erste Ehrendame war die Herzogin von Marlborough, und diese, eine Frau von großen Reizen und außergewöhnlichen Talenten, aber ehrgeizig, hochmüthig und herrschsüchtig, erlaubte sich, stolz auf den Ruhm und die Macht ihres Gemahls, an dem Hofe selbst der Königin gegenüber unerträgliche Anmaßungen. Sie lebte mit der Königin fast in einem beständigen Krieg. Man erzählt, die Königin habe ein Paar schöner Handschuhe, welche die Marlborough besaß, für sich gewünscht; aber die Herzogin schlug ihr dieselben ab und trug sie, gerade um die Königin zu ärgern, oft bei Hof. Die Königin nun wollte der Herzogin zu Gemüthe führen, daß sie nur ihre Dienerin sei, und forderte einst bei Tisch, daß sie ihr ein Glas Wasser bringe. Die Herzogin mußte ihr gehorchen; aber in ihrem Aerger goß sie, wie durch einen Fehltritt, absichtlich das Wasser einer bei der Königin beliebten Dame Masham über ihr prächtiges Kleid. Diese Geschichte soll hauptsächlich die Veranlassung gewesen sein zum Sturze Marlboroughs. Die Herzogin wurde vom Hofe entlassen und bald darauf auch das Ministerium Marlborough aufgelöst. An seine Stelle trat ein Torieministerium. Der Herzog behielt zwar noch das Commando bei

dem Heere, aber nicht mehr mit der uneingeschränkten Vollmacht, die er bisher gehabt.

Die Tories, welche jetzt in England das Ruder in der Hand hatten, wünschten den Frieden, um Marlborough, ihren politischen Gegner, nicht mehr nöthig zu haben. Auch mochte man nicht mehr für die Rechte Karls von Oestreich kämpfen; denn wenn dieser zu seinen östreichischen Landen und der deutschen Kaiserkrone noch die spanische Monarchie erhielt, so wuchs das Haus Habsburg wieder zu einer gefährlichen Macht empor. So erlangte denn Ludwig XIV. nach all seinem Unglück noch einen unerwartet günstigen Frieden. Nach längeren Unterhandlungen schloß er mit England und Holland zu Utrecht im J. 1713 den Frieden auf folgende Bedingungen hin: Philipp V. wird König von Spanien und dessen außereuropäischen Besitzungen; doch dürfen die Kronen von Spanien und Frankreich nie vereinigt werden. England erhält von Frankreich Neufoundland, Neuschottland und die Hudsonsbai, von Spanien Gibraltar und Minorca sowie das Recht des Negerhandels nach dem spanischen Amerika. Preußen, dessen neue Königswürde allgemein anerkannt wird, erhält von den niederländischen Besitzungen das Quartier von Obergeldern. Savoyen bekommt Sicilien und den Königstitel von Sicilien, sowie die Anwartschaft auf den spanischen Thron beim Aussterben der Bourbonen. Die Holländer, von England im Stiche gelassen, erhielten die geringste Entschädigung. Sie mußten die stärksten der eroberten Festungen wieder herausgeben und sich mit diesen und jenen Handelsvergünstigungen zufrieden geben.

Nach dem Utrechter Frieden sollten an Oestreich kommen: die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien. Aber der Kaiser Karl VI. war damit nicht zufrieden und setzte den Krieg fort. Da er allein nichts ausrichtete, so mußte er sich im J. 1714 im Frieden zu Rastadt zur Annahme der oben gestellten Bedingungen bequemen. Das deutsche Reich trat diesem Frieden bei zu Baden im Aargau. Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden wieder in ihre Länder eingesetzt.

Zwischen Philipp V. und Karl von Oestreich war kein Vertrag geschlossen worden; beide erkannten sich gegenseitig noch nicht in ihrem spanischen Besitze an. Deshalb griff im Jahre 1718 Philipp V. die früheren spanischen Länder in Italien an, um sie wieder mit der spanischen Krone zu vereinigen; er wurde aber durch die s. g. Quadrupelallianz, einen zur Aufrechthaltung des Utrechter Friedens geschlossenen Bund von Oestreich, Frankreich, England und Holland, daran verhindert. Savoyen, welches auf die spanische Seite getreten war, mußte dem Kaiser Sicilien gegen Sardinien überlassen. Seitdem gab es einen König von Sardinien.

Ein Jahr nach dem Utrechter Frieden (1715) starb Ludwig XIV. und hinterließ seinem erschöpften Lande eine Schuldenlast von 3000 Mill. Livres. Das Volk jubelte und hoffte den Anbruch einer besseren Zeit. Seine Leiche wurde unter Verwünschungen und Schimpfreden in die Gruft gebracht.

XIV. Der nordische Krieg.
1700—1721.

Während im Westen Europas um die Vertheilung der spanische Monarchie gekämpft wurde, war der Osten von dem großen nordischen Kriege heimgesucht, der die Beraubung und Erniedrigung des schwedischen Reiches zum Zweck und zur Folge hatte. Schweden gehörte seit dem 30jährigen Kriege zu den ersten Mächten Europas; es besaß fast alle Länder an der Ostküste des baltischen Meeres und mehrere für Handel und Schifffahrt wichtige Landschaften und Städte in Deutschland und herrschte über die Ostsee. Im J. 1697 kam Karl XII., ein Urenkel von der Schwester Gustav Adolphs, auf den schwedischen Thron, ein 15jähriger Jüngling, verschlossen und träumerisch und, wie man wenigstens glaubte, von geringen Gaben. Dies wollten seine Nachbarn, der Czar von Rußland, Peter I. der Große, der König

von Polen und Kurfürst von Sachsen, August II.*), und der König von Dänemark, Friedrich IV., benutzen, um die Länder, welche sie früher an Schweden verloren, wieder an sich zu reißen. Sie schlossen im J. 1699 einen Bund zum Kriege gegen Schweden.

Der bei weitem bedeutendste unter diesen drei Fürsten war Peter der Große, der 1689 auf den russischen Thron gekommen war, zu derselben Zeit, wo der große Staatsmann Wilhelm von Oranien den englischen Thron bestieg. Peter war eine gewaltige Herrschernatur, allerdings roh und voll wilder Leidenschaft, aber erfüllt von dem hohen Streben, sein barbarisches Volk zu europäischer Gesittung zu führen, sein asiatisches Reich nach europäischem Muster durchgreifend umzugestalten und unter die gesitteten Staaten Europas einzureihen. Zu dem Ende machte er selbst Reisen nach Deutschland, Holland, England, um selbst zu sehen und zu lernen und die erworbenen Kenntnisse zum Wohl seines Landes anzuwenden; zu Saardam in Holland lernte er das Zimmerhandwerk und den Schiffbau. Er zog, um Betriebsamkeit und Wohlstand in sein Land zu bringen, eine Menge von fremden Gewerbtreibenden, Handwerker, Künstler und Kaufleute, herein und gab ihnen mancherlei Vorrechte; er verwendete viele Fremde in seinem Staats- und Militärdienst. Für den Seehandel trug er eine besondere Sorge, damit seine Unterthanen durch den Verkehr mit dem Auslande zu Bildung und Gesittung angeregt würden; im Innern unterstützte er Handel und Verkehr durch Anlegung neuer Wege und Kanäle, er gründete Manufacturen und hob den Bergbau. Er stiftete eine Menge von Schulen. Auch in Kleidung und Tracht sollten die Russen den andern europäischen Nationen gleich werden; statt der langen altrussischen Röcke wurde die deutsche Tracht eingeführt, und der Bart mußte abgeschoren werden. Bei all diesen Neuerungen fand Peter bei seinem Volke, das nicht durch Vernunft, sondern durch rohe Triebe

*) Er hatte den Beinamen „der Starke"; er konnte Hufeisen und harte Thaler in der Hand zerbrechen.

geleitet ward und der Einsicht des Besseren ermangelte, einen zähen Widerstand, er mußte daher mit unnachsichtiger Strenge und roher Gewalt vorgehen. Aufstände und Verschwörungen wurden mit den härtesten und grausamsten Mitteln unschädlich gemacht. So wurden die Strelitzen, die altrussische Adelsmiliz, die sich mehrmals gegen sein Leben verschworen hatten, nach blutiger Bestrafung aufgelöst und ein Heer nach europäischem Muster organisirt. Auch schuf er eine Kriegsflotte. Bei seinem Regierungsantritte hatte Rußland nur einen einzigen Hafen, Archangel am weißen Meer; aber dieses dem Norden zugekehrte Meer war zur Schifffahrt nicht geeignet. Peter hatte daher im Süden die Festung Asow, den Schlüssel zum schwarzen Meere, den Türken abgenommen und beabsichtigte jetzt im Bunde mit Polen und Dänemark durch Eroberung der schwedischen Ostseeprovinzen Ingermannland und Karelien sein Reich auch mit den westlichen Meeren in Verbindung zu bringen. Polen hatte es auf Esthland und Liefland abgesehen, Dänemark auf Schonen, den südlichen Theil von Schweden, und auf den Theil von Schleswig, der dem Herzog von Holstein-Gottorp gehörte, einem Schwager und Schützling des Schwedenkönigs.

Als die Kunde von den Rüstungen der feindlichen Nachbarn nach Schweden kam, entstand eine große Bestürzung, und im Reichsrathe sprach man schon über die Opfer, womit man die Feinde beschwichtigen könne. Der 18jährige König aber, der lange wie gedankenlos dagesessen hatte, erhob sich plötzlich und sprach zu Aller Verwunderung fest und entschieden: „Ich habe den festen Vorsatz, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu endigen." So ward denn der Krieg beschlossen, und Heer und Flotte, dem jungen König von seinem Vater Karl XI. in bestem Zustande zurückgelassen, wurden in Bereitschaft gesetzt.

Die Dänen begannen den Krieg im J. 1700 durch einen Einfall in Schleswig, während August von Polen mit einem sächsischen Heer in Liefland eindrang. Karl XII. wandte sich zuerst gegen die Dänen. Mit bewundernswürdiger Rasch-

heit erschien er an der Küste von Seeland in der Nähe von Kopenhagen und erzwang unter dem heftigsten Feuer der Dänen die Landung. Allen voran sprang er mit dem Degen in der Hand ins Wasser und stürmte gegen die Schanzen, welche unter dem Jubel der Seinen erobert wurden. Die Kugeln pfiffen dem jungen Helden um die Ohren. Er fragte seine Begleiter, was das für ein Pfeifen sei. Man antwortete: „Das sind Flintenkugeln." „Nun," rief Karl, „das soll in Zukunft meine Leibmusik sein!" Rasch marschirte jetzt Karl gegen Kopenhagen und brachte den Dänenkönig in solchen Schrecken, daß er sofort um Frieden bat. Im August 1700 ward der Friede zu Travendahl bei Lübeck geschlossen, in welchem Friedrich IV. dem Herzog von Holstein-Gottorp das Eroberte zurückgab und dem Bündnisse gegen Schweden entsagte.

Unterdessen war Peter der Große mit einem zahlreichen Heere dem in Liefland eingerückten August von Polen zu Hülfe gezogen und belagerte die schwedische Festung Narwa auf der Grenze von Esthland und Ingermannland. Mit derselben Schnelligkeit wie vor Kopenhagen erschien Karl noch in demselben Herbste mit einem kleinen Heere von 15,000 M. vor Narwa und griff am 21. Nov. 1700 das 40,000 M. starke Heer der Russen an. Andere geben die Schweden auf 8000, die Russen auf 80,000 Mann an. Während eines wüsten Schneegestöbers begann die Schlacht. Karl selbst focht wieder mit ungestümer Tollkühnheit. Gleich beim Anfang der Schlacht wurde ihm das Pferd unter dem Leibe weggeschossen. Nachdem er sich auf ein anderes geworfen, verlor er dieses in einem Moraste und den Stiefel dazu. Er kämpfte weiter ohne Stiefel und erstürmte die russischen Schanzen, innerhalb deren es zu einem wilden Kampfgewühl kam. Die Russen waren schlecht disciplinirt und mißtrauten ihren fremden Offizieren. Nach dreistündigem Kampfe schrien sie über Verrath und wandten sich gegen ihre eigenen Offiziere, von denen mehrere niedergemacht wurden, andere zu den Schweden flohen. Jetzt kapitulirte der linke Flügel, und am andern Morgen auch noch der 30,000 M. starke rechte Flügel. Die

Offiziere wurden Gefangene und übergaben alles Gepäck und Geschütz; die Gemeinen jagte Karl fort, weil er sie kaum als Soldaten achtete und er sie doch nicht alle ernähren konnte. Als der junge königliche Held unter dem Jubel der Menge in Narwa einzog, war sein erster Gang in die Kirche, wo er kniend Gott für seinen Sieg dankte; denn er war gleich seinem Ahnen Gustav Adolph von frommem, gottesfürchtigem Sinn.

Peter tröstete sich über seine Niederlage mit den Worten: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden; aber endlich werden sie uns auch siegen lehren.“

Karl hätte den Krieg mit Rußland vielleicht eben so schnell beendigen können, wie den mit Dänemark, wenn er seinen Sieg sofort gegen Peter verfolgt hätte. Aber der Haß gegen August von Polen trieb ihn, den Hauptfeind entkommen zu lassen und sich nach Liefland gegen August zu wenden. Im Sommer 1701 landete er in Liefland, vertrieb die Sachsen, eroberte den größten Theil Litthauens und drang dann siegreich in Polen selbst ein, alle Friedensvorschläge des Königs von sich weisend. August sollte büßen mit dem Verlust seiner Königskrone. Nach mehreren siegreichen Schlachten zwang er die Polen, auf einem Reichstag seine Entsetzung auszusprechen (1704), worauf ein neuer König nach langen Streitigkeiten gewählt ward in der Person des Woiwoden von Posen, Stanislaus Lesczinski, eines jungen Mannes von schönem Wuchs und bescheidenen Sitten, der sich bei Karl in große Gunst gesetzt hatte (1706).

Im J. 1706 trieb sich Karl seit Februar in den Sümpfen und Wäldern von Litthauen herum, um die zum Schutze Augusts II. eingerückten Russen zu vertreiben. In der schlimmen Winterzeit hatten seine Soldaten unsägliche Mühen und Strapazen zu erdulden. Sie mußten bei der härtesten Kälte unter freiem Himmel lagern, so daß viele erstarrten. Als im Frühjahr das Thauwetter kam, waren die morastigen Wege so bodenlos, daß Pferde und Wagen stecken blieben, daß man die Wagen mit Winden aus dem Schlamm herausheben mußte. Aber Karl ließ sich durch all diese Widerwärtigkeiten nicht abschrecken. Tagelang watete er, bis an die Knie, ja biswei-



len bis unter die Arme im Wasser, seinen Truppen voran; keiner übertraf ihn in Ertragung der Beschwerden, er schlief wenig und aß schlechtes schwarzes Brod. In Wolhynien endlich kehrte er um und ging nach Polen zurück, um in Sachsen einzudringen, wohin sich August II. zurückgezogen hatte. Ohne Widerstand zu finden, drang er bis Leipzig vor. August leitete sogleich Unterhandlungen ein und schloß den Frieden zu Altranstädt ab (Septbr. 1706), in welchem er für sich und seine Nachkommen auf den polnischen Thron verzichtete, den Stanislaus Lesczinski als König von Polen anerkannte und allen Bündnissen gegen Schweden entsagte.

Nachdem Karl seinen zweiten Feind gedemüthigt hatte, wandte er sich endlich im J. 1707 gegen den dritten, Peter von Rußland, um auch diesen völlig niederzuwerfen. Peter hatte, während Karl sich planlos in den polnischen Ländern umhertrieb, die Zeit trefflich benutzt, er hatte die schwedischen Besitzungen an der Ostsee, Ingermannland, Esthland und Liefland, zum größten Theil erobert und im J. 1703 am Ausfluß der Newa in den finnischen Meerbusen auf schwedischem Boden den Grund zu seiner neuen Hauptstadt, St. Petersburg, gelegt, und den Zugang zu derselben von der Land- und Seeseite befestigt. Hunderttausende von Menschen waren aus dem ganzen Reiche zusammengetrieben worden, um unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen den morastigen Boden mit herbeigeschleppter Erde auszufüllen und die Befestigungen und hölzernen Häuser aufzubauen. Schon im zweiten Jahre war die Stadt bewohnbar, und viele Edelleute, Kaufleute und Handwerker in Moskau und andern Städten wurden gezwungen, sich in derselben niederzulassen; aber die jetzt so prächtige Stadt hatte damals noch ein gar unscheinbares Ansehen, und mehrmals noch zu Peters Lebzeiten war sie in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer verzehrt zu werden.

Karl von Schweden rückte von Polen in Rußland ein und marschirte gen Osten, auf Moskau zu. Peter machte ihm wiederholt Friedensanerbietungen; aber Karl antwortete, er werde ihm in Moskau, seiner alten Hauptstadt, den Frie-

den dictiren. Aber plötzlich wandte er sich zu Aller Ueberraschung gegen Süden. **Mazeppa**, der 70jährige Hetman der Kosaken, der Fürst der Ukräne, der sich von der Oberherrschaft der Russen frei machen wollte, lud ihn ein, in die Ukräne zu kommen; er versprach, ihm 30,000 M. zuzuführen und dann von der Ukräne aus mit ihm gegen Moskau zu ziehn. Karl, der überhaupt seine Kriege planlos führte, ging auf den verderblichen Vorschlag ein und verharrte bei seinem Vorsatze um so hartnäckiger, je mehr ihm seine Offiziere abriethen. Dadurch wurde der General Löwenhaupt, der auf Karls Befehl von Liefland aus ihm 11,000 M. nebst Geschütz und Munition, Pferden und Lebensmitteln zuführen und an der Beresina zu ihm stoßen sollte, im Stiche gelassen. Durch Wüsten und Wälder kam Löwenhaupt, obgleich stets von den Russen umschwärmt, glücklich bis zu der ihm angegebenen Stelle; aber er fand den König nicht, sondern wurde von 40,000 Russen angegriffen. Sechsmal in drei Tagen warf er die Angriffe des übermächtigen Feindes zurück und schlug sich tapfer durch. Aber er brachte kaum 6000 M. zu dem König und hatte Pferde und Geschütz und alles Gepäck zurücklassen müssen.

Mazeppa erschien in dem Lager in nicht viel besserem Zustand. Seine Truppen hatten, als sie seine Absicht merkten, ihn größtentheils verlassen, so daß er nur mit 7000 M. zu den Schweden kam. Auch brachte er weder Geld noch Lebensmittel. Karl setzte, alle Warnungen verschmähend, eigensinnig seinen beschwerlichen Marsch fort und kam, beständig von den Schwärmen der Russen beunruhigt, im November 1708 in Baturin, der Residenz Mazeppas, an. Aber die Stadt war von dem russischen Fürsten Menzikow zerstört, Mazeppas Bildniß an den Galgen gehängt und ein anderer Hetman ernannt worden. Der Winter von 1708 auf 9 war, wie wir schon gehört (S. 138), außerordentlich streng; aber trotz der fürchterlichsten Kälte setzte Karl seine Märsche in der Ukräne fort, um die Hauptstadt **Pultawa** zu erreichen. Die Soldaten erfroren auf den Posten, die Reiter mußten absitzen, um nicht auf den Pferden zu erfrieren, Tau-

senden erstarrten Hände und Füße; und unter solchen Umständen mußte man sich noch mit dem Feinde schlagen. Auf den Frost folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege bodenlos machte und den kleinsten Bach zum Strome anschwellte. Viele Menschen und Pferde fanden in den Gewässern ihren Tod, viele Wagen versanken, andere mußten, da man sie nicht fortbringen konnte, verbrannt werden. So ging es vorwärts ohne Rast und Ruh, und nirgends fand man Erholung; denn die Russen hatten alles niedergebrannt. Man nährte sich mit schwarzem, verschimmeltem Brot. Ein Soldat gab dem König ein Stück davon; er aß es und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen.“

Endlich kam das ermattete und zusammengeschmolzene Heer vor dem befestigten Pultawa an; aber es war zu schwach, um die Festung gehörig zu belagern. Bald auch erschien Peter mit 65,000 M. Die Schlacht war unvermeidlich. Karl ließ sich in der Schlacht in einer Sänfte umhertragen, da er eine gefährliche Wunde am Fuße hatte, und mußte die Leitung des Treffens einem seiner Generale überlassen. Die Schweden kämpften mit bewundernswürdiger Tapferkeit; aber sie hatten es mit einer großen Uebermacht zu thun, und es fehlte ihnen sogar an Pulver und Blei. Nach zweistündigem furchtbarem Ringen war die Niederlage der Schweden entschieden. Mehr als 8000 M. fielen; 14—15,000 M. zogen sich unter Löwenhaupt aus der Schlacht, mußten sich aber nach einigen Tagen gegen das Versprechen anständiger Gefangenschaft ergeben. Aber Peter hielt sein Wort nicht. Sie wurden durch das ganze russische Reich zerstreut; viele starben in den sibirischen Bergwerken oder als Bettler auf den Landstraßen.

Die Schlacht bei Pultawa (8. Juli 1709) war von der größten Wichtigkeit. Die Schweden verloren das Uebergewicht im Norden und Osten Europas, und Rußland trat an ihre Stelle.

In der Verwirrung der Schlacht waren Peter sowohl wie Karl in Lebensgefahr gekommen. Dem Czaren flog eine

Kugel durch den Hut, eine andere durch den Rock; dem König wurde das Vorderpferd an seiner Sänfte erschossen und eine Tragstange an derselben durch eine Kugel zerschmettert. Man half ihm auf ein Pferd, und auch dieses ward erschossen. Zuletzt floh er in einer Kutsche nach dem Dniepr zu und kam mit etwa 2000 Begleitern unter großen Entbehrungen und Gefahren nach einigen Tagen über den Bog in das türkische Gebiet, wo er von dem Pascha von Bender gastlich aufgenommen ward. Der Sultan Achmed III., ein großmüthiger Mann, gab den Befehl, den Schweden bei Bender ein Lager zu errichten. Hier baute sich Karl ein Haus, das später von ihm zu einer Art Festung umgewandelt ward. Es wurde ihm eine Bedeckung zur Rückkehr in seine Staaten angeboten; aber es widerstrebte seinem Stolze, unter seinen Unterthanen als ein Feldherr ohne Heer zu erscheinen, er hoffte an der Spitze eines türkischen Heeres mitten durch Rußland in sein Reich zurückzukehren. Darum sollte die Türkei zum Kriege gegen Rußland gebracht werden. Und wirklich gelang es seinem Abgeordneten in Constantinopel, Poniatowsky, einem gewandten Unterhändler, durch Geld und unermüdliche Cabalen, daß die Pforte im J. 1711 an Rußland den Krieg erklärte. Peter suchte dem Angriff der Türken zuvorzukommen, wurde aber am Pruth mit seinem Heere eingeschlossen, so daß kein Entkommen mehr war. Da rettete ihn seine Gemahlin Katharina, die mit in den Krieg gezogen war. Sie bestach mit ihrem Juwelenschmuck den Großvezier, daß er Frieden mit den Russen schloß (Juli 1711). Peter gab Asow an die Türken zurück und mußte versprechen, Karls Rückkehr nach Schweden nicht zu hindern.

Aber Karl war zur Rückkehr nicht zu bewegen. Der Friede am Pruth hatte ihn mit Zorn und Grimm erfüllt, und sein Trotz und Starrsinn wuchs, als alle Versuche, einen neuen Krieg zwischen der Türkei und Rußland herbeizuführen, mißglückten. Nachdem der Sultan wiederholt in ihn gedrungen war, seine Abreise zu beschleunigen, erklärte er zuletzt, er bedürfe einer halben Million Thaler, um seine Schulden zu bezahlen. Der Sultan gab ihm noch 100,000 Thlr.

mehr; aber Karl blieb und machte eine neue Forderung. Da ward endlich in Constantinopel beschlossen, den beschwerlichen Gast mit Gewalt zu vertreiben. Es wurden 2000 Janitscharen und 12,000 Tataren gegen sein Lager geschickt, das er mit seinen 300 Schweden zu vertheidigen entschlossen war. Denn die Polen und Kosaken, die noch bei ihm gewesen, hatten ihn verlassen. Die türkischen Kanonen zersprengten die schwedische Mannschaft vor Karls verschanztem Hause; Karl aber vertheidigte sich mit etwa 60 M. in seiner Wohnung mit solcher Tapferkeit, daß die Türken zuletzt Feuer anlegten, um ihn herauszutreiben. Karl kämpfte mit den eingedrungenen Feinden in dem brennenden Hause, bis die glühenden Balken über ihnen zusammenbrachen; dann stürzte er mit seiner Schaar heraus, um sich in ein anderes noch unversehrtes Haus zu werfen. Aber in der Thüre verwickelte er sich mit seinen langen Sporen und fiel zu Boden. Die Janitscharen stürzten sich über ihn und entwaffneten ihn (1713).

Die bei diesem Kampfe bewiesene tollkühne Tapferkeit des „Sultan Eisenkopf", wie die Türken den König nannten, erwarb ihm bei den Türken eine solche Achtung, daß man vorläufig von einer gewaltsamen Fortschaffung desselben abstand. Er ward nach Demotika bei Adrianopel gebracht, und dort blieb er noch bis zum Herbst 1714. Damals erschien bei ihm ein Abgesandter des schwedischen Reichsraths mit der Meldung, wenn er noch länger von seinen Staaten fern bleibe, so sei in Schweden ein Aufstand und die Erwählung eines Reichsvorstehers zu befürchten. Das bewog ihn zur Rückkehr. Am 1. Octbr. machte er sich auf und zog, von einer türkischen Ehrenwache begleitet, nach der walachischen Grenze. Aber dieser Zug ging ihm zu langsam. Nach 5 Tagen entließ er die Ehrenwache; bald auch ließ er sein schwedisches Gefolge zurück und ritt, blos von den Obersten Düring und Rosen begleitet, unter fremdem Namen weiter, mit solcher Schnelligkeit, daß auch Rosen bald zurückbleiben mußte. Tags zu Pferd, des Nachts im Wagen, legten sie durch Ungarn und Deutschland in 14 Tagen 280 deutsche Meilen zurück und langten endlich in der Nacht vor dem Thore von

Stralsund an. Dies war bekanntlich damals eine schwedische Stadt. Der wachhabende Offizier machte Schwierigkeiten, sie einzulassen; da aber der angebliche Courier gleich mit Aufhängen drohte, ließ man ihn ein. Trotz seiner Vermummung wurde der König erkannt, und eine allgemeine Freude erfüllte am frühen Morgen die Stadt. Obgleich man ihm die Stiefeln von seinen geschwollenen Füßen hatte abschneiden müssen, und er in 16 Nächten in keinem Bette gewesen war, hielt er doch am folgenden Morgen eine Musterung der Truppen.

Karls Feinde hatten seinen 5jährigen Aufenthalt in der Türkei zu nutzen gewußt. August II. hatte den König Stanislaus aus Polen vertrieben und dieses Reich wieder in Besitz genommen. Die Dänen hatten zwar bei einem Einfall in das südliche Schweden zwei schimpfliche Niederlagen erlitten, aber dem Herzog von Holstein-Gottorp Schleswig weggenommen und das Herzogthum Bremen erobert. Den größten Vortheil hatte Peter der Große davongetragen, indem er Liefland, Esthland, Ingermannland, Carelien und einen Theil von Finnland eroberte und durch die Heirath seiner Bruderstochter mit dem Herzog von Kurland, der bald starb, auch diese Provinz gewann. Zu diesen drei alten Feinden Schwedens kamen noch zwei neue hinzu, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, und der Kurfürst Georg I. von Hannover. Der letztere kaufte von den Dänen die von ihnen eroberten schwedischen Besitzungen Bremen und Verden; der König von Preußen hatte einen großen Theil von Schwedisch-Pommern und die Festung Stettin besetzt und eroberte im J. 1715 in Verbindung mit Sachsen und Dänen auch Stralsund, aus welchem Karl nur mit Lebensgefahr entkam, um nach 16jähriger Abwesenheit in sein Heimatland zurückzukehren. Im nächsten Jahr verlor er auch Wismar.

Schweden war durch die langen Kriege und den Verlust der auswärtigen Besitzungen völlig erschöpft; es fehlte an allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges, und das Heer selbst war im elendsten Zustande. Aber die Anwesenheit des Königs ermuthigte die Nation zu neuen Anstrengungen, so daß Karl aufs neue das Kriegsglück versuchen konnte. Während

er durch den Grafen von Görz mit Peter I. unterhandeln ließ und ihn durch die Aussicht auf Abtretung der Ostseeprovinzen unthätig machte, unternahm er in den Jahren 1716 und 1717 zwei Feldzüge nach Norwegen, um dies den Dänen zu entreißen. Beide Züge mißlangen. Im J. 1718 rückte er aufs neue in Norwegen ein. Den General Armfeld schickte er mit 10,000 M. über das Gebirg gegen Drontheim, er selbst belagerte im Süden die Festung Friedrichshall. Hier fand er am 11. Decbr. 1718 in den Laufgräben vor der Festung seinen Tod, wahrscheinlich durch Meuchelmord. Er war um 9 Uhr Abends mit zwei Offizieren, Megret und Siquier, Franzosen von Geburt, hinausgegangen, um die Arbeiten zu besichtigen; um 10 Uhr hieß es, der König sei erschossen. Man fand ihn todt, den Kopf auf die Brustwehr gelehnt, die Hand am Degen, Kopf und Handschuh blutig; eine Kugel war ihm durch die rechte Schläfe gedrungen. Siquier sagte kalt: „Das Spiel ist aus, wir wollen zu Tische gehen." In einem hitzigen Fieber soll derselbe später gesagt haben, er habe den König erschossen. Und dies war die allgemeine Meinung. Als Anstifter des Mordes aber wurde der hohe Adel angesehen, der mit dem Thun des Königs unzufrieden war und nach Erweiterung seiner Macht strebte.

Bald nach dem Tode des Königs ging das schwedische Heer, welches vor Drontheim gestanden, auf eine unerhört traurige Weise zu Grunde. Armfeld wollte während einer fürchterlichen Kälte im Januar 1719 über die nördlichen Gebirge nach Schweden zurückkehren, über Höhen, die im Winter kein menschlicher Fuß betrat. Ohne Nahrung und hinlängliche Kleidung kletterten 10,000 abgemattete Schweden unter Sturm und Schneegewirbel in der schneeigen Oede umher und zogen noch ihr Geschütz hinter sich her. In einem solchen Kampfe ging die menschliche Kraft aus. Sie schickten einige gefangene Dänen nach Drontheim zurück, um den dortigen Befehlshaber von ihrer Noth zu unterrichten. Der sandte sogleich 300 Schlittschuhläufer mit 150 leichten Schlitten hin; allein die Hülfe kam zu spät. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, standen zum Tode erstarrt, ganze Hau=

sen lagen im Schnee verschüttet, andere, von eisigen Klippen herabgeglitten, lagen in Abgründen zerschmettert. Armfeld selbst erreichte mit 500 Mann nur mit Mühe und durch den Frost verstümmelt die bewohnten Gegenden Schwedens wieder.

Karl XII. war nur Kriegsmann, nicht Staatsmann, wie sein großer Gegner Peter. Und auch als Kriegsmann war er nur groß durch Tollkühnheit und die Verachtung jeglicher Gefahr sowie durch die Fähigkeit, jegliche Beschwerde und Entbehrung zu ertragen; dagegen fehlte ihm die Gabe einer umfassenden Berechnung und der planmäßigen Verfolgung eines letzten Zieles, dessen Erreichung die Entscheidung bringt. Ein großer Fehler war sein unbegrenzter Eigensinn, der keiner Vernunft zugänglich war. So hat er denn verschuldet, daß Schweden von der Höhe seiner Macht herabstürzte und fast alle seine auswärtigen Besitzungen verlor. Nach seinem Tode erhob der schwedische Adel mit Uebergehung seines Neffen, des Herzogs von Holstein-Gottorp, seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, Gemahlin des Erbprinzen von Hessen-Kassel, und später diesen selbst auf den Thron; beide mußten aber der Unbeschränktheit der königlichen Macht entsagen und die Regierung fast ganz in die Hände von wenigen Adelsfamilien geben.

Die neue Regierung schloß mit den Gegnern Schwedens Frieden, indem sie die auswärtigen Besitzungen zum Theil gegen Geld abgab. Hannover erhielt Bremen und Verden gegen 1 Mill. Thlr., Preußen Vorpommern bis zur Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin gegen 2 Mill. Thlr. Dänemark behielt das im Kriege eroberte Schleswig, mit Ausnahme der Glücksburgischen Lande. Die Russen erlangten im Frieden zu Nystädt (1721) die Abtretung von Liefland, Esthland, Ingermannland und eines Theils von Carelien, wogegen sie Finnland zurückgaben.

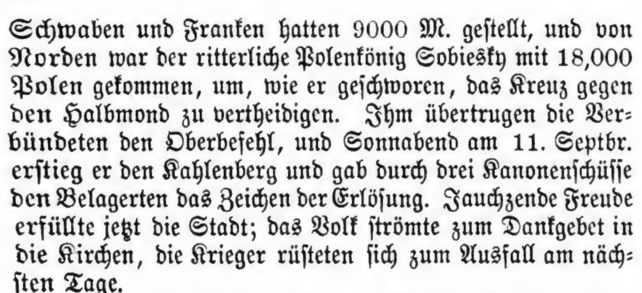
XV. Die Kriege zwischen Oestreich und der Türkei.
1664—1739.

Um eine Uebersicht über die Türkenkriege zu geben, müssen wir noch einmal in die Zeiten des Kaisers Leopold I. und Ludwigs XIV. von Frankreich zurückgehen. Die Türken hatten sich seit dem Sultan Soliman, der zur Zeit Karls V. sogar Wien belagert hatte (1529), in Niederungarn festgesetzt und versuchten von da aus ihre Herrschaft im östlichen Europa weiter auszudehnen. Namentlich hatten sie es auf Siebenbürgen und das übrige Ungarn, das in östreichischem Besitze war, abgesehen. Im J. 1664 kamen sie wegen Siebenbürgens mit Oestreich in Krieg und unternahmen einen Zug gegen Oberungarn, erlitten aber durch Montecuculi bei der Abtei St. Gotthardt eine furchtbare Niederlage, in Folge deren Siebenbürgen seine Selbständigkeit behielt und die Türken eine Zeitlang Ruhe hielten.

In dem österreichischen Ungarn entstand im J. 1670 durch die wiederholte Bedrückung der Protestanten eine Verschwörung der Magnaten gegen die deutsche Herrschaft. Sie wurde aber entdeckt und die Häupter blutig bestraft (1671). Da die Protestanten jetzt noch schonungsloser verfolgt wurden und der Kaiser Leopold eine Abänderung der ungarischen Verfassung wagte, so entstand im J. 1678 ein neuer Aufstand, an dessen Spitze sich der Graf Tököly stellte. Fast ganz Ungarn erhob sich für seine gerechte Sache, warf sich aber, um sich gegen Oestreichs Macht zu behaupten, den Türken in die Arme, diesen brutalen Eroberern, die nur Ketten für Ketten bringen konnten. Der Sultan, zugleich auch von dem Gesandten Ludwigs XIV., der sich des Elsasses bemächtigen wollte, gegen Oestreich aufgereizt, war zum Kriege bereit und schickte seinen Großvezier Kara Mustapha mit mehr als 200,000 M. grades Weges gegen Wien (1683).

Furcht und Schrecken ging dem türkischen Heere voraus, das langsam und ohne Widerstand zu finden gegen die östreichische Hauptstadt heranzog. Der Kaiser mit seinem Hofe

flüchtete nach Linz; viele Einwohner der geängsteten Stadt folgten seinem Beispiel. Der kaiserliche Feldherr Karl von Lothringen warf noch eine Besatzung von 14,000 M. in die Stadt und zog sich dann auf die Seite, um die Hülfe der Bundesgenossen, der deutschen Reichsfürsten und des Königs Sobiesky von Polen, abzuwarten. Der Graf Rüdiger von Stahremberg führte in Wien den Oberbefehl; unter ihm organisirte sich der zurückgebliebene Theil der Bürgerschaft, um die Besatzung bei der Vertheidigung der Stadt nach Kräften zu unterstützen. Als gegen Ende des Juli die türkischen Reiter sich vor der Stadt zeigten, ließ Stahremberg die Vorstädte niederbrennen und machte sich mit seinen 21,000 M. Bewaffneten und 200 Kanonen zum Kampf auf den Mauern und Wällen bereit. Kara Mustapha lagerte sich mit seinem ungeheuren Heere vor der Stadt, in einem Umfang von sechs Stunden, er hatte geschworen, die Stadt vom Erdboden zu vertilgen. Sofort eröffnete er die Laufgräben und ließ seine Geschütze gegen die Mauern und in die Stadt donnern; er legte unter den Mauern und Basteien gewaltige Minen an, und so oft eine Mine aufflog, stürmten die Türken unter furchtbarem Geschrei gegen die Breschen. Aber die Vertheidiger schlugen mit verzweifelter Tapferkeit jeden Sturm zurück. So ging es wochenlang, Mine auf Mine flog empor, ein Sturm folgte dem andern; aber die Vertheidiger behaupteten ihre Mauern, und was am Tage zerstört worden war, bauten sie in der Nacht wieder auf. Doch die Minen und Breschen wurden immer gefährlicher, die Besatzung schmolz durch Gefechte und Anstrengung und Krankheiten immer mehr zusammen; es war hohe Zeit, daß Entsatz kam. Am 10. Sept. war die Burgbastei durch eine Mine in die Luft gesprengt, und man erwartete mit Zittern einen neuen Sturm; da, in der äußersten Noth, eilte Stahremberg auf den Stephansthurm und ließ in der Nacht einen Fächer von Raketen aufsteigen, dem erwarteten Hülfsheer ein Zeichen der höchsten Gefahr. Und zum Glück waren die Hülfsvölker versammelt und in der Nähe. Karl von Lothringen hatte 20,000 M., die Kurfürsten von Baiern und Sachsen jeder 12,000 M.,



Schwaben und Franken hatten 9000 M. gestellt, und von Norden war der ritterliche Polenkönig Sobiesky mit 18,000 Polen gekommen, um, wie er geschworen, das Kreuz gegen den Halbmond zu vertheidigen. Ihm übertrugen die Verbündeten den Oberbefehl, und Sonnabend am 11. Septbr. erstieg er den Kahlenberg und gab durch drei Kanonenschüsse den Belagerten das Zeichen der Erlösung. Jauchzende Freude erfüllte jetzt die Stadt; das Volk strömte zum Dankgebet in die Kirchen, die Krieger rüsteten sich zum Ausfall am nächsten Tage.

Am nächsten Morgen, den 12. Septbr., stieg das christliche Heer von den Höhen herab zum Angriff auf das türkische Lager. Die Türken vertrauten so sehr auf ihre Stärke, daß sie sogar die Belagerung der Stadt fortsetzten und dem anrückenden Feinde nur einen Theil ihrer Streitkräfte entgegenstellten. Die Polen auf dem rechten Flügel mußten trotz den Beweisen des glänzendsten Muthes zurückweichen; aber in demselben Augenblick befahl Karl von Lothringen mit der ihm eigenen Energie das Vorrücken des ganzen linken Flügels; eine feindliche Batterie ward genommen und die Kanonen gegen die Türken gewendet, die nun die Flucht ergriffen. Der Herzog von Lothringen fragte den sächsischen Feldmarschall Götz, ob man für heute sich mit den errungenen Vortheilen begnügen solle. Götz antwortete: „Ich bin ein alter Mann, ich möchte heute gern in Wien ausruhen.“ So ward denn die Schlacht fortgesetzt. Während Sobiesky in einen Haufen von 20,000 türkischen Reitern einbrach und ihn zersprengte, drangen die Deutschen im Centrum und auf dem linken Flügel mit neuem Ungestüm vor und stürmten das türkische Lager. Der Großvezier ließ in seiner Wuth 30,000 christliche Gefangene niedermetzeln und Wien mit einem Hagel von Bomben und Kugeln überschütten; aber eben dadurch versäumte er die Abwehr des Hauptangriffs. Um 6 Uhr Abends war die Schlacht entschieden. Zuletzt gab es nur noch in den Laufgräben einen hartnäckigen Kampf; aber auch hier zerstäubte bald alles in wilder Flucht. Erst am nächsten Morgen erhielt man eine Uebersicht über die unge-



heure Beute. Man fand 370 Kanonen und die Kriegskasse mit mehr als 2 Mill. Thlr., 15,000 Zelte, darunter das des Großvezìers im Werthe von 400,000 Thlr., 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10,000 Schafe und ungeheure Massen von Lebensmitteln und Kriegsmaterial aller Art. Kaffee fand sich in solcher Menge vor, daß der Gebrauch damals allgemein wurde. Auch die geheime Correspondenz Ludwigs XIV. mit der Pforte fiel den Siegern in die Hände. Ludwig soll sich aus Aerger 3 Tage eingeschlossen haben.

In dem geretteten Wien war die Freude groß; mit lautem Jubel wurde das einziehende Heer und vor allen der Held Sobiesky begrüßt. Zwei Tage nachher kam auch der Kaiser Leopold zurück; aber das Volk bekümmerte sich wenig um ihn. Bei seinem förmlichen und abgemessenen Wesen hatte er große Bedenklichkeit über die Formen bei dem Zusammentreffen eines Kaisers mit einem Wahlkönig, wie Sobiesky war. Der Herzog von Lothringen meinte: „Mit offenen Armen ist er zu empfangen, denn er hat das Reich gerettet"; aber Leopold begrüßte den König doch sehr kalt und abgemessen, steif auf seinem Pferde sitzend, und blieb während der ganzen Unterredung wortkarg wie gewöhnlich.

Die Türken flohen unaufhaltsam und erlitten nochmals von den nacheilenden Polen und Kaiserlichen eine schwere Niederlage bei Parkany. Bald darauf zog Sobiesky nach Polen zurück und überließ den Oestreichern allein die Fortsetzung des Krieges. Kara Mustapha wurde zu Belgrad, wo er Winterlager halten wollte, auf Befehl des Sultans strangulirt.

In den nächsten Jahren befreite Karl von Lothringen, unterstützt von Ludwig von Baden, fast ganz Ungarn von dem türkischen Joch. Ofen, das 145 Jahre in den Händen der Türken gewesen, fiel erst 1686 nach hartnäckiger Belagerung. Die Ungarn, welche sich der Empörung schuldig gemacht, fühlten schwer die Rache des Kaisers. Der General Caraffa eröffnete ein Blutgericht, die „Fleischbank von Eperies" genannt, und ließ jeden Ungar, der verdächtig war, es mit Tököly gehalten zu haben, einkerkern, aufs grausamste

foltern und eine Menge hinrichten. Auch benutzte der Kaiser seinen Sieg zur Abänderung der Verfassung. Auf einem Reichstage zu Preßburg (1687) wurde das Wahlrecht der Nation aufgehoben und die Erbfolge des Hauses Habsburg in Ungarn proclamirt. 150 Jahre waren die Kämpfe zwischen Oestreich und den Türken auf ungarischem Boden ausgefochten wurden; jetzt brachen Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, der Kurfürst von Baiern und Prinz Eugen von Savoyen, alle sehr ausgezeichnete Feldherrn, in die türkischen Provinzen Bosnien und Serbien ein, und die Türken wären vielleicht ganz aus Europa vertrieben worden, wenn nicht Ludwig XIV. durch seinen dritten Raubkrieg die deutschen Waffen wieder nach dem Westen gezogen hätte. Dadurch konnten die Türken im Osten wieder vordringen; sie erlitten aber im J. 1691 durch Ludwig von Baden bei Salankemen und besonders im J. 1697 durch Eugen von Savoyen bei Zentha so schwere Niederlagen, daß sie sich 1699 zu dem ungünstigen Frieden zu Carlowitz verstehen mußten. Oestreich erhielt Siebenbürgen, Slavonien und Ungarn mit Ausnahme des Theils auf der linken Seite der Maros und der Theiß (des Temeswarer Banats).

Im J. 1714, zur Zeit des Kaisers Karl VI., begann ein neuer Krieg mit den Türken, in welchem Prinz Eugen glänzende Waffenthaten verrichtete. Er schlug die Türken bei Peterwardein (1716), eroberte in Folge davon die für uneinnehmbar gehaltene Festung Temeswar und im folgenden Jahre die Festung Belgrad. Im Frieden zu Passarowitz (1718), dem vortheilhaftesten, den Oestreich je mit der Türkei geschlossen, erhielt es den ganzen Banat und einen Theil von Serbien und der Walachei. Dagegen führten die Oestreicher, deren großer Feldherr Eugen im J. 1736 gestorben war, einen Krieg in den Jahren 1736—1739 gegen die Türken so unglücklich, daß sie im Belgrader Frieden (1739) einen großen Theil der früheren Erwerbungen wieder zurückgeben mußten und die Donau und Sau als Grenze zwischen Oestreich und der Türkei festgesetzt ward.

XVI. Kaiser Karl VI.
1711—1740.

Karl VI., Leopolds I. zweiter Sohn, der in seinen jüngeren Jahren für den spanischen Thron bestimmt gewesen war, folgte im J. 1711 seinem Bruder Joseph I. als deutscher Kaiser und als Herr aller östreichischen Länder. Er war voraussichtlich der letzte Habsburger; denn er hatte keine männlichen Nachkommen. Um seiner ältesten Tochter Maria Theresia, die später mit dem jungen Herzog Franz von Lothringen, einem Sohne des berühmten Türkensiegers, vermählt ward, die habsburgischen Länder zu erhalten und diese vor dem Schicksal der spanischen Monarchie, vor Trennung und Zerreißung zu bewahren, erließ er im J. 1713 unter dem Namen pragmatische Sanction eine Erbfolgeordnung, welche folgende drei Punkte enthielt: 1) Die sämmtlichen zur östreichischen Monarchie gehörigen Länder sollen nie getheilt werden. 2) Diese fallen in Ermangelung männlicher Nachkommen an Karls Töchter und deren Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt. 3) Stirbt diese Linie aus, so erben die Töchter Josephs I. und deren Nachkommen.

Die Bestimmungen der pragmatischen Sanction bedurften nicht blos der Zustimmung der Landstände in den einzelne Kronlanden und der Genehmigung des deutschen Reiches, sondern man mußte sich auch bei den auswärtigen Mächten einen festen Rückhalt suchen gegenüber der zu erwartenden Feindseligkeiten der andern Prätendenten. Denn das Haus Baiern sowie das Haus Sachsen, in welche Töchter des vorigen Kaisers Joseph verheirathet waren, machten Ansprüche auf die östreichischen Länder. Die landständische Einwilligung wurde leicht erlangt, und nun meinte Eugen von Savoyen mit Recht, man solle das Heil in die eigene Kraft und nicht auf die Garantien fremder Mächte setzen, man solle vor allem ein starkes Heer und einen reichen Schatz schaffen und dann in fester Ruhe abwarten, wer einen Widerspruch wagen würde. Aber Karl war andrer Ansicht; er war mit größtem Eifer auf auswär-

tige Garantien bedacht, auf die denn doch bei der damals so trüglichen Politik kein Verlaß war. Diese erlangte er auch zum Theil durch mancherlei Zugeständnisse. Sachsen suchte er durch seine Unterstützung bei der Bewerbung um die polnische Krone zu gewinnen, verwickelte sich aber dadurch in einen Krieg, der ihn theuer zu stehen kam.

Als im J. 1733 in dem zerrütteten Wahlreiche Polen durch den Tod Königs August II., Kurfürsten von Sachsen, der Thron erledigt wurde, entstanden über die Wahl des neuen Königs unter dem polnischen Adel zwei Parteien, von denen jede durch auswärtige Mächte unterstützt wurde. Die eine Partei erhob den früher von August II. und den Russen verdrängten Stanislaus Lesczinsky auf den Thron, und sie hatte eine besondere Stütze an Frankreich, dessen König Ludwig XV. ein Schwiegersohn Lesczinskys war, die andere den Sohn des verstorbenen Königs, den neuen Kurfürsten von Sachsen, August III., und diese hatte ihren Rückhalt an Rußland. Auch der Kaiser Karl trat als Bundesgenosse Augusts auf, als dieser versprach, die pragmatische Sanktion anzuerkennen und allen Erbansprüchen auf östreichische Länder zu entsagen. Als Stanislaus durch ein russisch-sächsisches Heer aus Polen vertrieben ward und der Kaiser ein Heer an der polnischen Grenze aufstellte, erklärte Ludwig XV. und die ihm verwandten Könige von Spanien und Sardinien an den Kaiser den Krieg. Die Franzosen besetzten Lothringen, dessen Herzog Franz der Gemahl der Maria Theresia werden sollte, und drangen über den Rhein vor, in Italien eroberten sie die östreichische Lombardei bis auf Mantua; die Spanier bemächtigten sich des Königreichs Neapel und Sicilien. An keiner Stelle waren die Oestreicher zum Widerstande gerüstet, und nirgends hatten sie Glück. Nach langen Unterhandlungen kam der Friede zu Wien zu Stande (1738). Stanislaus verzichtete auf den polnischen Thron und erhielt als Entschädigung das Herzogthum Lothringen, mit der Bestimmung, daß dasselbe nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Franz von Lothringen erhielt dagegen das Großherzogthum Toscana, welches seit 1737

durch das Aussterben des Hauses Medici erledigt war. Der Kaiser trat das Königreich beider Sicilien an den spanischen Prinzen Don Carlos ab und mußte sich mit Parma und Piacenza als Entschädigung begnügen. Dafür verstand sich Frankreich zur Garantie der pragmatischen Sanction.

Der Kaiser hatte zwar die Genugthuung, Polen einen König gegeben zu haben und die pragmatische Sanction von den meisten europäischen Mächten anerkannt zu sehen; aber wie unzuverlässig diese Anerkennung war, werden wir später sehen. Er hatte ferner für sein Haus das Königreich Neapel und Sicilien, sowie für sich und für Deutschland das wichtige Herzogthum Lothringen verloren. Als Stanislaus im J. 1766 starb, kamen die Lothringer, die sich unter ihren alten Herzögen lange rühmlich gegen die Franzosen gewehrt hatten, an Frankreich. Vom deutschen Reiche im Stiche gelassen, wurden sie der Familienpolitik schmählich geopfert.

XVII. Brandenburg-Preußen.

1. Die Mark Brandenburg bis zum 30jährigen Kriege.

Die Wiege des preußischen Staates war die s. g. Nordmark auf der linken Seite der Elbe zwischen dem Harz und der Havelmündung mit dem Hauptort Salzwedel. Der deutsche König Heinrich I. hatte, nachdem er die Hauptfeste der wendischen Heveller an der Havel, Brannibor (jetzt Brandenburg) erobert, diese Markgrafschaft zum Schutze der Grenze gegen die heidnischen Wenden gegründet. Aber das Havelland jenseits der Elbe ging in der Folge für lange Zeit wieder den Deutschen verloren, bis Albrecht der Bär von Ballenstädt (von Askanien, von Anhalt) von dem Kaiser Lothar III. mit der Mark Nordsachsen oder der Nordmark belehnt ward (1133). Albrecht eroberte wieder die Länder jenseits der Elbe und nannte sich Markgraf von Brandenburg; der

Kaiser Konrad III. ertheilte ihm die Erzkämmererwürde des deutschen Reiches. Seitdem wurde die Nordmark die **Altmark** genannt; die neu erworbenen Lande aber am rechten Ufer der Elbe hießen **Priegnitz** und **Neumark**. Später, als durch die Nachkommen Albrechts des Bären noch Besitzungen jenseits der Oder gewonnen wurden, erhielten diese den Namen **Neumark**, und die bisherige Neumark wurde die **Mittelmark**.

Albrecht der Bär zwang die unterworfenen Slaven zur Annahme des Christenthums und siedelte, um die Cultur zu heben, in seinen Landen viele Deutsche an. Damals hatte die Cultur in Deutschland, besonders am Rhein, schon bedeutende Fortschritte gemacht und die Bevölkerung an Zahl und Unternehmungslust so zugenommen, daß viele Bauern, Handwerker und Kaufleute, namentlich aus den Niederlanden, nach dem Osten auswanderten, wo Grund und Boden und mancherlei sonstige Vortheile leicht zu haben waren. So entstand denn in der Mark Brandenburg eine Menge deutscher Dörfer und Städte; Ackerbau, Gewerbe und Handel blühten auf, und es dauerte nicht lange, so waren das Christenthum und deutsche Art und Sitte in dem Lande fest gegründet. Die Nachkommen Albrechts, die Ballenstädter (Askanier, Anhaltiner), fuhren in seinem Geiste zu wirken fort, erweiterten ihr Gebiet und erhoben das von der Natur nicht sehr begünstigte Land zu schönster Blüthe. Unter **Waldemar dem Großen** (1308—1319), dem vorletzten Askanier, war die Mark Brandenburg der größte und mächtigste Staat in Norddeutschland und das Ansehen der Markgrafen so hoch gestiegen, daß sie allein unter den Markgrafen mit den sechs mächtigsten Reichsfürsten das ausschließliche Wahlrecht bei der Kaiserwahl übten.

Nach dem Aussterben der Askanier (1320), zu einer Zeit, wo Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich um die deutsche Kaiserkrone stritten, trat in Brandenburg ein vierjähriges Interregnum ein, worauf Ludwig von Baiern, der den Sieg über Friedrich errungen, die Mark als ein erledigtes Reichslehen einzog und mit Uebergehung der nächsten Verwandten der Askanier an seinen ältesten Sohn Ludwig

gab (1324). Denn damals waren die deutschen Kaiser weniger auf das Wohl des Reiches als auf die Erweiterung ihrer Hausmacht bedacht. Aber das bairische Haus wurde von dem folgenden Kaiser, Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, genöthigt, die Mark nebst der Kurwürde gegen eine geringe Entschädigung an seinen Sohn Wenzel abzutreten; von diesem erhielt es sein Bruder Sigismund. Diese beiden Luxemburger besaßen die Mark von 1373—1417.

Unter den bairischen oder wittelsbacher Fürsten und mehr noch unter den Luxemburgern wurde die Mark wie ein Nebenland behandelt und befand sich in trauriger Lage. Das Land wurde beraubt und verheert durch die Nachbarn und durch Raubritter und Wegelagerer im Innern. Das änderte sich, als der vorgenannte Kaiser Sigismund im J. 1411 dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, aus der fränkischen Linie des Hauses Hohenzollern, die Statthalterschaft mit landesherrlichen Rechten über die Mark Brandenburg übergab. Die Grafen von Hohenzollern, die Ahnherrn der preußischen Könige, stammten von dem Schlosse Hohenzollern in Schwaben zwischen der oberen Donau und dem oberen Neckar und hatten Besitzungen in Schwaben und Franken. Im J. 1292 wurde Friedrich I., Graf von Zolre, des Kaisers Burggraf in Nürnberg, als welcher er an des Kaisers Statt die höchste Gerichtsbarkeit und den obersten Kriegsbefehl über eine beträchtliche Anzahl von Städten und Aemtern zwischen Main und Donau ausübte. Seine Nachkommen theilten sich in eine schwäbische Linie (Hechingen und Sigmaringen) und eine fränkische, welche die Burggrafschaft von Nürnberg behielt und die Fürstenthümer Baireuth und Onolzbach (Ansbach) gewann. Die Burggrafen von Nürnberg gehörten zu den bedeutenderen Fürsten des Reiches und haben sich immer durch treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich ausgezeichnet. Friedrich VI., hervorragend durch seine Weisheit und seine Bildung, tapfer und staatsklug, hatte dem Kaiser Sigismund die wichtigsten Dienste geleistet und sogar seine Wahl zum Kaiser durchgesetzt. Dafür belohnte ihn Sigismund mit der Statthalterschaft in Brandenburg.

Friedrich stellte zunächst die alten Grenzen der Mark Brandenburg wieder her und ließ sich dann die hauptsächlichste Sorge sein, der Unordnung und dem Raubwesen im Innern zu steuern. Die frechsten Räuber im Lande waren die Brüder Dietrich und Hans von Quitzow, welche 24 Burgen im Besitze hatten und von da aus Dörfer und Städte verheerten und ausplünderten. Als der Statthalter Friedrich ins Land kam, verhöhnten sie „den Nürnberger Tand" und meinten, wenn's auch ein ganzes Jahr sollt' Burggrafen regnen, so würden sie solche doch nicht in der Mark aufkommen lassen. Sie verweigerten ihm den Eid. Aber Friedrich ging frisch und ungesäumt ans Werk. Er bot die wohlgesinnten Städte und Nachbarn auf, lieh von dem thüringer Landgrafen schweres Geschütz, unter anderm die berühmte, schwer fortzuschaffende „faule Grete", und schoß die Raubburgen in Schutt und Trümmer. Die Quitzows flohen aus dem Lande, die andern Raubritter baten um Gnade.

Im J. 1415 trat Sigismund dem Burggrafen die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramte förmlich als erblichen Besitz ab und im J. 1417 belehnte er ihn damit feierlich zu Kostnitz vor dem versammelten Concil und dem Reichstage. Als Kurfürst heißt er Friedrich I. — Das Haus Hohenzollern gab der Mark Brandenburg eine Reihe von 12 Kurfürsten, von denen der zwölfte sich die Königskrone von Preußen aufsetzte. Bis zum Anfang des 30jährigen Krieges regierten deren 9, meist kluge und thatkräftige Männer, welche das Gebiet nach außen vergrößerten und im Innern ihre Macht befestigten und erweiterten. Wie Friedrich I. die Macht des Adels gebrochen hatte, so demüthigte sein Sohn

2. Friedrich II., „der Eiserne", (1440—1470) die Städte, welche in den Zeiten der Unordnung ihre Rechte und Freiheiten sehr erweitert hatten. Er machte das vereinigte Berlin-Köln zur fürstlichen Residenz und Hauptstadt des Kurstaats. Dessen Bruder

3. Albrecht Achilles (1470—1486) vereinigte sämmtliche fränkische und brandenburgische Besitzungen des

Hauses Hohenzollern und suchte einer abermaligen Zersplitterung durch ein Hausgesetz (dispositio Achillea) vorzubeugen, nach welchem die Mark Brandenburg, als Kurland, stets ungetheilt bleiben und nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie forterben, die fränkischen Fürstenthümer zwar fortan von Brandenburg getrennt, jedoch höchstens unter zwei Nebenlinien getheilt werden sollten. Sein Sohn

4. Johann Cicero (1486—1499), ein gelehrter und beredter Mann, stiftete, um Wissenschaft und Bildung zu heben, die Universität Frankfurt a. d. O. Seine beiden Stiefbrüder theilten die fränkischen Besitzungen unter sich, die nun bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts von dem Kurlande getrennt blieben. Sein Sohn

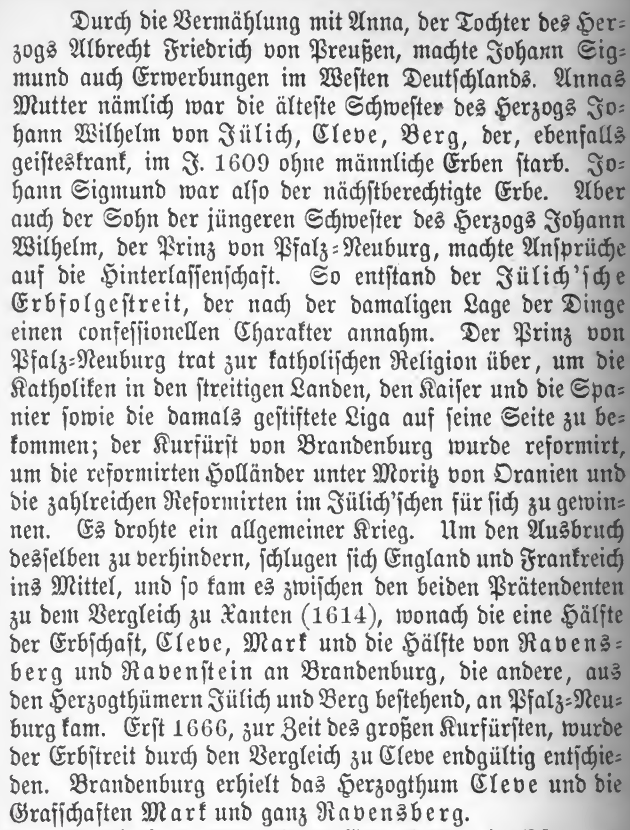
5. Joachim I. Nestor (1499—1535), hochangesehen unter den deutschen Fürsten wegen seiner gelehrten Bildung und Beredtsamkeit, war bei seinem Regierungsantritt erst 15 Jahre alt. Deshalb erhob der Adel des Landes wieder sein Haupt und verfiel in das alte Raubwesen. „Vor Köckeritz und Lüderitz", hieß es damals im Volksmund, „vor Krachten und vor Itzenplitz behüt' uns, lieber Herr Gott!" Der Ritter von Otterstädt schrieb dem jungen Kurfürsten an die Thür: „Jochimken, Jochimken, höde di; fangen wi di, so hangen wi di"! und lauerte ihm auch wirklich auf. Aber Joachim ging scharf gegen die Landschädiger vor und säuberte in Kurzem das Land. An einem Tage ließ er 70 Raubritter hängen. Sein Lebenlang sorgte er aus allen Kräften für die Sicherheit und Wohlfahrt seines Landes. Seine Regierung fällt in die Zeit der Reformation, und die neue Lehre fand bei einem großen Theil seiner Unterthanen Eingang, selbst in seinem Hause, bei seiner Gemahlin Elisabeth; er selbst aber erwies sich als einen heftigen Gegner der Reformation, die nicht von einem Mönchlein ausgehen dürfe, sondern von dem Papste, dem Kaiser und den Kurfürsten. Seine Gemahlin floh heimlich vor seinem Zorne nach Sachsen; seinen Söhnen, Joachim und Johann, befahl er auf seinem Todesbette, päpstlich zu bleiben. Aber beide gingen nach seinem Tode zur lutherischen Kirche über. Der älteste,

6. Joachim II. Hektor (1535—1571), wurde Kurfürst. Seit seinem Uebertritt zur lutherischen Kirche (1539) wurde das protestantische Princip, das Recht der Vernunft über Menschensatzung und die Freiheit des Gewissens, ein Hauptelement der brandenburgischen Politik, und als später (1697) das kurfürstliche Haus von Sachsen, um die polnische Krone zu erlangen, zum Katholicismus übertrat, ging die Führerschaft des Protestantismus in Deutschland von Sachsen allein auf Brandenburg-Preußen über. Im J. 1537 schloß Joachim einen Erbvertrag mit dem schlesischen Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, nach welchem im Fall des Erlöschens des herzoglichen Mannesstamms diese Lande an Brandenburg fallen sollten, und zur Befestigung dieses Vertrags wurde eine Doppelheirath zwischen den Kindern beider Fürsten vollzogen. Ferdinand I. aber, König von Böhmen, erklärte den Vertrag für nichtig, weil der Herzog von Liegnitz ein Lehnsmann der Krone Böhmen und der Vertrag ohne des Kaisers Genehmigung geschlossen sei. Erst Friedrich der Große wußte seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Auch die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen erwarb Joachim seinem Hause durch einen Vertrag mit dem König von Polen, welcher Lehnsherr von Preußen war. Um diese Erbfolge zu sichern, vermählte der folgende Kurfürst,

7. Johann Georg (1571—1598), seinen Enkel Johann Sigmund mit Anna, der ältesten Tochter des schwachsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, von dem vorauszusehen war, daß er ohne männliche Erben sterben werde, und Johann Georgs Sohn, der Kurfürst

8. Joachim Friedrich (1598—1608) heirathete noch als ein Mann von fast 60 Jahren desselben Herzogs zweite Tochter Eleonore. Er übernahm bereits 1605 die vormundschaftliche Regierung in Preußen. Sein Sohn

9. Johann Sigmund (1608—1619) vereinigte endlich nach dem Tode des Herzogs Albrecht Friedrich das Herzogthum Preußen im J. 1618 mit der Mark Brandenburg.



Durch die Vermählung mit Anna, der Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, machte Johann Sigmund auch Erwerbungen im Westen Deutschlands. Annas Mutter nämlich war die älteste Schwester des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg, der, ebenfalls geisteskrank, im J. 1609 ohne männliche Erben starb. Johann Sigmund war also der nächstberechtigte Erbe. Aber auch der Sohn der jüngeren Schwester des Herzogs Johann Wilhelm, der Prinz von Pfalz-Neuburg, machte Ansprüche auf die Hinterlassenschaft. So entstand der Jülich'sche Erbfolgestreit, der nach der damaligen Lage der Dinge einen confessionellen Charakter annahm. Der Prinz von Pfalz-Neuburg trat zur katholischen Religion über, um die Katholiken in den streitigen Landen, den Kaiser und die Spanier sowie die damals gestiftete Liga auf seine Seite zu bekommen; der Kurfürst von Brandenburg wurde reformirt, um die reformirten Holländer unter Moritz von Oranien und die zahlreichen Reformirten im Jülich'schen für sich zu gewinnen. Es drohte ein allgemeiner Krieg. Um den Ausbruch desselben zu verhindern, schlugen sich England und Frankreich ins Mittel, und so kam es zwischen den beiden Prätendenten zu dem Vergleich zu Xanten (1614), wonach die eine Hälfte der Erbschaft, Cleve, Mark und die Hälfte von Ravensberg und Ravenstein an Brandenburg, die andere, aus den Herzogthümern Jülich und Berg bestehend, an Pfalz-Neuburg kam. Erst 1666, zur Zeit des großen Kurfürsten, wurde der Erbstreit durch den Vergleich zu Cleve endgültig entschieden. Brandenburg erhielt das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und ganz Ravensberg.

Durch die eben erwähnten Erwerbungen im Osten und Westen stieg der Länderbesitz des Brandenburger Hauses auf mehr als das doppelte, von 716 auf 1471 Quadratmeilen. Der brandenburg-preußische Staat war jetzt der bedeutendste in Norddeutschland, und da das Herzogthum Preußen nicht zum deutschen Reiche gehörte, so hörte er auf ein bloßes deutsches Reichslehen zu sein. Durch den Uebertritt des Fürstenhauses aber zur reformirten Kirche, während der größte Th

der Unterthanen lutherisch war, wurden die Hohenzollern dahin geführt, bei energischem Festhalten des protestantischen Princips in ihren Landen eine religiöse Duldung zu üben, wie sie anderwärts in Deutschland nicht vorkam.

---

2. Preußen bis zum J. 1618.

Die Preußen an der Küste der Ostsee zwischen Weichsel und Niemen, ein aus slavischen, deutschen und lettischen Stämmen gemischtes Volk, widerstanden lange Zeit der Einführung des Christenthums und vergalten die kriegerischen Angriffe ihrer Nachbarn durch verheerende Einfälle in deren Land. Da wandte sich der Bischof Christian von Oliva und der polnische Herzog Konrad von Masovien zur Zeit des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II. an den Orden der Deutschritter um Hülfe. Der damalige Hochmeister Hermann von Salza, ein staatskluger Mann, schickte den Landmeister Hermann Balk mit vielen Rittern nach Preußen (1227), in der Absicht, das ganze Land zu erobern, und er ließ sich daher von dem Kaiser den Besitz aller der Länder zusichern, die er von den Preußen erobern und dem Christenthum zuführen würde. Von zahlreichen Kreuzfahrern fortwährend unterstützt, eroberten die Deutschritter in einem 50jährigen Kampfe das ganze Preußenland und machten es zu einem christlichen Lande mit deutscher Cultur. Das Land wurde Anfangs durch einen Landmeister verwaltet, bis im J. 1309 der Hochmeister selbst seinen Sitz in Marienburg nahm.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts stand das Ordensland in hoher Blüthe. Aber der Orden gerieth durch Sittenverderbniß in Verfall, und die Unterthanen murrten über die Habsucht und Willkür der Regierenden. In einem Kriege mit dem polnischen König Wladislaus Jagello erlitt der Orden im J. 1410 bei Tannenberg eine furchtbare Niederlage, welche die Kraft des Ordens für immer brach. Der Friede zu Thorn im J. 1411 war milder als man hoffen konnte; aber nach einem neuen langwierigen Kriege mit Po-

len mußte der Orden in einem zweiten Frieden zu Thorn im J. 1466 ganz Westpreußen an Polen abtreten; Ostpreußen (die Bisthümer Samland und Pomesanien) verblieb dem Orden, wurde aber ein Lehen der polnischen Krone. Der Hauptsitz des Ordens wurde nach Königsberg verlegt.

Zur Zeit der Reformation war Hochmeister des deutschen Ordens der fränkisch-brandenburgische Prinz Albrecht, ein Enkel des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles, Schwestersohn des Königs Sigmund von Polen. Dieser lernte auf einer Reise nach Deutschland Luther und Melanchthon kennen und faßte auf deren Rath den Entschluß, den Orden aufzuheben, die lutherische Religion für sich und sein Land anzunehmen und Preußen in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit umzuwandeln. Dieser Entschluß kam leicht zur Ausführung, da die lutherische Lehre in Preußen schon viele Anhänger gefunden hatte und der König von Polen bereitwillig seinen Neffen mit dem Herzogthum Preußen belehnte (1525). Der deutsche Kaiser erklärte zwar den neuen Herzog in die Acht, aber diese blieb ohne Wirkung. Diejenigen Ritter, welche dem Orden treu blieben, wählten einen neuen Hochmeister, der seinen Sitz zu Mergentheim (im heutigen Würtemberg) nahm.

Albrechts I. Sohn, Albrecht Friedrich (1586 bis 1618), verfiel bald nach seinem Regierungsantritt in Geistesschwäche, weshalb eine Regentschaft nöthig war, und hinterließ, wie wir S. 167 gesehen, im J. 1618 das Herzogthum Preußen seinem Schwiegersohn, dem Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg.

---

3. Die drei letzten Kurfürsten von Brandenburg.

Der eben genannte Johann Sigmund starb schon ein Jahr nach Erwerbung Preußens. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm (1619—1640), dessen ganze Regierungszeit in den 30jährigen Krieg fällt, war ein schwacher, unselbständiger Mann, der sich ganz von seinem Minister,

dem katholischen, in östreichischem Interesse handelnden Grafen von Schwarzenberg, leiten ließ. Bei dem beständigen Schwanken seiner Politik hatten seine unglücklichen Lande von den beiden kriegführenden Parteien sehr schwer zu leiden. Gerade noch zu rechter Zeit, um die brandenburgischen Lande vor Verkümmerung und Ohnmacht zu bewahren, folgte auf den schwachen ein starker Fürst,

Friedrich Wilhelm (1640—1688), schon von seinen Zeitgenossen der große Kurfürst genannt, der größte Staatsmann seines Jahrhunderts, in einem Alter von 20 Jahren. Er war ein Mann von außerordentlicher Thatkraft und Ausdauer, von scharfem Blick und voll Heldenmuth, der durch entschlossenes Handeln nach außen und eine weise Regierung im Innern seinen Staat der Zerrüttung entriß und alle Lebenskräfte desselben zu frischer Blüthe brachte, so daß, während das deutsche Reich seinem völligen Verfalle entgegenging, in diesem jungen Staate alles, was von gesundem deutschem Stoffe vorhanden war, zu trefflicher Entfaltung gedieh. Von mütterlicher Seite dem Hause Oranien entsprossen, hatte er einen großen Theil seiner Jugend in Holland verlebt und sich dort zum Staatsmann und Feldherrn ausgebildet; er hatte gesehen, wie dieses kleine Land durch die Rührigkeit und Thatkraft seiner Bewohner, durch Handel und Gewerbe und Bildung sich zu blühendem Wohlstand und Macht emporgeschwungen hatte, und war entschlossen, sein Land in gleicher Weise zu demselben Ziele zu führen. In damaliger Zeit stützte sich die Politik überall auf Gewalt und List, und unter solchen Verhältnissen sah sich auch der große Kurfürst gezwungen, dieselben Mittel zur Erreichung seiner staatsmännischen Zwecke anzuwenden.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, mußte er zunächst suchen, wieder Herr seines Landes und seiner Truppen zu werden; denn Schwarzenberg hatte die brandenburgischen Truppen dem Kaiser Treue schwören lassen. Dies Verhältniß wurde aufgelöst und ein neues stehendes Heer geschaffen, das im J. 1646 auf 8000 M. wohlgeübter Truppen aller Waffengattungen angewachsen war und ihn in den

Stand setzte, eine bewaffnete Neutralität zu beobachten und seine zerstückten, weit auseinander liegenden Länder zu schützen. Bei dem Abschluß des westphälischen Friedens (1648) nahm er unter den betheiligten Mächten schon eine achtunggebietende Stellung ein. Zwar setzte er seine Forderung nicht durch, daß ihm die Schweden ganz Pommern herausgeben sollten; aber er erhielt doch außer Hinterpommern zur Entschädigung für das übrige Pommern die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, Minden und Kamin, die in weltliche Fürstenthümer verwandelt wurden.

In den folgenden Jahren setzte der Kurfürst die Arbeit zur Hebung des Landes und seiner Macht fort. Sein Gebiet bestand aus vier weit von einander getrennten Ländern: zwei größeren (1. Preußen, 2. der Mark und Pommern nebst Magdeburg und Halberstadt) und zwei kleineren (1. Minden und Ravensberg, 2. Mark und Cleve). Diese wurden von ihm zu einem geordneten Ganzen umgeschaffen, zu einem Staatswesen verschmolzen, das von einem Mittelpunkte aus geleitet ward. Dadurch wurde er der eigentliche Gründer des preußischen Staates, einer starken norddeutschen Macht, an welcher alle Protestanten gegen den Katholicismus, alle Deutschen gegen das Ausland Schutz und Stütze fanden. Das Heer wurde bedeutend vermehrt; im J. 1655 betrug es 26,000 Mann. Aber dabei wurde auch eine bedeutende Erhöhung der Steuern nöthig, die jedoch durch eine angemessene Vertheilung und die Hebung des Wohlstandes im Lande erträglich gemacht wurden. Ackerbau, Gewerbe und Handel wurden auf alle Weise gefördert, Straßen und Kanäle angelegt (Friedrich-Wilhelmskanal) und überall neue Erwerbsquellen eröffnet. Fremde Ansiedler, namentlich viele aus Frankreich vertriebene Hugenotten (s. S. 129), wurden aufgenommen und unterstützt. Nicht geringere Pflege genossen die Schulen, die Wissenschaften und Künste. Friedrich Wilhelm stiftete die reformirte Universität zu Duisburg und die Bibliothek zu Berlin; er zog viele niederländische Künstler ins Land. Auch eine Seemacht sollte der preußische Staat werden. Der Kurfürst schuf eine kleine Kriegsflotte, mit der er

im J. 1681 die Spanier bekriegte, weil sie ihm die versprochenen Hülfsgelder nicht gezahlt hatten. Auf der Küste von Guinea gründete er eine Colonie (1683), die sich aber nicht lebensfähig erwies; deshalb verkaufte sie 1720 der sparsame König Friedrich Wilhelm I. an die Holländer. Die Regierung des großen Kurfürsten war, wie damals in den meisten Ländern Europas, despotisch. Er vernichtete, um für das Ganze sein Ziel zu erreichen, die Vorrechte des Adels und der Städte und brach mit Gewalt und Härte jeden Widerstand. Die Intoleranz der herrschenden, widerspänstigen lutherischen Geistlichkeit wurde gewaltsam unterdrückt. Er ließ sich einen Revers unterschreiben, daß sie allen Edicten des Kurfürsten ohne irgend einen geistlichen Vorbehalt gehorchen wollten. Nur der Berliner Prediger Paul Gerhard, der berühmte Liederdichter, weigerte sich und ging freiwillig in die Verbannung.

Damals war das Herzogthum Preußen noch ein Lehen von Polen. Friedrich Wilhelm benutzte einen Krieg zwischen Polen und Schweden, um sein Land von dieser Abhängigkeit zu befreien. Er schloß sich Anfangs den Schweden an und half ihnen in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli 1656) die Polen besiegen, worauf ihm der schwedische König Karl X. in dem Vertrag zu Labiau (Novbr. 1656) die Souveränität über Preußen zugestand. Damit aber Schweden nicht zu mächtig würde, verständigte sich der Kurfürst bald darauf mit Polen und erlangte von dem polnischen König Johann Casimir die Bestätigung der erlangten Souveränität in dem Vertrage zu Wohlau (Septbr. 1657). Seitdem bildete Brandenburg-Preußen durch sein von dem deutschen Reiche unabhängiges Herzogthum eine Mittelmacht zwischen dem Kaiser und den übrigen größeren deutschen Staaten.

Ueber die Theilnahme des großen Kurfürsten an dem Kriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich und seinen Kampf gegen die Schweden in Brandenburg und Pommern ist früher schon gesprochen worden (S. 124 ff.). Der Kurfürst zeigte sich Frankreich gegenüber als einen ächten deutschen Mann,

der Deutschlands Ehre überall mit Muth und Kraft vertheidigte, aber in seinem Streben nur zu oft von Kaiser und Reich verlassen wurde. Sein Sohn, der Kurfürst

Friedrich III. (1688—1713), war ein wohlwollender Fürst, aber verschwenderisch durch seine Vorliebe für Pracht und Glanz. Sein Ehrgeiz und diese Liebe zu äußerem Glanze waren vorzugsweise der Grund, weshalb er mit Erlaubniß des Kaisers den Titel eines Königs in Preußen annahm (1701). Am 18. Januar 1701 setzte er sich und seiner Gemahlin zu Königsberg die königliche Krone auf, nachdem er am Tage zuvor den schwarzen Adlerorden gestiftet hatte. Seitdem heißt er Friedrich I., König in Preußen. Schon als Kurfürst hatte er die Universität Halle gegründet, an welcher von ihm mit lobenswerther Toleranz die freiere Richtung der Geister begünstigt ward, sowie die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Wichtig ist auch die Verbesserung des preußischen Heerwesens durch den Prinzen Leopold von Dessau. Die preußischen Truppen gehörten damals zu den besten in Europa, sie fochten in allen Hauptschlachten des spanischen Erbfolgekriegs mit großer Tapferkeit und entschieden öfter den Sieg. Die Königswürde, mit welcher Friedrich I. den kleinen preußischen Staat geschmückt, war für seine Nachfolger eine Anweisung, ihrem Staate eine seinem Titel und seiner Würde entsprechende Macht zu erwerben.

Nach dem Tode des Königs Wilhelm III. von England, des großen Oraniers, erbte Friedrich I. als der Sohn der älteren Schwester desselben die Grafschaften Lingen und Meurs und die Fürstenthümer Neuenburg und Valendis (Neufchatel und Valengin).

---

4. König Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

Der zweite König von Preußen war ein Mann von sehr gesundem Verstande und richtigem Urtheil, aber ohne wissenschaftliche Bildung. Er achtete die Wissenschaften gering, wenn sie

nicht unmittelbar praktischen Nutzen gewährten, war jedoch sehr begierig nach nützlichen Kenntnissen, falls sie ohne Bücherlesen gewonnen werden konnten. Er war ein sehr rauher und jähzorniger Mann bei vieler Herzensgüte und Frömmigkeit, liebte genaue Wahrheit, strenge Gerechtigkeit und eine fast übertriebene, pünktliche Ordnung in seinen Geschäften und war unermüdlich thätig. In seinem Hause wie in dem Staate forderte er die strengste Unterwerfung unter seinen Willen. Mäßig und sittenstreng, wollte er ganz wie ein Privatmann leben. Im Gegensatz zu seinem verschwenderischen Vater zeichnete er sich aus durch die größte Sparsamkeit in seiner Hofhaltung. Die feinen Lebensgenüsse liebte er nicht. Seine einzige Erholung waren die Jagd und das Tabakscollegium, eine Abendgesellschaft, in der er mit seinen Vertrauten Tabak rauchte, Bier trank und ernste oder spaßhafte Gespräche führte. Er sah sich als den „ersten Diener des Staates" an, und gönnte sich nimmer Ruhe in der Sorge für das Wohl seiner Unterthanen. Er war bemüht, seinem Lande alle Quellen des Wohlstandes zu eröffnen und es durch eine wohlgeordnete Staatsverwaltung zu höherer Blüthe zu bringen; von seinen Unterthanen forderte er Fleiß und ernste Thätigkeit. Faullenzer duldete er nirgends und prügelte bisweilen einen Müßiggänger auf der Straße eigenhändig mit seinem Bambusrohre durch.

Friedrich Wilhelm war mit Leib und Seele Soldat und verwendete eine ungemeine Sorgfalt auf die Einübung seiner Truppen, die er auf 83,000 Mann brachte. Sein Feldmarschall, Leopold von Dessau („der alte Dessauer"), leistete ihm hierin die besten Dienste. Eine Hauptleidenschaft des Königs war, wohlgebildete, recht lange Soldaten zu haben, und dafür verwendete er bei seiner sonstigen Sparsamkeit große Summen. So war denn sein Leibregiment, seine Garde eine Sammlung von lauter Riesen. Einmal kaufte er 46 „lange Kerle" für 43,000 Thlr., ein andermal bezahlte er für einen einzigen Riesen 5000 Thlr. Fremde Potentaten machten dem König oft, um sich ihm gefällig zu erweisen, große schöne Menschen zum Geschenke. Uebrigens suchte der

König seine Soldaten, „seine blauen Kinder“, möglichst zu schonen, und darum wich er auch dem Kriege mit Aengstlichkeit aus. „Er hielt immer den Hahn gespannt, ohne loszudrücken“, wie sein Schwager, der König Georg II. von England sagte. Im Utrechter Frieden erhielt er Obergeldern; im nordischen Kriege schloß er sich den Feinden Schwedens an und gewann Stettin mit den wichtigen Odermündungen.

Wie Friedrich Wilhelm in seinem Wesen durchaus verschieden war von seinem Vater, so bestand auch ein außerordentlicher Gegensatz zwischen ihm und seinem Sohne Friedrich, dem Kronprinzen (geboren am 24. Januar 1712). Der rege Geist des jungen Friedrich zeigte früh eine Neigung zu den schönen Künsten und den Wissenschaften, zu der feinen französischen Sitte und der französischen Litteratur. Friedrich Wilhelm, eine derbe durchaus deutsche Natur, verachtete die Wissenschaften und war ein abgesagter Feind von allem, was französisch hieß. „Ich will nicht französisch sein“, sagte er öfter, „ich bin gut deutsch und würde mich begnügen, wenn ich nur des Kaisers Kammerpräsident wäre.“ Friedrich sollte keine Bücher haben, außer Bibel und Gesangbuch, und sollte ein tüchtiger Soldat werden gleich dem Vater. Schon von seinem achten Jahre an mußte er gleich einem gemeinen Soldaten mit Tasche und Flinte auf die Schloßwache ziehen und Schildwache stehn. Aber Friedrich fand an dem soldatischen Mechanismus kein Vergnügen, so daß der Vater wenig Hoffnung auf ihn setzte. „Fritz ist ein Querpfeifer (Flötenspieler) und Poet“, sagte er, „macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben“. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn wurde immer gespannter; der 18jährige Kronprinz mußte sich sogar vom Vater noch prügeln lassen. Als der strenge König zuletzt beschloß, den Sohn gegen seinen Willen zu vermählen, faßte dieser den kühnen Entschluß, nach England zu seinem Oheim Georg II. zu entfliehen und sich mit dessen Tochter zu verheirathen. Auf einer Reise nach Franken und an den Rhein sollte der Plan ausgeführt werden. Aber die Sache wurde verrathen. Der König ließ den Kronprinzen und seinen Freund, den Lieutenant

Katt, der in den Plan eingeweiht war, verhaften und war sogar Willens, den Sohn als Deserteur durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen zu lassen. Nur mit Mühe wurde er davon abgebracht. Der Kronprinz wurde als Gefangener auf die Festung Küstrin geschickt; sein Mitschuldiger Katt wurde enthauptet. Der König hatte befohlen, daß die Hinrichtung in Gegenwart des Kronprinzen statthaben sollte; aber man nahm den Befehl nicht wörtlich. Die Richtstätte bei dem Schlosse zu Küstrin, in welchem Friedrich gefangen saß, konnte von seinem Fenster aus nicht gesehen werden. Als Katt an seinem Fenster vorbei zum Tode geführt wurde, riß Friedrich das Fenster auf und rief wie ein Verzweifelnder: „Vergib mir, mein lieber Katt!" Dieser erwiederte lächelnd: „Der Tod für einen so liebenswürdigen Fürsten ist süß!"

Nach einjähriger Gefangenschaft erhielt Friedrich seine Freilassung, ohne jedoch an den Hof zurückkehren zu dürfen; er mußte als jüngster Kriegsrath bei der Domänenkammer zu Küstrin arbeiten. Da er dies mit großem Fleiße that und sein Geschick ruhig ertrug, auch den Plan, eine englische Prinzessin zu heirathen, aufgab und sich nach dem Wunsche des Vaters mit Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Bevern, vermählte (1733), so erlangte er die völlige Verzeihung des Vaters und lebte seitdem zurückgezogen auf dem Schlosse Rheinsberg, das ihm der König geschenkt, ein durch Geselligkeit, durch Studien und den Umgang mit Gelehrten und Künstlern erheitertes Leben bis zu seiner Thronbesteigung. Der König erkannte allmählich die Vorzüge seines Sohnes, und alle Mißhelligkeiten verschwanden. Oestreich hatte aus Eifersucht auf die aufstrebende Macht Preußens dem König Friedrich Wilhelm beständig im Geheimen entgegengearbeitet; als dem König endlich die Augen aufgingen, rief er erbittert, auf den Kronprinzen hinweisend: „Da steht Einer, der mich rächen wird." Da „sein lieber Fritz" sein Regiment stets im besten Stande hielt und überhaupt nichts versäumte, wodurch er ihm Freude machen konnte, sagte der König einst mit Thränen der Rührung: „O mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe."

Friedrich Wilhelm starb in den Armen seines Sohnes, am 31. Mai 1740, und hinterließ seinem Nachfolger Friedrich II. ein wohlgeordnetes Land von 2100 Quadratmeilen und 2,200,000 Einwohnern, einen gefüllten Schatz (9 Mill.) und ein schlagfertiges Heer.

XVIII. Friedrichs des Großen Regierungsantritt. Die zwei ersten schlesischen Kriege und der östreichische Erbfolgekrieg.

Das J. 1740 war für die europäische Geschichte ein sehr wichtiges Jahr. Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich II., Friedrich der Große, ein gewaltiger Geist, groß als Feldherr, größer noch als Regent und Staatsmann, den preußischen Königsthron, in jugendlicher Manneskraft, in einem Alter von 28 Jahren. Die Grundsätze, nach denen er sein Land regieren wollte, hatte er schon seit Jahren bei sich festgestellt. Er verkündete: „Das Interesse des Landes ist auch mein eigenes; sollten sich beide nicht mit einander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben.“ Die meisten Einrichtungen seines Vaters ließ er bestehen; denn er hatte erkannt, daß sie auf sehr weisen und wohl überdachten Grundsätzen ächter Staatsklugheit, großer Ordnung, strenger Gerechtigkeit und weiser Sparsamkeit beruhten. Wo er eine Veränderung nothwendig fand, da geschah sie erst nach reifer Ueberlegung. Die Minister seines Vaters behielt er bei, und er hörte und achtete ihren Rath; aber seine Regierung blieb wie die seines Vaters eine Selbstregierung, alle wichtigen Entscheidungen gingen von ihm selbst aus. Die „langen Kerle“ im Militär wurden abgeschafft; aber das Heer wurde unablässig geübt und vermehrt. Im Gerichtsverfahren wurde die Folter beseitigt; Kunst und Wissenschaft kamen wieder zu Ehren, und es wurde eine unbedingte Denk- und Glaubensfreiheit gegeben. Sein Befehl war: „Die Religionen müssen

alle tolerirt werden, und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue. In meinen Staaten kann ein Jeder nach seiner Façon selig werden."

Der Religionsunterricht, den Friedrich in seiner Jugend genossen, war der Art gewesen, daß er seiner jugendlichen Seele eine wenig zusagende Nahrung bot; aber er hatte denn doch in seinem Gemüthe den Glauben an die höchsten Wahrheiten der Religion und seine Achtung vor dem Wesen des Christenthums gerettet, so daß man ihm Unrecht thut, wenn man ihn als einen glaubenslosen Mann hinstellt. Seine Bildung war fremdländisch. Er war ganz französisch erzogen worden und achtete die deutsche Sprache nicht hoch; denn in der Zeit seiner Jugend hatte die deutsche Sprache und Litteratur wenig zu bieten, was von Werth war. Aber trotzdem ist Friedrich der Große ein echt deutscher Held, der nach langer Schmach zuerst wieder den deutschen Namen zu Ehren gebracht hat, den das deutsche Volk immer mit Liebe und mit Stolz nennt. Friedrich hat den geistigen Druck entfernt, der in Deutschland alle Triebe niederhielt, er hat ein Licht angezündet, das über ganz Deutschland hinstrahlte. Nicht zufällig ist es, daß mit seinem Regierungsantritt die Blüthe der deutschen Litteratur beginnt.

Friedrich bestieg den preußischen Thron mit dem Vorsatz, sein kleines Königreich zu einem wirklichen Großstaat zu machen. Und dazu bot sich ihm bald Gelegenheit. Noch in demselben Jahre 1740 nämlich, am 20. Octbr., starb der Kaiser Karl VI. und hinterließ zufolge der pragmatischen Sanction die östreichischen Lande seiner 23jährigen Tochter Maria Theresia, welche mit Franz von Lothringen, dem Großherzog von Toscana, vermählt war. Allein der Kurfürst von Baiern, Karl Albert, und der Kurfürst von Sachsen, August III., erhoben als männliche Verwandte des habsburgischen Hauses Ansprüche auf das habsburgische Besitzthum, welche sie schienen mit Gewalt der Waffen geltend machen zu wollen. Friedrich benutzte die bedrängte Lage der Maria Theresia; er erklärte ihr durch seinen Gesandten in Wien,

daß er bereit sei, ihr gegen alle ihre Feinde beizustehen und ihrem Gemahl bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben, wenn sie ihm einen Theil von Schlesien abtrete. Friedrich machte nämlich alte Ansprüche seines Hauses auf die schlesischen Herzogthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau sowie auf das Fürstenthum Jägerndorf geltend. Der öſtreichische Staat war damals in zerrüttetem, schlecht geordnetem Zustande, seine Armee war im Verfall, seine Finanzen verworren; Maria Theresia hätte an dem wohlgeordneten, schlagfertigen preußischen Staate eine kräftige Stütze gehabt. Aber sie verweigerte die Abtretung Schlesiens und veranlaßte dadurch den König von Preußen, auf die Seite ihrer Feinde zu treten und sofort die Waffen zu ergreifen. So begann

der erste schlesische Krieg (1740—1742). Fast zu derselben Zeit, wo Friedrich seinen Gesandten mit seiner Forderung nach Wien abschickte, rückte er auch schon, am 16. Decbr. 1740, mit 30,000 M. in Schlesien ein, das er ohne Widerstand zum größten Theil besetzte, da die Oestreicher nur wenige Truppen im Lande hatten. Am 3. Jan. 1741 hielt er unter dem freudigen Jubel der protestantischen Schlesier, welche von den Oestreichern hart bedrückt worden waren, seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt Breslau. Im nächsten Frühjahr erschien der General Neipperg mit einem östreichischen Heere, um die Preußen wieder aus Schlesien hinauszuwerfen. Bei Mollwitz (unweit Brieg) kam es am 10. April 1741 zur Schlacht. Anfangs war der Vortheil so sehr auf Seiten der Oestreicher, daß Friedrich die Schlacht für verloren hielt und, von wenigen begleitet, das Schlachtfeld verließ. Er ritt bis nach Neisse, wo er erfuhr, daß sein Feldherr, der Graf von Schwerin, durch die unerschütterliche Standhaftigkeit seines Fußvolkes endlich die Oestreicher zum Weichen gebracht und die Schlacht gewonnen hatte. Am nächsten Morgen war der König wieder bei seinen Truppen und betrachtete mit Schaudern das Schlachtfeld. In dieser kurzen Zeit hatte er 12 Meilen zurückgelegt.

Dieser Sieg der Preußen ermuthigte die Feinde Oestreichs. Frankreich, das seine alten feindseligen Pläne gegen

Oestreich wieder aufnahm, und Spanien schlossen mit Baiern am 18. Mai 1741 das Bündniß zu Nymphenburg, welchem bald auch Preußen, Sachsen und Sardinien beitraten. Der Kurfürst von Baiern sollte die Kaiserkrone erhalten und die östreichischen Länder Böhmen, Oberöstreich, Tyrol und Breisgau; für Sachsen war Oberschlesien und Mähren bestimmt, für Preußen Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, für Spanien die Lombardei, Parma und Piacenza, für Sardinien Mailand, für Frankreich die belgischen Provinzen. Maria Theresia sollte nur Ungarn, Niederöstreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behalten; ihre Feinde nannten sie die Großherzogin von Toscana. Von allen Fürsten Europas stand nur Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover, ihr als Bundesgenosse zur Seite; dieser wurde aber in dem nun folgenden östreichischen Erbfolgekrieg durch französische und preußische Truppen, welche Hannover von zwei Seiten bedrohten, zur Neutralität gezwungen.

Der östreichische Erbfolgekrieg (1741—1748). Während ein französisches Heer in Norddeutschland eingedrungen war, brach der bairische Kurfürst Karl Albert in Verbindung mit einem andern französischen Heere unter Belleisle in das Erzherzogthum Oestreich ein und ließ sich in Linz huldigen, indem er den Titel Erzherzog von Oestreich annahm. Er drang bis St. Pölten, 12 St. von Wien, und forderte Wien zur Uebergabe auf. In dieser Noth flüchtete Maria Theresia, die kein Heer dem Feinde entgegenzustellen hatte, nach Preßburg in Ungarn, um bei den Ungarn Schutz und Hülfe zu suchen. Gewöhnlich wird erzählt, die unglückliche Fürstin sei auf dem Schlosse zu Preßburg mit der Krone auf dem Haupte, den Erbprinzen Joseph auf dem Arm, in die Ständeversammlung getreten und habe das ungarische Volk zu ihrer Vertheidigung aufgerufen, und die außerordentliche Schönheit und die Hülflosigkeit der jungen Frau mit ihrem hülflosen Kinde, der Zauber ihrer Rede habe die Ungarn so begeistert, daß sie ihre Säbel aus der Scheide rissen und riefen: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! (Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!). Doch müssen einige romantische

Züge aus dieser Geschichte herausgeschnitten werden. Der einfache Hergang war der, daß die Fürstin die Stände in das Schloß zu Preßburg berief und hier zu ihnen sprach: „Unsere betrübte Lage ist von der Art, daß wir selbe den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um die Erhaltung des Königreichs Ungarn, der heiligen Krone, unserer Person und unserer Kinder. Von allen verlassen, flüchten wir uns einzig zu der alt angestammten Tugend der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen wir uns und unsere Kinder." Als die Fürstin bei der Erwähnung ihrer Kinder in Thränen ausbrach, weinten viele der Anwesenden mit und bezeigten ihre Hingebung, indem sie mit lauter Stimme riefen, daß sie Leben und Habe für sie opfern wollten.

Die Ungarn stellten zwei Heere auf, von denen das eine unter Franz von Lothringen, dem Gemahle der Maria Theresia, nach Böhmen zog, das andere unter Bärenklau das Erzherzogthum Oestreich wieder eroberte und dann in Baiern einfiel, wo Bärenklau am 13. Februar 1742 siegreich in München einzog. Karl Albert hatte sich im vorigen Jahre plötzlich, statt auf Wien loszugehen, aus Oestreich nach Böhmen gewandt und sich in Prag die böhmische Königskrone aufsetzen lassen; denn er fürchtete, daß die in Böhmen eingedrungenen Sachsen sich des Landes bemächtigen würden. Von Prag war er dann nach Frankfurt geeilt, um sich zum Kaiser wählen zu lassen. Er wurde als Kaiser Karl VII. gekrönt, am 12. Febr. 1742, einen Tag vor dem Einzug der Oestreicher in seine Hauptstadt München.

Friedrich II. stand im Frühjahr des J. 1742 mit einem Heere in Böhmen. Karl von Lothringen, der Schwager der Maria Theresia, welcher ihn aus Böhmen hinaustreiben sollte, griff ihn bei Czaslau und Kotusitz (an der oberen Elbe) am 17. Mai 1742 an, wurde aber völlig geschlagen. Friedrich zeigte sich in dieser Schlacht als einen entschlossenen und umsichtigen Feldherrn. Da Maria Theresia in ihm ihren bedeutendsten und gefährlichsten Gegner erkannte, so schloß sie, um gegen die andern Feinde freie Hand zu erhalten, mit ihm den Frieden zu Breslau ab (11. Juni 1742), wo-

durch der erste schlesische Krieg beendigt ward. Sie überließ an Preußen Nieder- und Oberschlesien bis zur Oppa mit der Grafschaft Glatz, 680 Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern. Sachsen war in den Frieden eingeschlossen und zog seine Truppen zurück, ohne mit Oestreich einen förmlichen Frieden zu schließen.

Jetzt konnten die Oestreicher mit verstärkter Kraft sich gegen die übrigen Feinde wenden. In Prag stand ein französisches Heer unter Belleisle. Karl von Lothringen belagerte die Stadt, die bald durch Hunger und Seuchen heimgesucht wurde. Da schlug sich Belleisle in einer finsteren Winternacht mit 14,000 M. durch das Belagerungsheer durch und gelangte auf einem mühseligen, aber geschickt geleiteten Rückzug nach Eger, wo er der französischen Armee, die unter dem Herzog von Broglie in Baiern stand, die Hand reichte. Prag mußte sich an die Oestreicher ergeben. Karl VII. gewann zwar sein Kurfürstenthum Baiern noch einmal wieder, mußte dasselbe aber doch bald wieder räumen, und Georg II. von England, Oestreichs Bundesgenosse, schlug mit einem aus Hannoveranern, Hessen, Engländern und Holländern bestehenden Heere von 50,000 M., das er die pragmatische Armee nannte, ein französisches Heer von 60,000 M. bei Dettingen am Main, in der Nähe von Aschaffenburg (27. Juni 1743), worauf die Franzosen sich über den Rhein zurückziehen mußten.

Der zweite schlesische Krieg (1744—1745). Das Glück der Maria Theresia machte Friedrich II. besorgt, dieselbe möchte, sobald sie ihre Feinde niedergeworfen, wieder ihn angreifen und ihm Schlesien wieder entreißen. Auch hielt er es seiner Ehre zuwider, daß der Kaiser, den er selbst hatte wählen helfen, aus den Grenzen seines eigenen Landes vertrieben sei. Deßhalb begann er aufs neue den Krieg und rückte im August 1744 mit 80,000 M. „kaiserlicher Hülfstruppen" in Böhmen ein. Er zwang Prag zur Uebergabe und ward Herr von ganz Böhmen. Allein durch Mangel und schlechtes Herbstwetter sowie durch den herbeieilenden

Feind sah er sich genöthigt, das Land wieder zu räumen und nach Schlesien zurückzugehen.

Der Einfall Friedrichs in Böhmen gab dem Kaiser Karl VII. die Möglichkeit, aufs neue Besitz von seiner Hauptstadt München zu nehmen. Aber er starb bald darauf (Jan. 1745). Er war drei Jahre unter Kummer und Leid Kaiser gewesen (1742—1745), seit Jahrhunderten in der Reihe der Kaiser der einzige Nichthabsburger. Sein Sohn Maximilian Joseph schloß mit Maria Theresia im April 1745 den Frieden zu Füssen, durch welchen er das Kurfürstenthum zurückerhielt, aber allen Ansprüchen auf östreichische Lande entsagen mußte und dem Gemahl der Maria Theresia seine Stimme zur Kaiserwahl versprach. Franz von Lothringen wurde auch noch in demselben Jahre als Franz I. zu Frankfurt gekrönt. Er war Kaiser von 1745—1765.

Durch den Rücktritt Baierns kam Friedrich II. in Verlegenheit, zumal da jetzt die Sachsen auf östreichischer Seite standen, Rußland seinen Feinden Truppen versprach und England und Holland Hülfsgelder zahlten. Maria Theresia und August III. von Sachsen waren schon über eine Theilung Preußens übereingekommen. Aber Friedrich und sein Heer verzagten nicht. „Es ist keiner unter uns", schrieb er nach Berlin, „keiner, der sich nicht lieber den Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben." Karl von Lothringen war mit 75,000 Oestreichern und Sachsen in Schlesien eingefallen, wurde aber am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg und Striegau von Friedrich II. und seinen 60,000 M. Preußen so aufs Haupt geschlagen, daß er sich schleunigst nach Böhmen zurückziehen mußte. Friedrich folgte ihm und besiegte ihn nochmals bei Soor (unweit Trautenau) am 30. Sept. 1745, obgleich er den 35,000 Oestreichern nur 19,000 M. entgegenzustellen hatte. Wegen Mangels an Lebensmitteln mußte Friedrich wieder nach Schlesien zurückkehren. Unterdessen hatten die Oestreicher und Sachsen sich zum Einfall in die preußischen Lande vorbereitet. Ein östreichisch-sächsisches Heer unter General Grünne sollte von der Lausitz aus auf Berlin losgehen, das sächsische Hauptheer unter Rutowski

sammelte sich in Sachsen. Sobald Friedrich von den Plänen seiner Feinde hörte, eilte er aus Schlesien nach der Lausitz und zersprengte dort das feindliche Heer; den alten Dessauer schickte er nach Sachsen voraus, und dieser schlug die Sachsen bei Kesselsdorf (15. December 1745) und nahm Dresden ein. Die Preußen fochten bei Kesselsdorf in Schnee und Eis mit unwiderstehlicher Tapferkeit. Die preußischen Siege stimmten Oestreich und Sachsen zum Frieden, der am 25. Decbr. 1745 zu Dresden abgeschlossen ward. Maria Theresia verzichtete nochmals auf Schlesien und Glatz, wogegen Friedrich ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Sachsen zahlte an Preußen 1 Mill. Thaler Kriegskosten. Friedrich hatte zwar durch diesen Krieg keine neuen Lande erworben, aber Ansehen und großen Ruhm erkämpft; seitdem stand Preußen als eine achtunggebietende Großmacht unter den europäischen Staaten da, und die Welt begann Friedrich „den Großen“ zu nennen.

Der östreichische Erbfolgekrieg wurde von Frankreich und Spanien noch drei Jahre fortgesetzt, und zwar in Italien und den Niederlanden. Hier focht der in französischen Diensten stehende Marschall Moritz von Sachsen, ein natürlicher Sohn des Königs August II. von Polen, glücklich gegen die Oestreicher, Engländer und Holländer. Der Friede zu Aachen (1748) beendete den Krieg. Maria Theresia trat an Sardinien einige Bezirke von Mailand ab; Parma, Piacenza und Guastalla überließ sie dem spanischen Infanten Don Philipp. So hatte sie sich glücklich gegen ihre vielen Feinde behauptet und, abgesehen von Schlesien, nur einige kleine Landschaften ihres Reiches verloren.

Friedrich der Große benutzte die 11 Friedensjahre von 1745—1756 mit einer nie gesehenen Thätigkeit, um durch eine weise Staatsverwaltung die Wohlfahrt seiner Lande zu fördern und die innere Kraft des Reiches zu erhöhen. Namentlich wandte er seine ganze Sorge dem neuerworbenen Schlesien zu, das durch den Krieg viel gelitten und früher unter der habsburgischen Regierung sehr verwahrlost worden war. Hier brach er die Priester- und Adelsherrschaft und

weckte in allen Zweigen des Erwerbs eine solche Thätigkeit, daß sich in kurzem der Wohlstand verdreifachte und Schlesien bald an Ergebenheit für das Haus Hohenzollern mit den älteren Provinzen wetteiferte. Sein Heer vermehrte Friedrich bis zu 150,000 Mann, um stets schlagfertig zu sein für einen neuen Krieg, den er voraussehen mochte.

XIX. Der siebenjährige Krieg.

1756—1763.

Der siebenjährige oder dritte schlesische Krieg hat seinen ersten Ursprung in Nordamerika, wo die Franzosen und Engländer im J. 1754 um den Besitz des Ohiothals in blutigen Streit kamen. Es war vorauszusehen, daß die zwischen beiden Mächten ausgebrochene Feindseligkeit sich nicht auf Amerika und den Kampf zur See beschränken, sondern auch Europa und wegen Hannovers, des Erblandes der englischen Königsfamilie, Deutschland ergreifen würde. Nach den bisherigen Erfahrungen mußte man erwarten, daß Preußen zur Seite Frankreichs, Oestreich zur Seite Englands daran Theil nehmen würde. Aber die Sache kam anders. Da der östreichische Staatskanzler Kaunitz, in voller Uebereinstimmung mit Maria Theresia, vor allem einen Angriff auf preußisches Gebiet, die Wiedereroberung von Schlesien verlangte, Hannover aber allein von Preußen gegen Frankreich geschützt werden konnte, so erkaltete die Freundschaft zwischen England und Oestreich, und Kaunitz kam auf den Gedanken, die bisherige Politik Oestreichs, die auf dem Gegensatze zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg beruhte, aufzugeben und sich Frankreich, dem Erbfeinde Oestreichs, zu nähern. In Folge davon schloß England am 16. Jan. 1756 mit Friedrich II., der um jeden Preis die Franzosen aus Deutschland ferngehalten wissen wollte, einen Vertrag ab, dessen vornehmster Artikel das gegenseitige Versprechen war, den Frieden in Deutschland zu erhalten, und in dem Falle, daß eine fremde Macht ihre Truppen daselbst einrücken lasse, sich dem zu widersetzen.

Dieser Vertrag beschleunigte die Einigung zwischen Oestreich und Frankreich. Am französischen Hof wurde ein lüderliches Weib, die Marquise von Pompadour, welche auf den König Ludwig XV. einen großen Einfluß übte, von Kaunitz für seinen Plan gewonnen; doch ist es unwahr, daß Maria Theresia, um zu ihrem Ziele zu kommen, sich herabgelassen habe, eigenhändig an die gemeine Frau zu schreiben. Am 1. Mai 1756 wurden zu Versailles zwischen Frankreich und Oestreich zwei Verträge abgeschlossen, worin man sich gegenseitige Hülfe zusagte, Oestreich versprach, die kaiserliche Gewalt nicht zu Gunsten Hannovers geltend zu machen, und die Aussicht erhielt, Schlesien zurückzuerobern. So wurden die politischen Verhältnisse der Mächte von Grund aus umgewandelt, und das europäische Gleichgewicht mußte sich nun andere Grundlagen suchen.

Die russische Kaiserin Elisabeth, eine geistvolle, daneben aber bigotte und rücksichtslos ihren Vergnügungen und der Sinnlichkeit hingegebene Frau, war seit langer Zeit gegen Friedrich II. feindlich gesinnt und glaubte sich von ihm durch seinen Witz persönlich beleidigt. Auch sie wurde von Oestreich gewonnen, und es kam zu einem geheimen Vertrag zwischen Oestreich, Rußland und Frankreich, der nun direct gegen Friedrich II. gerichtet war und eine völlige Zerstückelung seiner Monarchie beabsichtigte. Auch August III. von Sachsen und Polen schloß sich diesem Bündnisse an; doch ist sein Minister, der Graf Brühl, ein persönlicher Feind Friedrichs, nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, die Seele der geheimen Verhandlungen gegen Preußen gewesen. Wären die Absichten der Verbündeten erreicht worden, so wäre Deutschland in völlige Abhängigkeit von den fremden Mächten gerathen. Aber Friedrich der Große hat dafür gesorgt, daß ein mächtiges Preußen bestehen blieb, als Hort der deutschen Selbständigkeit.

Das Kriegsjahr 1756. Friedrich II. hatte durch einen sächsischen Kanzelisten und einen östreichischen Gesandtschaftssecretär Nachrichten und Actenstücke erhalten, die ihn über das Treiben der benachbarten Höfe in Kenntniß setzten. Er faßte daher rasch seine Entschlüsse. „Ich bin nicht der

Mann," sagte er, „mir Nasenstüber geben zu lassen. Diese Dame" — er zeigte auf ein Porträt Maria Theresias — „will den Krieg, sie soll ihn baldigst haben. Meine Truppen sind in Bereitschaft; ich muß das Complot meiner Feinde brechen, ehe es zu stark wird." Um aber den Vorwurf, daß er der Angreifer sei, möglichst von sich abzulenken, ließ er zu Wien nochmals wegen des Bündnisses mit Rußland und über die östreichischen Rüstungen anfragen, und als er eine stolze Antwort erhielt, fiel er plötzlich am 29. August 1756 mit 70,000 M. in Sachsen ein, fest entschlossen, dieses reiche und den Eingang nach Böhmen beherrschende Land während des Krieges zu behalten und seine Hülfsquellen für sich zu benutzen. Dresden und die wichtigsten Städte des Landes wurden besetzt, die sächsische Armee aber wurde bei Pirna, wo sie sich verschanzt hatte, eingeschlossen. Als ein östreichisches Heer von 70,000 M. (33,000 M.?) unter dem Feldmarschall Browne zur Befreiung der Sachsen heranrückte, ließ Friedrich 40,000 M. bei Pirna zurück und ging den Oestreichern mit 24,000 M. nach Böhmen entgegen, wo er sie bei Lowositz (1. Octbr.) zurückschlug. In der mörderischen Schlacht bewiesen die Preußen eine bewunderungswürdige Ordnung, Besonnenheit und Tapferkeit. „Jetzt habe ich gesehen, was meine Truppen vermögen", schrieb der König in einem Berichte, und in einem andern Schreiben sagte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren." Als Friedrich nach Pirna zurückkam, waren die Sachsen durch Hunger und Witterung so erschöpft, daß sie sich ergaben (14. Octbr.). Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, nicht mehr gegen ihn dienen zu wollen, die Unteroffiziere und Gemeinen dem preußischen Heere einverleibt.

Friedrich nahm sein Winterlager in Sachsen. Er hatte sich in Dresden, ohne auf das Bitten der Königin zu achten, des Archivs bemächtigt und konnte jetzt durch die vorgefundenen Papiere sich wegen seines Einfalls in Sachsen vor der Welt rechtfertigen, indem er die gefährlichen Anschläge Oestreichs und Sachsens bekannt machte. Während des Winters

vollendeten seine Feinde ihre Rüstungen. Dem großen Bündniß gegen Preußen traten noch zu die Schweden und die deutschen Fürsten, mit Ausnahme von Braunschweig, Hessen-Cassel und Gotha, welche auf Friedrichs Seite standen. Auch der deutsche Reichstag zu Regensburg beschloß gegen Friedrich die Execution, indem er seinen Einfall in Sachsen als „eine unerhörte, höchst sträfliche Empörung" bezeichnete. Der preußische König hatte einen Kampf mit dem halben Europa zu erwarten.

Das Jahr 1757. Im Frühjahr 1757 rückten 175,000 Oestreicher, über 100,000 Franzosen, 32,000 M. Reichstruppen, 100,000 Russen und 22,000 Schweden, im Ganzen 434,000 M. gegen Friedrich ins Feld. Das Reichsheer sammelte sich in Franken, die Franzosen zogen über den Rhein gegen Westphalen und Hannover, die Russen bereiteten sich vor, in Preußen, die Schweden, in Pommern einzufallen, die Oestreicher drohten von Böhmen her. Friedrich hatte allen diesen Feinden nur 200,000 M. entgegenzustellen. Den Kampf gegen die Franzosen überließ er einem von dem Herzog von Cumberland geführten Heere, das aus Hannoveranern und andern bundesgenossischen Truppen bestand, gegen die Russen schickte er 14,000 M. unter Lehwald, gegen die Schweden 4000 M.; er selbst drang mit dem Hauptheere in 4 Haufen in Böhmen ein, um den Kampf mit seinen wichtigsten und gefährlichsten Feinden, den Oestreichern, aufzunehmen.

Die Oestreicher wichen überall vor den eindringenden Preußen zurück, welche sich vor Prag, über 100,000 M. stark, vereinigten. Hierher hatte sich auch der größte Theil der Oestreicher zusammengezogen und stand unter Karl v. Lothringen und Browne zur Schlacht bereit. Der König wollte sogleich nach dem Marsche den Feind angreifen, während Schwerin rieth, erst das Terrain zu erkunden und die Truppen einen Tag ausruhen zu lassen; aber Friedrich sprach ungeduldig: „Nichts, nichts! es muß noch heute sein. Frische Fische, gute Fische." Der alte Schwerin antwortete, mißmuthig sich den Hut in die Augen drückend: „Nun, soll und muß es denn heute sein, so will ich den Feind gleich hier an-

greifen, wo ich ihn sehe.“ Friedrich commandirte auf dem rechten Flügel, Schwerin auf dem linken. Die preußische Armee, welche wirklich zum Treffen kam, war 64,000 M., die östreichische war 76,000 M. stark und stand auf verschanzten Bergen. Die Zugänge dazu waren zum Theil sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche mit schlammigem Boden, schmale Dämme, ja Stege, auf denen die Soldaten nur einzeln gehen konnten. Trotz des so schwierigen Terrains griffen die Preußen mit frischem, ungestümem Muthe an. Schwerins Infanterie arbeitete sich unter unsäglichen Anstrengungen durch Schlamm und Morast und über die Dämme an den Feind heran und ging mit dem Bajonnet auf die Verschanzungen los, wurde aber mit einem entsetzlichen Kartätschenfeuer empfangen, so daß ganze Reihen zu Boden stürzten und sie nach mörderischem Kampfe zurückweichen mußten. Mitterweile war auch die Cavallerie der beiden Heere ins Handgemenge gekommen. Die östreichische Reiterei wurde auseinander gesprengt und auf ihre eigene Infanterie geworfen, die in Unordnung gerieth. Die preußischen Husaren benutzten diese Gelegenheit, einzuhauen und die Verwirrung zu vermehren. Unterdessen hatte Schwerin seine zurückgezogene Infanterie wieder formirt und ließ sie gegen den Feind anrücken. Er stieg vom Pferde und stellte sich, die Fahne in der Hand, an die Spitze seines Regimentes. Der 73jährige Greis ward durch drei Kugeln zu Boden gestreckt; die Fahne überdeckte ihn. Mehrere Generale folgten dem Beispiel Schwerins, und das ganze Treffen der Preußen stürzte auf die Oestreicher, die sich in großer Unordnung befanden und deren Flügel etwas von einander getrennt waren. Der König selbst warf sich mit seinen Truppen in den offenen Raum, und nun war die Trennung vollständig. Das östreichische Heer war in zwei Theile zersprengt, von denen der eine sich auf das weite Feld begab, der andre sich in die Stadt Prag warf.

Hätte Friedrichs ganzes Heer zum Schlagen kommen können, so wäre in der Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) die ganze östreichische Armee sicherlich vernichtet worden, und der

Krieg hätte wahrscheinlich bald sein Ende genommen. Aber die Heeresabtheilungen des Prinzen Moritz von Dessau und des Feldmarschalls Keith standen jenseits der Moldau und konnten ihre Pontonbrücke über den angeschwollenen Fluß nicht vollenden, um noch in die Schlacht einzugreifen. Die Schlacht hatte von Morgens 9 Uhr bis Abends 8 Uhr gewüthet und hatte auf beiden Seiten viel Blut gekostet. Die Preußen verloren 12,000 Todte und Verwundete, und unter den 5 gefallenen Generälen den Feldmarschall Schwerin, den die Soldaten wie ihren Vater verehrten. Der Verlust der Oestreicher betrug über 13,000 M. Unter den Gefallenen befand sich auch der tüchtige Marschall Browne. Der Ruf der Prager Schlacht hallte durch ganz Europa wieder. Die Freunde des Königs jubelten, seine Feinde bebten, und in der ersten Bestürzung wollte Maria Theresia aus Wien fliehen und die Archive wegbringen lassen. Friedrich schrieb auf dem Schlachtfelde an seine Mutter: „Der Feldzug ist für die Oestreicher verloren, und ich habe mit 150,000 M. freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreiche, das uns Geld und Mannschaft geben wird. Einen Theil meiner Truppen werde ich absenden, um den Franzosen ein Compliment auszurichten, mit dem übrigen verfolge ich die Oestreicher.“ Aber die Sache wandte sich bald anders.

Nach der Schlacht belagerte Friedrich Prag, in welchem an 50,000 M. öftreichische Truppen zusammen waren, die mit den 80,000 Einwohnern der Stadt bald durch Mangel an Lebensmitteln in die größte Noth kamen. Trotzdem hielt sich die Stadt von Woche zu Woche; sie hoffte auf Entsatz durch Daun, der bei Kollin stand und einen großen Theil der aus der Prager Schlacht geflüchteten Truppen an sich gezogen hatte. Deswegen entschloß sich Friedrich, den Schlag von Pirna und Lowositz zu wiederholen; er ging mit 34,000 M. dem 60,000 M. starken Heere Dauns entgegen, in der Hoffnung, es zu vernichten und dann schnell Prag zur Uebergabe zu zwingen. Daun war ein sehr einsichtsvoller und kriegserfahrener Mann von seltener Kaltblütigkeit und Ausdauer. Einem Feldherrn wie Friedrich gegenüber beobachtete

er die äußerste Vorsicht und war schon zufrieden, wenn er nicht geschlagen wurde. Daun stand auf den steilen Anhöhen von Kollin hinter starken Verschanzungen in sehr fester Stellung und verfügte über eine zahlreiche Artillerie. Die Preußen gingen mit todesmuthigem Heldenmuthe gegen die Verschanzungen vor; siebenmal erneuern sie über die Leichen der gefallenen Brüder ihren wüthenden Angriff, bis zuletzt der rechte Flügel des Feindes geschlagen ist. Schon dachte Daun an den Rückzug. Da änderte der König plötzlich seinen Schlachtplan, seine Befehle wurden nicht gehörig befolgt und ausgeführt, es gab in seinen Linien eine Lücke. In diese warfen sich sächsische Artillerieregimenter, die zu Daun übergegangen waren, und nun entspann sich ein furchtbarer, erbitterter Kampf zwischen den sächsischen Reitern und dem preußischen Fußvolk. Andre Truppen fielen die Preußen im Rücken an, und so mußten diese endlich im ungleichen Kampfe unterliegen und sich zurückziehen. Der linke Flügel der Preußen, der gesiegt hatte, wollte eben — es war 9 Uhr Abends — Victoria schießen, da kam ihm die Nachricht zu, die Schlacht sei verloren. Nun mußten auch diese siegreichen Truppen sich zurückziehen, und sie thaten es in solcher Ordnung, daß der Feind nicht wagte, sie zu beunruhigen. 13,000 Preußen und 9000 Oestreicher bedeckten das Schlachtfeld.

Die Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) war die erste Schlacht, die Friedrich verlor. Er selbst hatte in dem unglücklichen Kampfe wie ein Verzweifelter dem Tode getrotzt. Als alles um ihn niederstürzte und zurückwich, führte er noch etwa 40 Mann mit klingendem Spiel gegen eine Batterie; auch diese flohen zum größten Theil, aber der König drang weiter vor, bis ein Adjutant ihm zurief: „Wollen denn Ew. Majestät die Geschütze allein nehmen?“ Noch am Spätabend sollte die Garde einen letzten Angriff versuchen; als sie zögerte, rief ihr Friedrich voll Wuth zu: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben!“ „Hör', Fritze“, antwortete ihm ein bärtiger Grenadier, „für 13 Pfennige, dächt' ich, wär's für heut genug.“ Auf dem Rückzug brachte ein blutender Reiter dem ermatteten König in seinem Helm einen Trunk Wasser mit

den Worten: „Ew. Majestät trinken doch; laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben." Am Abend fand man den König in Nimburg in trüben Betrachtungen auf einer Brunnenröhre sitzend, während er mit seinem Stock gesenkten Blickes Figuren in den Sand zog. Als der geringe Rest seiner Garde an ihm vorübermarschirte, sprach er mit Thränen im Auge: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." „Leider", antworteten sie, „wir sind heute nicht gut angeführt worden." „Nun, habt nur Geduld", fuhr er fort, „ich werde alles wieder gut machen."

Die nächste Folge der unglücklichen Schlacht bei Kollin war, daß Friedrich die Belagerung von Prag aufheben und sich mit seinen Truppen nach Sachsen zurückziehen mußte. Der Zauber seiner Unbesiegbarkeit war geschwunden, und seine Feinde drangen jetzt ermuthigt von allen Seiten vor. Die Schweden fielen in Pommern ein, die Russen unter Apraxin schlugen in Ostpreußen den Feldmarschall Lehwald bei Großjägerndorf (30. Aug.). Die Franzosen besiegten unter d'Estrées den Herzog von Cumberland bei Hastenbeck an der Weser (26. Juli) und zwangen ihn zu der Convention in Kloster-Seven, in der er versprach, sein Heer zu entlassen. Ein anderes französisches Heer unter Soubise drang in Verbindung mit der Reichsarmee in Thüringen ein. Gegen dieses wandte sich Friedrich zuerst mit einem Heere von 22,000 Mann. Er schickte seinen tapferen Reitergeneral Seidlitz voraus, der die Franzosen aus Leipzig und Halle vertrieb und wie im Fluge bis Gotha kam. Hier wollte sich eben Soubise mit seinen Offizieren in dem herzoglichen Schlosse zur Tafel setzen, als der Schreckensruf erscholl: „Die Preußen kommen!" Die Franzosen entflohen in Hast, nnd Seidlitz setzte sich mit seinen Offizieren an den gedeckten Tisch. 150 französische Soldaten wurden noch gefangen und dazu der ganze französische Troß: Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs, lüderliche Frauenzimmer, Komödianten und ähnliches Volk. Seidlitz sagte: „Das Pack kann ich nicht brauchen, die dienen uns besser, wenn sie fortfahren, unsere Feinde

zu verweichlichen", und jagte sie fort. Er verfolgte die französischen Truppen bis Eisenach.

Nachdem Soubise noch Verstärkung an sich gezogen, rückte er vor bis Leipzig, und nicht weit von dieser Stadt kam ihm Friedrich mit seinen 22,000 M. entgegen und lieferte ihm die Schlacht bei Roßbach (5. Novbr. 1757). Das französische Heer betrug mit den Reichstruppen 64,000 M. Die übermüthigen Franzosen verspotteten den „Marquis von Brandenburg", den sie in einem Sacke fangen wollten. Soubise schrieb nach Paris: „Um die Neugierde meiner Landsleute zu befriedigen, werde ich ihnen nächstens den kleinen Marquis gefangen zuschicken." In einem weiten Bogen zogen sie sich um das preußische Lager her, während Friedrich ruhig mit seinen Generalen zu Mittag speiste. Erst um halb drei Uhr gab er den Befehl, das Lager abzubrechen. Mit Blitzesschnelle war die Verwandlung vollzogen, in einer halben Stunde standen die Preußen in Schlachtordnung. Schon nach den ersten Schüssen einer preußischen Batterie ergriffen die Reichstruppen die Flucht. Seidlitz überflügelte, von einer Hügelreihe gedeckt, unbemerkt den Feind, und als er in die Nähe gekommen, warf er seine Pfeife fort und rief: „Kinder, jetzt ist Zeit, die Pfeife ausgehen zu lassen!" Er stürzte mit Ungestüm in die französischen Schwadronen und warf sie in kurzer Zeit auseinander, während der König und sein Bruder, Prinz Heinrich, das französische Fußvolk in Unordnung brachten. Nach anderthalbstündigem Kampf war die Schlacht entschieden, und die Franzosen flohen in wilder Flucht davon. Erst am Rhein und Main machten sie wieder Halt. Von den 27 preußischen Bataillonen waren nur 7 im Gefecht gewesen. Die Franzosen verloren über 3000 M. an Todten und Verwundeten und 5000 Gefangene, die Preußen hatten einen Verlust von 376 M. Sie erbeuteten 67 Kanonen und 22 Fahnen und fast das ganze feindliche Gepäck, darunter eine Menge von Pudermänteln, Haarbeuteln, Pomadebüchsen, Schlafröcken, Sonnenschirmen und ähnlichen Geräthen des Luxus.

Das war ein lustiger und glänzender Sieg. Ganz

Deutschland ohne Unterschied jubelte, daß diese übermüthigen Franzosen, die so lange Zeit Deutschland bedrängt und beraubt hatten, endlich einmal von deutschen Waffen blutig und fast lächerlich heimgejagt worden waren. Es entstanden zahllose Siegeslieder und Spottgedichte. Noch heute wird im preußischen Heere das Lied gesungen, dessen eine Strophe lautet:

„Und wenn der alte Fritze kommt
Und klopft auf seine Hosen,
Da läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

England war voll Begeisterung für den großen König und feierte die Schlacht bei Roßbach durch Illuminationen. Die Convention von Kloster-Seven mußte aufgehoben werden, und Georg II. erbat sich von Friedrich einen Anführer für seine Truppen, welche gegen die Franzosen in Deutschland kämpfen sollten. Friedrich schickte den kühnen Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Aber so glänzend der Glücksstern des Königs nach der Niederlage bei Kollin durch die Schlacht bei Roßbach wieder aufgestiegen war, so war er doch immer noch in einer bedenklichen Lage. Die Russen waren allerdings wieder aus Preußen zurückgezogen, aber die Oestreicher hatten sich eines großen Theils von Schlesien bemächtigt. Sie hatten die Festung Schweidnitz erobert, hatten den Herzog von Braunschweig-Bevern bei Breslau besiegt und gefangen genommen und Breslau besetzt. Friedrich bot alles auf, um Schlesien durch einen neuen Sieg zu retten. Er zog von Roßbach aus mit seinen begeisterten Truppen nach Schlesien, und nachdem er die Reste von der Armee des Herzogs von Bevern an sich gezogen, lieferte er am 5. Decbr. unweit Breslau bei dem Dorfe Leuthen mit 33,000 M. dem 80,000 M. starken östreichischen Heere unter Karl von Lothringen und Daun eine Schlacht. Der Prinz von Lothringen nannte spottend das heranziehende preußische Heer die „Potsdamer Wachtparade". Die östreichische Schlachtlinie zog sich über eine Meile weit hin und war auf dem rechten Flügel, wo sie den Angriff erwartete, am stärksten. Das erkannte Friedrich und beschloß, auf dem

andern Flügel anzugreifen. Er ließ plötzlich seine Truppen in schiefer Richtung gegen den linken feindlichen Flügel abmarschiren. Als Daun das sah, sprach er zu Karl von Lothringen: „Die Leute gehen; man störe sie nicht.“ Um 1 Uhr Nachmittags schritt Friedrich zum Angriff. „Zieh Er mit Gott“, sprach er zu jedem seiner Anführer, „und schlag Er den Feind.“ Seine Truppen stürzten sich mit solcher Heftigkeit auf den linken Flügel der Oestreicher, daß dieser fast augenblicklich auf die Mitte des Heeres geworfen wurde. Hier kam es in dem Dorfe Leuthen zu einem hartnäckigen Kampfe, der mehrere Stunden dauerte. Unterdessen ward die östreichische Reiterei des rechten Flügels von der preußischen geschlagen, und das entschied die Schlacht; die Flucht der Oestreicher ward allgemein. Nie hatten die Preußen mit solcher Kampflust gestritten, nie waren die Anordnungen des Königs pünktlicher und kaltblütiger ausgeführt, nie war ein herrlicherer Sieg erfochten worden. Der dreimal stärkere Feind war in wenig Stunden gänzlich geschlagen. Die Preußen hatten in dieser Schlacht 1200 Todte und 2500 Verwundete, die Oestreicher verloren außer 6574 Todten und Verwundeten mehr als 20,000 M. Gefangene und 130 Kanonen.

Am 19. Decbr. ergab sich Breslau, und 18,000 Oestreicher streckten die Waffen. Ganz Schlesien war wieder in Friedrichs Gewalt. Er hatte sich in diesem blutigen Jahre siegreich behauptet und bot daher der Kaiserin Maria Theresia den Frieden an. Aber diese würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Deshalb mußte im Winter für Verstärkung des Heeres gesorgt werden. Freiwillig stellte sich dem großen König eine Menge kriegslustiger Männer, so daß er das Heer auf 208,400 M. Fußvolk und 5,400 M. Reiterei brachte. — Auch

das Jahr 1758 war im Ganzen für Friedrich glücklich. Ferdinand von Braunschweig trieb die Franzosen von der Elbe über die Weser und den Rhein und schlug sie in der Schlacht bei Crefeld (23. Juni) aufs Haupt. Der König selbst drang im Frühjahr, nachdem er die Festung Schweidnitz wieder gewonnen, in Mähren ein und belagerte Olmütz.

Durch die Wegnahme einer Zufuhr von 3000 Wagen zwangen ihn die Oestreicher die Belagerung aufzuheben und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Er bewerkstelligte diesen Rückzug so meisterhaft und kühn, daß man staunte und sprach: „Friedrich hat nicht blos den Cäsar, sondern auch den Xenophon studirt". Von Schlesien aus zog er in die Neumark, um die Russen zu züchtigen. Diese waren schon im Januar unter Fermor in das von Truppen ganz entblößte Preußen eingefallen und hatten das Land ihrer Kaiserin huldigen lassen; darauf rückten sie in die Neumark vor und verheerten alles mit empörender Barbarei. Die Festung Küstrin wurde in Trümmer geschossen, ohne daß die Besatzung sich ergab. Da erschien Friedrich mit einer Streitmacht von 32,000 M. Die Russen hatten 50,000 M. Sobald die durch den Marsch ermüdeten Truppen sich erholt hatten, führte Friedrich sie zur Schlacht, am 25. August. Diese Schlacht bei Zorndorf war die blutigste im ganzen Krieg. Die Truppen kämpften mit der größten Erbitterung. Die Preußen hatten sich vor der Schlacht das Wort gegeben, daß sie keinen Pardon geben wollten; als dies bei den Russen bekannt wurde, riefen sie: „So geben wir auch keinen Pardon!" Friedrich richtete seinen Hauptangriff gegen den rechten feindlichen Flügel, nach demselben Plane, wie in der Schlacht bei Leuthen, und mit demselben Erfolge. Die russischen Bataillone wurden gegen die Mitte des Treffens zurückgedrängt, wo dann ein wilder furchtbarer Kampf entstand. Der tapfere Seidlitz brachte wie bei Roßbach die Entscheidung. Er warf zuerst mit seinen Reitern auf dem linken russischen Flügel die feindlichen Reiter auf das Fußvolk und brachte es in Verwirrung, dann half er auf dem andern Flügel die Niederlage des Feindes vollenden. Die Schlacht dauerte den ganzen Tag und artete in ein regelloses Gemetzel aus; man schlug sich fast nur mit Kolben, Säbel und Bajonnet. Als die rohen russischen Soldaten alles verloren sahen, stürzten sie sich auf die Brantweinfässer in ihrer Wagenburg und soffen in viehischer Weise. Die Offiziere zerschlugen die Fässer, daß der Brantwein auf die Erde floß. Da warfen sie sich auf den Boden und soffen

weiter. Erst am folgenden Tage verließen die geschlagenen Russen das Schlachtfeld und zogen gen Osten ab. Sie hatten 20,000 M., 5 Generäle, 941 Offiziere, 103 Kanonen und 27 Fahnen verloren. Aber auch der Verlust der Preußen war groß, er betrug mehr als 11,000 M.

Friedrich ließ einen Theil seines Heeres zur Beobachtung der Russen zurück und eilte nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich von Daun hart bedrängt ward. In der Lausitz stieß er am 10. Octbr. auf Daun, der sich auf den Höhen, welche das Dorf Hochkirch umschlossen, verschanzt hatte und dem König den Weg sperrte. Dieser schlug auf einer Fläche, die dem feindlichen Feuer ausgesetzt war, sein Lager auf. Die Offiziere machten ihm über die Gefahr dieser Stellung die eindringlichsten Vorstellungen; der Marschall Keith rief: „Wenn die Oestreicher uns hier ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden." Friedrich antwortete: „Ich hoffe, daß sie sich mehr vor mir, als vor dem Galgen fürchten." Aber die kecke Zuversicht des Königs ward schwer bestraft. Drei Tage lang verhielt sich Daun ruhig und erweiterte, als wenn er sich vor einem Angriff der Preußen fürchtete, zum Schein seine Verschanzungen. Nachdem er so den König völlig sicher gemacht, führte er in der Nacht vom 13. auf den 14. Octbr. seinen wohl vorbereiteten Ueberfall aus. Unbemerkt ordnete er hinter den Höhen seine Angriffscolonnen, und als in dem preußischen Lager sich alles zur Ruhe begeben, kamen östreichische Soldaten, die sich als Ausreißer meldeten, nach einander in solcher Zahl zu den preußischen Wachen, daß sie dieselben überwältigen konnten. Jetzt schlug die Thurmuhr in Hochkirch die fünfte Morgenstunde; das war das bestimmte Zeichen zum Angriff. Die preußischen Wachen wurden überwältigt, die kaiserlichen Bataillone brachen in das Lager ein, sie nahmen in raschem Anlauf eine große preußische Batterie, welche die Hauptgasse bestrich, in der die Preußen sich sammeln mußten. Halb bekleidet stürzten die preußischen Soldaten, mit den Waffen in der Hand, aus den Zelten, trotz der Dunkelheit, des Schreckens und der Verwirrung ordnen sich rasch die Regimenter, um nach den bedrohten Punkten in den

Kampf zu eilen. Ganze Reihen werden in den Gassen von den Geschützen niedergeschmettert. Es gab in der Dunkelheit und dem Nebel ein wildes verzweifeltes Kämpfen. Am fürchterlichsten war das Ringen in und um Hochkirch selbst, das der König um jeden Preis zu behaupten suchte. Hier fiel der Marschall Keith, von zwei Kugeln durchbohrt, dem Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Kugel den Kopf weg, der Prinz Moritz von Anhalt wird schwer verwundet und fällt in Feindeshand, dem König wird das Pferd unter dem Leibe erschossen. Den Kirchhof von Hochkirch behauptete der Major Lange mit 600 M. gegen 22 kaiserliche Bataillone, wie ein zweiter Leonidas. Hier fielen in dieser mörderischen Nacht die meisten Oestreicher. Friedrich, ruhig und besonnen in der allgemeinen Verwirrung, rettete an der Spitze von 6 Bataillonen den einzigen Rückzugsweg, den Paß von Drehsa. Durch diesen führte er nach fünfstündigem Kampfe, als der Nebel sich verzog, sein geschlagenes Heer auf eine nahe Anhöhe, während Seidlitz mit seinen verwegenen Reitern den Marsch des Heeres deckte. Der Abzug geschah in solcher Ordnung, daß Daun keine Verfolgung wagte. Der König verlor in diesem Ueberfall bei Hochkirch über 9000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 101 Geschütze, 28 Fahnen und fast alles Gepäck. Aber der Verlust der Kaiserlichen an Todten und Verwundeten war nicht geringer.

Als Friedrich auf der genannten Höhe sein Heer an sich vorübermarschiren ließ, rief er, tiefes Weh im Herzen, aber mit heiterem Angesicht, einigen Artilleristen zu: „Kinder, wo habt ihr denn eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt." „So wollen wir sie ihm", erwiederte der König, „bei Tage wieder abnehmen; nicht wahr, Kanoniere?" „Ja", riefen sie, „das ist recht; sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!"

Trotz diesem Unglück bei Hochkirch behauptete Friedrich doch nicht blos Sachsen, sondern auch Schlesien. Die Oestreicher zogen sich nach Böhmen zurück.

Das Jahr 1759 war für Friedrich das unglücklichste des ganzen Krieges. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz zwar

blieb Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen siegreich. Nachdem er am 13. April bei Bergen in der Nähe von Frankfurt vom Herzog von Broglie zurückgeschlagen worden war, erfocht er am 1. August über diesen und den Marschall von Contades, welche ihre Heere vereinigt hatten, bei Minden in zwei Stunden einen vollständigen Sieg. Dagegen auf dem östlichen Kriegsschauplatz gelang es den Russen unter Soltikow, nachdem sie den General Wedel bei dem Dorfe Kay (unweit Züllichau) geschlagen (23. Juli), sich mit den Oestreichern unter Laudon bei Frankfurt an der Oder zu vereinigen. Laudon war unter allen Generalen, die im 7jährigen Kriege gegen Friedrich stritten, der bedeutendste. Nachdem er zuerst bei den Russen gedient, suchte er eine Stelle bei Friedrich; aber Friedrich sagte, als er sich ihm vorstellte: „Seine visage gefällt mir nicht", und wies sein Anerbieten ab. Nun begab sich Laudon nach Wien; hier erhielt er eine Hauptmannsstelle, und er zeichnete sich bald so aus, daß er zu den höchsten militärischen Ehren emporstieg. Er hat Friedrich manchen schlimmen Schlag versetzt, und dieser mag oft bereut haben, daß er den ausgezeichneten Mann von sich gestoßen.

Die vereinigten Oestreicher und Russen, 88,000 M. stark, bedrohten die Mark Brandenburg, und Friedrich selbst mußte aus Schlesien zum Schutze herbeieilen. Mit etwa 48,000 M. kam er in die Nähe von Kunnersdorf bei Frankfurt a. O., wo die Feinde, auf einer Hügelkette wohl verschanzt, ihn erwarteten. Am 12. August rückte der König zur Schlacht heran. Morgens 2 Uhr brach er auf und kam nach einem ermüdenden Marsche in drückender Hitze um 11 Uhr dem russischen linken Flügel gegenüber. Sogleich begann er den Sturm. Mit der gewohnten Bravour gingen die Preußen unaufhaltsam vor und eroberten 7 Schanzen mit 180 Geschützen. Der linke russische Flügel ist völlig geschlagen, und der König sendet Abends 6 Uhr die Kuriere mit der Siegesbotschaft nach Berlin ab. Die Generale riethen dem König, sich für heute mit dem erfochtenen Erfolge zu begnügen, da der Soldat zu ermattet und der Erfolg ja doch ge-

sichert sei; aber der König wollte einen vollständigen Sieg und muthete seinen erschöpften Truppen zu, noch den Berg, welchen Laudon besetzt hielt, zu stürmen. Nun bekommen es die abgematteten preußischen Truppen mit den frischen Truppen des kühnen Laudon zu thun, der mit Hunderten von Kanonen die Stürmenden empfängt. Unter dem fürchterlichen Feuer sanken ganze Regimenter blutend zu Boden; alles Ringen und Kämpfen war vergebens, das preußische Heer erlitt eine vollständige Niederlage, der Rückzug artete in eine allgemeine regellose Flucht aus. Dennoch wollte der König das Schlachtfeld nicht verlassen; in Verzweiflung rief er: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!" Zwei Adjutanten waren an seiner Seite gefallen, zwei Pferde ihm unter dem Leibe erschossen worden, eine Kugel, die ihn auf die Brust traf, ward glücklich durch ein goldenes Etui in seiner Westentasche in ihrem tödtlichen Laufe gehemmt. Der Rittmeister von Prittwitz riß ihn zuletzt, als die Kosaken eben über ihn herfallen wollten, zur Flucht mit sich fort. „Prittwitz", ruft der fliehende König wiederholt, „Prittwitz, ich bin verloren!" Nach Berlin schrieb er an den Minister von Finkenstein: „Alles ist verloren! Retten Sie die königliche Familie!" und bald nachher: „Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben; Gott befohlen für immer!"

Friedrich hatte fast sein ganzes Geschütz und 20,000 M. verloren. Unter den Opfern der Schlacht befand sich auch der Major Ewald von Kleist, der liebenswürdige Sänger des Frühlings. Schwer verwundet wurde er von Kosaken rein ausgezogen und in einen Sumpf geworfen; russische Offiziere schafften ihn nach Frankfurt, wo er am 24. August starb und feierlich bestattet wurde.

Am Morgen nach der Schlacht hatten sich etwa 5000 M. wieder um den König gesammelt, und nachdem ihm rasch aus Pommern 9000 M. zugeführt worden waren und viele der versprengten Soldaten sich wieder bei ihm eingestellt hatten, sah er sich aufs neue im Stande, den drohenden Gefahren zu begegnen. Man hatte gefürchtet, daß die Russen und Oestreicher nach der Schlacht bei Kunnersdorf vereint in Bran-

denburg einfallen und auf Berlin losgehen würden. Allein dies geschah nicht. Zu des Königs Glück entzweiten sich die feindlichen Anführer. Soltikow sagte, als Daun und Laudon ihn zum Zuge nach Berlin aufforderten: „Ich habe in diesem Feldzuge bereits zwei Schlachten gewonnen; es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin alles allein thue. Sobald auch Sie zwei Schlachten gewonnen, werde ich vorrücken." Er zog nach Polen zurück. Wahrscheinlich hatte er den geheimen Auftrag, Friedrich bis zu einem gewissen Grade zu schonen. Die Kaiserin von Rußland wollte blos Ostpreußen gewinnen, wünschte aber nicht die völlige Zertrümmerung der preußischen Macht, welche hauptsächlich Oestreich zum Nutzen gewesen wäre.

Friedrich konnte nach dem Abzug der Russen sich nach Sachsen wenden, wo Daun Dresden genommen hatte. Der König sandte den General Fink mit 15,000 M. nach Maxen (in der Nähe von Pirna), dem östreichischen Heer in den Rücken, um es von Böhmen abzuschneiden. Fink erkannte die Schwierigkeit dieses Auftrags und machte Gegenvorstellungen; aber der König sagte: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leide; mach Er, daß Er fortkommt." Fink wurde von der ganzen feindlichen Macht umringt und mußte sich nach verzweifeltem Versuche, sich durchzuschlagen, mit 13,000 M. ergeben (21. Novbr.). Daun nannte das Unglück des Tapferen spottweise „den Finkenfang", und die Sachsen freuten sich nicht wenig, daß den Preußen dasselbe Schicksal bereitet war, das ihre Truppen vor einigen Jahren ungefähr an derselben Stelle erfahren hatten. Indeß konnte Friedrich dennoch in Sachsen seine Winterquartiere halten, und seine eigenen Lande blieben bis auf Ostpreußen, das die Russen in Besitz hatten, von Feinden frei.

Das Jahr 1760. In diesem Jahre schickte Friedrich seinen Bruder Heinrich zum Schutze der Mark gegen die Russen; der Prinz von Würtemberg sollte die Schweden im Zaume halten, General von Fouquet in Schlesien die Pässe gegen Böhmen bewachen, der König selbst wollte Sachsen decken. Er wollte sich nach allen Seiten auf die Defensive



beschränken; denn seine Kriegsmittel hatten sich sehr verringert. Seine alten guten Truppen lagen zum großen Theil auf den Schlachtfeldern begraben, und die neuen Truppen, die er mit Mühe zusammenpreßte, waren nicht geübt und geschult; es fehlte so an Offizieren, daß Kadetten, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren, die Offiziersstellen erhielten. Geld wurde namentlich durch Brandschatzung Sachsens beschafft und dadurch, daß man die neugeprägten Münzen in ihrem Gehalte verschlechterte. Indeß Friedrich setzte den Krieg guten Muthes weiter fort. „Wer von uns in diesem Kriege", sagte er, „den letzten Thaler in der Tasche behält, der wird Sieger bleiben", und der Muth, den der große Mann selbst zeigte, theilte sich auch seinen Truppen mit, so daß auch die neu eingestellten Leute bald mit Begeisterung mit ihm in den Kampf zogen und sich schlugen, wie die frühere alte Mannschaft.

Fouquet, der nur mit 14,000 M. bei Landshut stand, wurde am 17. Juni von Laudon mit 38,000 M. angegriffen. Nachdem er den ganzen Tag sich in dem ungleichen Kampfe aufs tapferste gehalten, erlag er der Uebermacht. Die Reiterei schlug sich durch, er selbst ward mit 4000 M. gefangen. Auf diese Unglücksnachricht sagte der König, seine Bestürzung unterdrückend, zu seinen Offizieren: „Fouquet ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt." Schlesien war jetzt dem Feinde preisgegeben; Glatz wurde von Laudon erstürmt, und Breslau war gefährdet. Deshalb zog Friedrich aus Sachsen, wo er mit der Belagerung Dresdens beschäftigt war, nach Schlesien, und hier erfocht er über Laudon am 15. August bei Liegnitz einen glänzenden Sieg. Dadurch gewann er wieder ganz Schlesien mit Ausnahme von Glatz.

Im October drangen russische und östreichische Schaaren in der Mark ein, und der russische General Tottleben hielt seinen Einzug in Berlin, das eine Kriegssteuer von 4 Mill. Thlr. zahlen mußte. Als es aber hieß: „Der König kommt!" eilten die Russen wieder davon, und der König, der kaum die Grenzen der Mark überschritten hatte, konnte sich nun nach

Sachsen wenden, das Daun unterdessen fast ganz erobert hatte. Bei Torgau kam es am 3. Novbr. zu einer äußerst blutigen Schlacht. Daun hatte sich auf einer Anhöhe verschanzt, und Friedrich mußte ihn aus seiner festen Stellung vertreiben, wenn er wieder Herr von Sachsen werden wollte. Er schwankte einige Augenblicke und befragte seine Offiziere, ob man eine Schlacht wagen sollte. Alle schwiegen; aber der alte Ziethen, der ausgezeichnete Reitergeneral, sagte: „Majestät, alle Dinge sind möglich, nur eins ist schwerer als das andre." Diese Worte entschieden, die Schlacht wurde beschlossen. Das preußische Heer theilte sich in zwei Theile; der eine unter dem König selbst sollte die Oestreicher von vorn angreifen, während der andre unter Ziethen bestimmt war, sie im Rücken zu fassen. Der König begann den Angriff zu früh, da ein starkes Schießen auf der andern Seite ihn glauben machte, Ziethen sei schon im heißen Gefecht. Ehe er alle seine Truppen geordnet hatte, brach er mit einzelnen Bataillonen aus einem Walde hervor. Er wurde aber mit einer Kanonade aus mehr als 200 Geschützen empfangen, daß manche das Gehör verloren und die Truppen reihenweise zu Boden stürzten. Der König wandte sich öfter um und sagte: „Hat je Einer eine solche Kanonade gehört!" Stets neue Truppen wurden vorgeführt, aber alle Tapferkeit war vergebens. Es wurde Nacht, ohne daß der geringste Vortheil über den Feind errungen war, und der Kern des preußischen Fußvolkes war schon hingeopfert. Während der Dunkelheit herrschte die größte Verwirrung. Hier schossen Preußen auf Preußen, Oestreicher auf Oestreicher, dort lagerten sich ermattet Freunde und Feinde durcheinander um die angezündeten Feuer, ohne Lust, einander feindlich zu behandeln, und entschlossen, sich am Morgen dem siegreichen Theile zu ergeben. Der König brachte die Nacht in einer Dorfkirche zu und schrieb bei einer schwachen Lampe seine Befehle für den morgenden Tag; denn er wollte morgen den Angriff erneuern. Da sprengte auf einmal Ziethen heran und rief dem König die freudige Botschaft zu: „Die Schlacht ist gewonnen, der Feind zieht sich zurück!" Ziethen hatte, nachdem er den Tag über den Feind beschäf-

tigt, noch gegen Abend einen heftigen Angriff gemacht und die Weinberge von Süptitz, den Schlüssel der feindlichen Stellung, genommen, wodurch er den Sieg entschied. Daun, welcher eingeschlossen zu werden befürchtete, räumte jetzt das Feld und nahm seinen Rückzug über die Elbe. Die Preußen verloren in dieser Schlacht 13—14,000 M., die Oestreicher 16,000 M. Friedrich konnte sein Hauptquartier wieder in Sachsen beziehen, wo aber Dresden in östreichischen Händen blieb.

Die letzten Kriegsjahre (1761—1763). Friedrichs Hülfsquellen erschöpften sich immer mehr, zumal da nach dem Tode Georgs II. von England (25. Octbr. 1760) dessen Enkel und Nachfolger, Georg III., die Zahlung der englischen Hülfsgelder einstellte. Dennoch konnte Friedrich vermöge seiner unglaublichen Spannkraft doch wieder für das J. 1761 sein Heer auf 160,000 M. bringen. Seine Feinde aber führten 300,000 M. ins Feld. Namentlich machten die Franzosen große Anstrengungen; doch Ferdinand von Braunschweig trieb sie glücklich zurück. Während Prinz Heinrich in Sachsen Daun beobachtete, übernahm Friedrich selbst die Hauptaufgabe dieses Feldzuges, die Vertheidigung von Schlesien, wo die Russen unter Buturlin und die Oestreicher unter Laudon sich vereinigten. Dieser Uebermacht (140,000 M.) gegenüber verschanzte sich Friedrich mit seinen 55,000 M. in einem Lager bei Bunzelwitz (zwischen Schweidnitz und Silberberg). Die Feinde schlossen ihn von allen Seiten ein, ohne jedoch einen Angriff zu wagen. Zuletzt ging Buturlin, der sich mit Laudon veruneinigt, angeblich wegen Mangels an Lebensmitteln nach Polen zurück. Auch Laudon zog sich zurück, nahm aber am 1. Octbr. die Festung Schweidnitz. In Pommern mußte sich Kolberg, das sich lange tapfer gehalten, aus Mangel an Proviant und Schießbedarf an die Russen ergeben, 16. Decbr.

Im J. 1762 nahmen die Verhältnisse für Friedrich eine günstige Wendung durch den Tod der russischen Kaiserin Elisabeth (5. Januar), der erbitterten Feindin des Königs von Preußen. Ihr Neffe und Nachfolger nämlich, Peter III., war

ein enthusiastischer Verehrer des großen Königs und schloß sofort Friede mit ihm und kurz darauf ein Bündniß, in welchem er ihm alle seine Staaten verbürgte und Truppen zu stellen versprach. Auch die Schweden, welche in dem Kriege nichts Sonderliches gethan und nur durch räuberische Einfälle in Pommern und die Mark dem König geschadet hatten, zogen sich auf Peters Veranlassung von dem Bunde gegen Preußen zurück. Friedrich stand mit 78,000 M. in Schlesien, wo 20,000 Russen unter Czernitschew sich mit ihm vereinigten. Schon schickte er sich an, die 88,000 Oestreicher unter Daun anzugreifen, da erhielt er die traurige Nachricht, daß Peter III. nach einer 6monatlichen Regierung von seiner Gemahlin, die als Katharina II. den Thron bestieg, gestürzt und im Gefängniß von russischen Großen ermordet worden war. Damit war das Bündniß mit Rußland zerrissen. Katharina schickte Czernitschew den Befehl zu, unverzüglich zurückzukehren. Der König bat den russischen Feldherrn, den Befehl noch drei Tage geheim zu halten und, während er selbst den Oestreichern eine Schlacht liefere, sich denselben gegenüber zu stellen, ohne an dem Kampfe theilzunehmen. Czernitschew, der dem König sehr ergeben war, sagte: „Es kostet mich vielleicht mein Leben; aber hätte ich zehn Köpfe zu verlieren, ich gäbe alle zehn hin, um Ihnen, Sire, zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe". Friedrich lieferte also am 21. Juli den Oestreichern bei Burkersdorf (unweit Reichenbach) eine Schlacht. Daun, der von dem Vorgefallenen nichts wußte, war gezwungen, einen Theil seiner Truppen den Russen entgegenzustellen und mit geringerer Macht gegen den König zu kämpfen. Der König führte seine Truppen zum Sturm gegen die Höhen mit den Worten: „Heute muß es biegen oder brechen!" und schlug die Oestreicher, daß sie sich an die böhmische Grenze zurückziehen mußten. Am folgenden Tage zog Czernitschew ab, mit der Versicherung, daß seine Kaiserin Friede halten werde. Denn diese hatte aus dem Briefwechsel Friedrichs mit Peter ersehen, daß der König sie hochschätzte und bestrebt gewesen war, den Kaiser von seinem rohen Betragen gegen seine Gemahlin abzubringen.

In Folge des Sieges bei Burkersdorf war es dem König möglich, auch Schweidnitz wieder zu erobern. In Sachsen erfocht Prinz Heinrich, welchem der König das Zeugniß gab, daß er der Einzige sei, der in diesem Kriege keinen Fehler gemacht, einen Sieg über die Oestreicher und die Reichstruppen bei Freiberg (29. Octbr.). Im Westen führten die Franzosen gegen Ferdinand von Braunschweig nur noch einen Vertheidigungskrieg. Alle kriegführenden Mächte fühlten sich erschöpft und wünschten den Frieden, und so kam denn endlich am 15. Februar 1763 auf dem Jagdschlosse Hubertsburg (zwischen Meißen und Leipzig) der Friede zwischen Preußen, Oestreich und Sachsen zu Stande, in welchen auch das deutsche Reich mit eingeschlossen ward. Mit Frankreich schloß Preußen am 13. März zu Wesel einen besonderen Vertrag ab. Der Hauptartikel des Hubertsburger Friedens war, daß jeder Staat seine Grenzen behielt, wie sie vor dem Kriege gewesen waren. So hatte sich denn Friedrich gegen so viele mächtige Gegner siegreich behauptet, daß er auch nicht ein Dorf verlor, und er hatte sich einen unvergänglichen Heldenruhm erkämpft. Alle Welt erkannte in ihm den größten Mann seines Jahrhunderts.

Zu gleicher Zeit mit dem 7jährigen Kriege in Deutschland führten die Engländer und Franzosen einen 7jährigen Krieg zur See, in Nordamerika und in Ostindien, in welchem die Franzosen den Kürzeren zogen. Der Krieg ward beendigt durch den Frieden zu Paris, 10. Febr. 1763. England erhielt von Frankreich ganz Canada, die französischen Besitzungen am Senegal und mehrere Inseln in Westindien. Da es um dieselbe Zeit auch große und wichtige Besitzungen in Ostindien erwarb, so erreichte es damals den Gipfel seiner Macht.

XX. Die Regierungszeit Friedrichs d. Gr. nach dem 7jährigen Kriege.

1763—1786.

Der 7jährige Krieg hatte alle kriegführenden Mächte ungeheure Opfer gekostet. Frankreich und Schweden waren dem Bankerotte nah; nicht viel besser stand es in Oestreich; Sachsen war völlig ausgesogen. Friedrich war ohne Staatsschulden aus dem Kriege hervorgegangen; aber seine Länder, welche vom Feinde schwer heimgesucht und zugleich gezwungen waren, die äußersten Kräfte zur Bekämpfung der Feinde anzuspannen, lagen verwüstet, ausgesogen und entvölkert da; 180,000 Söhne des Landes waren auf den Schlachtfeldern gefallen. Der Ackerbau, alle Gewerbe und aller Verkehr lag danieder; es gebrach so sehr an Männern, daß die Weiber vielfach den Pflug führen mußten. Aber trotz der Zerrüttung aller Verhältnisse verlor das Volk den Muth nicht; es sah mit Stolz und mit Vertrauen auf seinen großen König, der mit unermüdlicher Thätigkeit und väterlicher Sorgfalt die Schäden zu heilen suchte, und arbeitete selbst mit Rüstigkeit, um sich aus der Noth emporzuheben. Den Ackerbauern fehlte das Gespann für den Pflug; der König vertheilte an sie 35,000 Kriegspferde, die jetzt nicht mehr nöthig waren, unentgeltlich; er öffnete seine Magazine, die für die Fortsetzung des Krieges gefüllt worden waren, und schenkte seinen Unterthanen Getreide zur Nahrung und zur Saat, er ließ von seinem Gelde die eingeäscherten Häuser wieder aufbauen. Der Neumark und Pommern, welche am meisten durch den Krieg gelitten hatten, erließ er die Steuern auf zwei Jahre, den Schlesiern auf ½ Jahr. Aus seiner eigenen Kasse schenkte er seinen Unterthanen in den 23 Jahren nach dem Kriege 24 Mill. Thlr. So geschah es, daß die Wunden des Krieges bald verschwanden, daß unter der schöpferischen Hand des Königs wieder ein reiches, reges Leben in allen Bereichen menschlicher Thätigkeit aufblühte und Preußen, von Friedrichs Geiste belebt, die

meisten Staaten Europas an Wohlstand und Ordnung übertraf. Die Welt bewunderte in dem Helden Friedrich auch den großen Staatsmann.

Auch für die Erhaltung der kriegerischen Macht Preußens sorgte der König in den Friedensjahren aufs beste. Das Heer wurde vollzählig gemacht und sorgfältig eingeübt, die Magazine und Zeughäuser gefüllt, die Festungen verstärkt. Durch Sparsamkeit und einen streng geregelten Staatshaushalt wurde der Staatsschatz vermehrt; denn das Geld ist, wie Friedrich wohl wußte, für die Kriegsführung das nothwendigste Erforderniß. Er hinterließ einen Schatz von 70 Mill. Thlr. Neben Rußland, Oestreich, England und Frankreich stand seit Friedrich der preußische Staat trotz seines geringeren Umfangs (3524 Quadratmeilen mit $5^2/_3$ Mill. Einwohnern) als fünfte Großmacht da.

Die Regierung Friedrichs II. hatte seit 1763 einen vorzugsweise friedlichen Character. Doch schien der Friede einmal gestört zu werden durch die Verhältnisse in dem Königreiche Polen. Dieses unglückliche Land war durch seine Verfassung als Wahlreich, in welchem jeder Edelmann durch seinen Einspruch (das liberum Veto) die Beschlüsse des Reichstags zu nichte machen konnte, in eine heillose Verwirrung und Zerrüttung gerathen. Die Polen selbst zerfleischten sich voll Leidenschaft in politischen und religiösen Parteikämpfen. Diese Zustände benutzte die russische Kaiserin Katharina II., sich einzumischen und Polen ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Als der polnische König August III. von Sachsen im J. 1763 gestorben war, verschaffte sie den Thron dem ihr ergebenen Grafen Stanislaus Poniatowsky, und seitdem war Polen unter beständiger russischer Vormundschaft. Die russischen Truppen verließen das vom Bürgerkrieg zerrissene Land nicht mehr, und da die Russen zu gleicher Zeit einen sehr glücklichen Krieg gegen die Türken führten, so befürchteten die benachbarten Staaten, Oestreich und Preußen, eine allzugroße Machtentwickelung Rußlands und vereinigten sich mit Rußland, damit es die eroberten türkischen Länder wieder zurückgäbe, im J. 1772 zu einer gemeinschaftlichen Be-

raubung Polens, das sonst voraussichtlich ganz in russische Hände gekommen wäre. Bei dieser ersten Theilung Polens erhielt Rußland den östlichen Theil von Litthauen bis zur Düna und zum Dniepr (3500 Quadratmeilen), Oestreich erhielt Galizien und Lodomerien (2500 Quadratmeilen), Preußen nahm Westpreußen außer Danzig und Thorn und den Netzdistrikt (631 Quadratmeilen mit 500,000 Einwohnern). Diese Erwerbung war für Preußen von großer Wichtigkeit, weil dadurch Ostpreußen mit der Monarchie in Verbindung gebracht und die Weichselmündung gewonnen wurde. Seitdem nannte er sich König von Preußen, statt König in Preußen.

Wir wollen gleich hier zufügen, daß nach dem Tode Friedrichs d. Gr. Rußland und Preußen im J. 1793 eine zweite Theilung Polens vornahmen, durch welche Rußland etwa die Hälfte von Litthauen, Preußen den größten Theil von Großpolen nebst Danzig und Thorn erhielt (1036 Quadratmeilen mit 1,100,000 Einwohnern). Diese neue Provinz, deren Kern ungefähr das heutige Großherzogthum Posen umfaßte, wurde Südpreußen genannt. Als im März des folgenden Jahres die Polen voll Verzweiflung die russische Besatzung in Warschau theils ermordeten, theils gefangen nahmen und den heldenmüthigen Kosciusko zum Anführer der Erhebung machten, rückten auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., sowie ein östreichisches Heer in das Land und warfen den Aufstand nieder. Kosciusko ward gefangen († 1817 in der Schweiz), und der König Poniatowsky mußte abdanken († 1798 in Petersburg), worauf die drei Mächte zur dritten Theilung und Vernichtung Polens schritten (1795). Die Weichsel bildete die Grenze zwischen Preußen und Oestreich, der Bug schied Oestreich und Rußland, der Niemen Preußen und Rußland. Warschau ward damals preußisch. Auch bei dieser letzten Theilung nahmen Rußland und Oestreich das Meiste für sich und nöthigten Friedrich Wilhelm, sich mit dem kleinen Rest, 860 Quadratmeilen mit 1 Mill. Einwohner, zu begnügen; er nannte diese Besitzungen Neuostpreußen und Neuschlesien. — Die

genannten Mächte begingen durch die Vernichtung Polens ein nicht zu rechtfertigendes Unrecht; indeß kann man zur Entschuldigung Preußens und Oestreichs sagen, daß, wenn sie nicht zugegriffen hätten, Rußland das Ganze genommen haben würde. Denn Polen war nicht im Stande, seine Unabhängigkeit zu behaupten.

Kehren wir zu Friedrich d. Gr. zurück. Im deutschen Reiche spielte er die Hauptrolle, und er wachte sorgfältig darüber, daß Oestreich nicht wieder in Deutschland eine überwiegende Macht bekomme. Deshalb trat er zweimal dem Kaiser Joseph II., welcher für den Verlust Schlesiens durch Erwerbung von Baiern sich entschädigen wollte, mit Entschiedenheit entgegen und nöthigte ihn zum Aufgeben seiner Pläne (s. den folgenden Abschnitt), und noch kurz vor seinem Tode, im J. 1785, schloß er, hauptsächlich um Oestreichs Vergrößerungsplänen einen Damm entgegenzusetzen, den deutschen Fürstenbund, einen unter Preußens Führung stehenden Bund fast aller Mittel- und Kleinstaaten, im welchem jedem Staate sein Territorialbestand garantirt ward.

Am 17. August 1786 starb Friedrich II. nach einer 45jährigen Regierung voll unermüdlicher, bis in seine letzten Tage andauernder Thätigkeit, im 75. Jahre seines Lebens. „Wann wird wieder ein so großer König das Scepter führen?" sprach sein Feind, der Staatskanzler Fürst Kaunitz in Wien. Der Name Friedrichs d. Gr. wird nie untergehen in der Weltgeschichte, der Name „des alten Fritz" nicht in dem Munde des deutschen Volkes. Da er kinderlos war, so folgte ihm sein Neffe Friedrich Wilhelm II. (1786—1797).

XXI. Kaiser Joseph II.

1765—1790.

Maria Theresia saß auf dem östreichischen Throne 40 Jahre, von 1740—1780. Ihr Gemahl, Franz von Lothringen, war unter dem Namen Franz I. 20 Jahre deutscher Kaiser, von 1745—1765. Nach seinem Tode wurde ihr

Sohn, Joseph II., Kaiser, von 1765—1790. Maria Theresia hatte zwar ihren Gemahl sowie nach dessen Tode ihren Sohn zu Mitregenten in Oestreich angenommen, aber sie gab beiden doch nur einen sehr geringen Antheil an der Regierung und wachte mit einer gewissen Eifersucht darüber, daß die Fäden der Regierung in ihren Händen blieben. Und die Regierung war bei ihr in guten Händen; sie war eine ausgezeichnete Herrscherin, die in Oestreich mehr Gutes gestiftet hat, als je ein Mann aus dem habsburgischen Stamm auf dem östreichischen Thron. Mit klugem, bedächtigem Sinn und stetiger Ausdauer führte sie, allmählich umformend, eine Menge von trefflichen Einrichtungen ins Leben, sie ordnete das Finanzwesen, vereinfachte die Rechtspflege, schaffte die Tortur ab, milderte die Leibeigenschaft, sorgte für Handel, Gewerbfleiß und Wissenschaft. Ihrem Sohne Joseph überließ sie fast nur die Sorge für das Militärwesen.

Noch zu ihren Lebzeiten, in den Jahren 1778 und 1779, verwickelte ihr Sohn Oestreich in den s. g. bairischen Erbfolgestreit. Am 30. Decbr. 1777 starb der Kurfürst von Baiern Maximilian Joseph, und mit ihm erlosch die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach. Der nächste rechtmäßige Erbe war Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, als Haupt der älteren Linie des wittelsbachischen Hauses. Aber der Kaiser Joseph machte, auf alte Verträge sich stützend, Ansprüche auf einen großen Theil von Baiern und besetzte das angesprochene Land. Der erschreckte Kurfürst, der kaum in seiner neuen Hauptstadt angelangt war, fügte sich um so williger in die Forderungen des Kaisers, da er kinderlos war, und trat die verlangten Gebietstheile ab. Aber der nächste Erbe des Kurfürsten, der Herzog Karl von Zweibrücken, erhob Einsprache dagegen und wandte sich um Hülfe an Friedrich den Großen. Da Friedrich durch friedliche Unterhandlung in Wien nichts ausrichtete, so kam es zum Krieg; er rückte mit einem Heer in Böhmen ein (5. Juli 1778). Dieser Krieg heißt der bairische Erbfolgekrieg, aber das Volk nannte ihn spottend den „Kartoffelkrieg". Denn auf beiden Seiten zeigte sich keine rechte Kriegslust; es kam zwar zu meh-

reren kleineren Gefechten, aber zu keiner Schlacht, und man schloß am 3. Mai 1779 den Frieden zu Teschen ab. Joseph mußte seinen Ansprüchen auf Baiern entsagen; nur das Innviertel, das Land zwischen Inn, Donau und Salza, kam an Oestreich. Dadurch erhielt es eine unmittelbare Verbindung mit Tirol.

Nicht lange nach dem Tode der Maria Theresia, im J. 1784, nahm Joseph den Plan, sich Baiern anzueignen und dadurch seine Staaten im Westen abzurunden, wieder auf. Er schlug dem Kurfürsten Karl Theodor vor, daß er Baiern an Oestreich abtrete und dafür die östreichischen Niederlande nehme unter dem Titel eines Königreichs Burgund. Die Niederlande waren für Oestreich ein unsicherer Besitz; sie lagen fern von den übrigen östreichischen Landen und waren stets dem Angriffe Frankreichs ausgesetzt. Darum wollte Joseph sich ihrer entledigen, und zwar für einen schönen Preis. Karl Theodor ging auch auf den Vorschlag ein, er wollte das Erbland der Wittelsbacher, das treu an seiner angestammten Fürstenfamilie hing, gegen das unsichere Belgien vertauschen. Aber wiederum that der Herzog von Zweibrücken Einsprache, und Friedrich von Preußen nahm sich seiner an. Dieser stiftete damals den deutschen Fürstenbund und nöthigte den Kaiser, seinen Plan aufzugeben.

Joseph II., der nach dem Tode seiner Mutter zehn Jahre in Oestreich herrschte (1780—1790), war ein edler Mann, von großen Fähigkeiten und vielen Kenntnissen. Er wollte nur das Wohl seiner Unterthanen und beabsichtigte, dem Vorbilde Friedrichs nacheifernd, seine Lande durch eine Menge durchgreifender Reformen zu beglücken. Aber er verfuhr, obgleich bei seinem Regierungsantritt schon ein gereifter Mann von 40 Jahren, in seinem Eifer zu rasch und gewaltsam und bedachte nicht, daß in seinem Reiche zu verschiedenartige Völker waren, welche zum großen Theil für seine Wohlthaten nicht vorbereitet waren. Er wollte seinen Staat nach philosophischen Grundsätzen umbilden, wollte plötzlich in allen seinen Erbländern von Belgien bis nach Siebenbürgen dieselbe Verfassung, dieselbe Gesetzgebung und Verwaltung einführen.

Dadurch aber kränkte er vielfach die Rechte und die Vorurtheile einzelner Personen und Stände sowie ganzer Völker. Die eingreifendsten Neuerungen erlaubte er sich auf dem kirchlichen Gebiete. Er erließ gleich nach seinem Regierungsantritt ein Toleranzedict; dann hob er alle geistlichen Brüderschaften und die meisten (über 700) Klöster auf, deren Vermögen theils dem Religions- theils dem Studienfonds zugewiesen wurde, er beschränkte den freien Verkehr der Geistlichkeit mit Rom u. s. w.

Durch diese Neuerungen entstand Unzufriedenheit in der ganzen Monarchie, am meisten in Belgien und in Ungarn. Er hatte in Ungarn die deutsche Sprache zur Geschäftssprache erhoben und die Constitution vernichtet. Dagegen protestirten die Ungarn mit aller Entschiedenheit, ohne jedoch vor der Hand sich zu ungesetzlichen Schritten verleiten zu lassen. Dagegen in Belgien, wo man besonders wegen der Anordnungen in Kirchensachen unzufrieden war, kam es zu einem förmlichen Aufstand. Der an der Auszehrung krankende Kaiser ward durch diese Widerwärtigkeiten so erschüttert, daß er alle seine Neuerungen widerrief, mit Ausnahme des Toleranzedicts und der Aufhebung der Leibeigenschaft. Vor seinem Tode sprach er den Wunsch aus, man möge auf sein Grab schreiben: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“

Joseph II. starb im J. 1790, und es folgte ihm sein Bruder Leopold II. (1790—1792), der bisher Großherzog von Toscana gewesen. Er mußte den Aufstand der Niederlande mit Gewalt der Waffen unterdrücken.

XXII. Der nordamerikanische Freiheitskrieg.
1773—1783.

Zur Zeit der Königin Elisabeth führte Walter Raleigh eine englische Colonie nach der Ostküste von Nordamerika und nannte das occupirte Land seiner jungfräulichen Königin zu Ehren Virginien. Im Laufe des 17. Jahrhunderts folgte

dann eine Menge neuer Niederlassungen an dieser Küste, meist von Engländern gegründet, die, dem Glaubensdrucke in der Heimath sich entziehend, in der Ferne Ruhe und Duldung suchten. Auch aus Deutschland waren Auswanderer in die englischen Colonien hinübergezogen, und Schweden und Holländer hatten eigene Niederlassungen in jenen Gegenden gegründet. Um das J. 1700 war das ganze 900 Meilen lange Küstenland vor den Alleghanisgebirgen in englischem Besitze.

Die Einwanderer fanden in diesen Gegenden nicht, wie in Südamerika und Mexico, Massen von Gold und Silber; sie mußten im Schweiße ihres Angesichts die Urwälder ausrotten und das Feld bebauen, sie trieben Jagd, Fischerei und Pelzhandel mit den Indianern und mußten gegen diese kriegerischen Stämme ihre Besitzungen stets mit den Waffen in der Hand vertheidigen. Dadurch wurden sie ein kräftiges, abgehärtetes Volk, dessen Liebe zur Unabhängigkeit noch durch die völlige Glaubensfreiheit aller Bekenntnisse und die ihnen von der englischen Regierung gewährten Freiheiten und Vorrechte genährt wurde.

Durch den früher erwähnten 7jährigen Krieg, welchen die Engländer und Franzosen wegen ihrer Colonien in Nordamerika geführt hatten (1756—1763), war die englische Staatsschuld außerordentlich gewachsen. Deshalb suchte das Parlament die Colonien auch zur Steuer heranzuziehen, damit sie einen Theil der Lasten trügen, welche in Folge des um sie geführten Krieges das Mutterland drückten. Aber die Amerikaner beriefen sich auf ihr Recht, sich selbst zu besteuern, und gestanden dem Parlament, das fern in England tagte, die Befugniß nicht zu, sie mit Abgaben zu belasten; sie machten geltend, daß sie in dem Kriege an Menschen und Geld mehr geleistet hätten als England, daß auch sie Schulden gemacht, die sie allein bezahlen müßten, und daß England den Krieg vorzugsweise in seinem Interesse geführt habe. Doch das Parlament gab nicht nach; es gab im J. 1765 die Stempelacte, wonach jede Urkunde in den Colonien für ungültig erklärt ward, die nicht auf englischem Stempelpapier ausgestellt wäre. Dagegen erhob sich der Freiheitssinn der Colo-

lusten, vom Hunger bezwungen, endlich in einer Zahl von 6000 M. ergeben. In diesem Kriege wurde nur mit kleinen Heeren gefochten, und größere Schlachten kamen nicht vor; darum machte diese Gefangennehmung von 6000 M. den Eindruck, als wäre ein großes Heer vernichtet worden, und veranlaßte Frankreich, sich der Sache der Amerikaner thätig anzunehmen. Am 6. Febr. 1778 schloß König Ludwig XVI. mit den Amerikanern ein Schutz- und Trutzbündniß ab, dem auch Spanien beitrat. Der Mann, welcher für Amerika dieses Bündniß abschloß, war Benjamin Franklin, der berühmte Erfinder des Blitzableiters. Der Sohn eines Seifensieders, hatte er als Buchdruckergehülfe eine schwere Jugend durchgemacht, aber, von außerordentlichem Wissensdrange beseelt, sich einen großen Schatz von Kenntnissen auf allen Gebieten der Wissenschaft angeeignet, den er zum Wohle seiner Landsleute und der Menschheit verwerthete. Wegen seiner Einsicht in die Staatsverhältnisse war er von England sowie von seinen amerikanischen Mitbürgern zu mancherlei Unterhandlungen und Staatsgeschäften verwendet worden, und wie Washington durch das Schwert, so hat er durch seine politische Einsicht seinem nach Freiheit ringenden Vaterlande die größten Dienste geleistet. Der einfache, bescheidene Mann wurde, als er sich in Paris zur Abschließung des Vertrags befand, von den Franzosen überall mit enthusiastischer Auszeichnung empfangen; die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, und der Präsident führte ihn in die Versammlung ein mit dem virgilischen Verse:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis.

„Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.“

Seit Frankreich und Spanien sich in den Krieg gemischt, nahm dieser große Dimensionen ein. Es wurde in den beiden Indien und in Afrika gekämpft, zu Land und zur See. In Spanien wurde die englische Felsenfestung Gibraltar von den Spaniern und Franzosen von der See aus durch schwimmende Batterien angegriffen; aber der tapfere Commandant Elliot vernichtete die Batterien durch einen Hagel glühender Kugeln. Im Ganzen war England in dem Seekrieg glücklich;

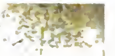
die spanische Seemacht wurde in einer Schlacht bei Cap St. Vincent gebrochen, die französische Flotte erlitt eine gänzliche Niederlage bei der Insel Guadeloupe (1782).

Zu Lande in Amerika kämpften Washington und Lafayette, unterstützt von einem französischen Corps von 6000 M. unter dem General Rochambeau und einer Menge französischer Freiwilligen, im kleinen Kriege weiter, bis sie am 19. Octbr. 1781 den englischen Feldherrn Cornwallis zu Yorkton zwangen, sich mit 8000 M. zu ergeben. Damit war die Unabhängigkeit Nordamerikas entschieden. England, und nicht minder Frankreich und Spanien waren erschöpft und des Krieges müde. In dem Frieden zu Versailles (1783) mußte England die Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten von Nordamerika anerkennen, Florida und Minorca an Spanien, Tabago an Frankreich zurückgeben.

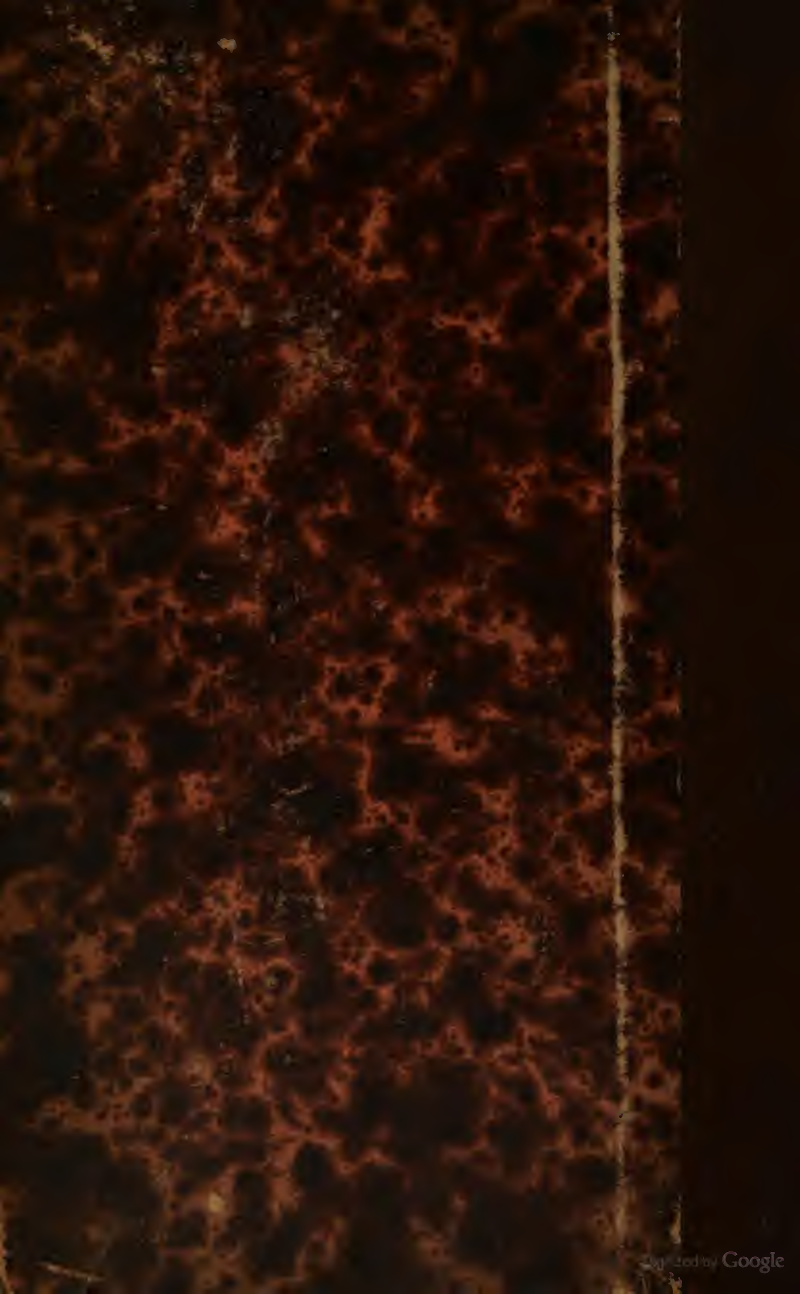
Washington ordnete und festigte den nordamerikanischen Freistaat. Am 17. Septbr. 1787 beschlossen die Abgeordneten der Landschaften eine gemeinsame Verfassung für die vereinigten Staaten, und Washington ward im J. 1789 einstimmig zum Präsidenten der Republik gewählt.

Inhalt.








Digitized by Google